

---

## Zweiter Teil

# In Palästina

---

### Von Damaskus zum Karmel.

**U**nter gewöhnlichen Verhältnissen wäre es am einfachsten gewesen, von Damaskus mit der Bahn über Derat und Samach nach Galiläa zu fahren. Die erste Expedition des Bibelinstituts hatte 1913 die 200 Kilometer lange Strecke zu Pferd gemacht. Wegen des Drusenaufstandes aber war beides nicht zu empfehlen. Wir zogen es deshalb vor, nach Beirut zurückzukehren, um von dort nach Haifa zu gelangen. Dabei hatten wir den großen Vorteil, nicht nur der Gefahr eines unfreiwilligen Aufenthaltes in der Einöde zu entgehen, sondern auch eine historisch viel bedeutsamere Gegend, den Weg über Sidon, Tyrus und Akka kennen zu lernen. Der Tag blieb allerdings wegen der großen Entfernungen, die zu überwinden waren, einer der anstrengendsten auf der ganzen Reise.

In umgekehrter Richtung wie zwei Tage vorher durchquerten wir also wieder den Antilibanon, Cölesyrien und den Libanon. Vieles kam uns fast wie ein guter Bekannter vor, anderes gewann durch die verschiedene Beleuchtung ein neues Gesicht, bald schöner, bald weniger schön. In Schturr setzte uns das Ausbleiben des zweiten Wagens mit vier Genossen in Schrecken. Voll banger Sorge warteten wir einundeine-  
halbe Stunde, bis endlich sich herausstellte, daß der leichtsinnige Wagenführer morgens zu lange geschlafen und dann in der Eile unterlassen hatte, genügend Vorrat an Benzin mitzunehmen; so blieb der Wagen unterwegs liegen, bis vom nächsten Tank der nötige Brennstoff herbeschafft werden konnte. Während der unliebsamen Pause durften wir den Gouverneur des Landes mit großer Begleitung und zwei Wagen mit militärischer Deckung vorbeifahren sehen. Das gab uns auch Aufschluß über einen Triumphbogen nach orientalischem Muster, unter dem wir hindurchgefahren waren. Auf der Paßhöhe des Libanon warf uns der Wind aus den Schluchten heraus dichte, kalte Nebelwolken entgegen, bis tiefer unten die Sonne siegte und Landschaft und Meer mit wunderbarem Licht übergießte. Die St. Josephs-Universität zu Beirut nahm uns zum zweitenmal gastlich auf.



In England ist die Zeit Geld, im Orient dagegen scheinbar wertlos wie die Steine auf dem Acker. Das sollten wir erfahren, als wir in Beirut trotz unserer Eile über zwei Stunden auf die Wagen warten mußten. Als sie endlich eintrafen, versuchten die Führer zuerst höhere Fahrpreise zu erpressen, weil es spät würde, bis wir auf dem Karmel ankämen. Dann aber ging es in rasender Geschwindigkeit der Meeresküste entlang, vorbei an dem lieblich in einer Bucht sich ans Gebirge anschmiegenden Drusendorfe Esch-Schuweisat, am Chan Dhun-Run (Fischmann), wo die Überlieferung den Propheten Jonas vom Fisch ans Land gespien werden läßt. Hinter einem schützenden Kranz von Felsen liegt Sidon, die älteste Stadt der syrischen Küste. Hier gelangten wir zum erstenmal in eine Gegend, die der Sohn Gottes mit seinen Aposteln durchwandert hat. Als nämlich der Haß seiner Feinde immer größer wurde, zog sich Jesus vorübergehend nach Norden zurück und kam „in die Gegend von Tyrus und Sidon“. Auf seiner Seefahrt nach Rom erhielt der Apostel Paulus von dem menschenfreundlichen Offizier, der ihn nach Rom zu bringen hatte, die Erlaubnis, in Sidon die Freunde zu besuchen und einige Erfrischungen zu nehmen. Uns selbst hätten die Sidonier fast erdrückt beim Anbieten ihrer Erfrischungen in Form der schönsten Früchte, aber nicht aus Freundschaft, sondern, um etwas an uns zu verdienen; denn sie forderten ganz ansehnliche Preise. Einige Kilometer weiter südlich begleiten die Ruinen von Sarafand, dem alten Sarepta, eine Strecke lang die Straße. Einst wohnte in diesem Städtchen die Witwe, deren geringen Vorrat an Öl und Mehl der Prophet Elias wunderbar vermehrte. Viele nehmen an, in Sarepta habe Jesus die Tochter der Kanaaniterin von Besessenheit geheilt und den festen Glauben der Frau gelobt.

Am Morgen hatten wir in Cölesyrien den Leontesfluß in der Nähe seiner Quellen als mageres Bächlein überfahren. Jetzt sollten wir ihn dicht vor der Mündung nochmals überfahren. Er ist einer der wenigen Wasserläufe in Syrien und Palästina, die im Sommer nicht austrocknen; er hat etwa die Stärke der Ryll oder Sauer. Um Haaresbreite wäre er uns zum Verderben geworden. Der Chauffeur nahm bei der ersten geländerlosen Brücke die Kurve zu kurz, und nur der großen Schnelligkeit hatten wir es zu verdanken, daß wir nicht tief unten im Wasser landeten, nachdem das linke Hinterrad den Boden verloren hatte.

In dem auf meerumspülten Felsen erbauten Tyrus machten wir nicht Halt; denn die Sonne war schon ins Meer gesunken und der Karmel noch weit. Sehr früh gab es in der ehemals so bedeutenden Handelsstadt eine Christengemeinde. Ihre Bewohner gehörten zu denen, die nach Galiläa wanderten, um dort Jesus zu sehen und sein Wort zu hören, wie die Evangelisten Markus und Lukas erzählen. Der hl. Paulus weilte eine Woche unter den Brüdern zu Tyrus. Vom hl. Geist erleuchtet, baten sie ihn, doch nicht nach Jerusalem zu gehen. Als er sich aber nicht zurückhalten ließ, gaben ihm die Männer, Frauen und



Kinder das Geleite bis vor die Stadt zum Meeresstrand. Dort knieten alle nieder zum Gebet, ehe sie Abschied voneinander nahmen. Ein Bild innigster Gemeinschaft im Urchristentum.

Kurz hinter Tyrus hört das französische Gebiet auf. Die Prüfung der Pässe ging ohne Schwierigkeit vor sich. Aber ein anderes Hindernis stellte sich ein: Die Nacht war hereingebrochen, der Weg eng und schlecht. Da ging dem vorderen Wagen das Licht aus. Die Chauffeure suchten sich zu helfen, indem der zweite Wagen sich dicht hinter dem ersten hielt. Bei dem engen Weg fuhr dieser so im eigenen Schatten. An der gefährdeten „Treppe der Tyrer“, wo früher nur eine Treppe in dem steilen Felsen hart über der Meeresbrandung den geschickten Lasttieren ein Weiterkommen gestattete, jetzt aber eine Straße, so gut es eben ging, aus der Treppe gemacht ist, verlief alles gut. Bald nachher jedoch kamen zwei Kraftwagen in entgegengesetzter Richtung, und da der erste nur den Lichtschein unseres zweiten bemerkte und darum zu spät auswich, sauste er in den Graben. Durch eine Mauer jenseits des Grabens wurde er vor dem Umschlagen bewahrt und so ein größeres Unglück verhütet. Ob er wieder flott wurde, konnten wir nicht mehr feststellen, da wir weiter mußten.

Die Engländer haben an ihrer Zoll- und Paßstelle, etwas südlich von derjenigen der Franzosen, ein Doppeltor errichtet. In den drei Sprachen des Landes: englisch, arabisch und hebräisch prangt in der Mitte die Aufschrift: „Palästina“. Über dem rechten Tor steht: „Einfahrt“, über dem linken: „Ausfahrt“. Ein doppeltes Eisengitter verschließt beide Tore von hüben und drüben. Wir waren also buchstäblich an der *Porta Sion*, dem Tore des neuen Palästina angelangt. Die Festlegung der Grenzlinie nach Syrien hin hat keinen Teil der Vertragsschließenden befriedigt und mußte schon einmal auf Drängen der Juden verlegt werden, sodaß eine Anzahl Ortschaften vom französischen ins englische Gebiet hineinbezogen wurde.

Das vordere rechte Gitter öffnete sich. Während der Paß- und Zollprüfung blieb aber das zweite noch geschlossen. Inzwischen gelang es, dem Wagen wieder Licht zu verschaffen. Dann öffnete der Militärposten das zweite Gitter, und wir waren im hl. Lande. Aus dankbarem Herzen beteten wir laut das *Te Deum* und *Magnificat*. Alle Müdigkeit war vergessen. Unsere Freude steckte den Wagenführer an, sodaß er uns seine arabischen Volkslieder vorsang. Klatschten wir Beifall, so klatschte er begeistert mit und ließ den Wagen allein laufen. Eine Straße hatten wir ja nicht mehr unter den Rädern, sondern fuhren über den Sand des flachen Strandes dahin, so dicht am Wasser entlang, daß die harmlos plätschernden Meereswellen zuweilen die Räder berührten. Ein heutesuchender Schakal wäre beinahe überfahren worden, so erschrocken war das Tier über das daherbrausende Ungetüm mit den zwei Feueraugen. Der übermütige Wagenführer jagte ihm eine Strecke weit nach, gab aber bald das Rennen auf.



Unverhofft standen wir in der Nähe von Haifa vor einem flußähnlichen Wasser, das den Weg versperrte. Ob es der Risonfluß war oder eine Lagune, wußten wir nicht. Vorsichtig schritt der Chauffeur zuerst hinein und stellte fest, daß das Wasser nicht über die Achsen reichte, also durchquert werden konnte. Die Stadt Haifa mit ihrem mehr europäischen als orientalischen Treiben war rasch hinter uns, und hinaufging zur Höhe des Karmel, wo wir im Kloster liebevolle Aufnahme fanden.

Während der ersten Nacht im Lande der Bibel wäre ich am liebsten hinausgewandert über den Höhenrücken des Karmelgebirges, das so reich ist an Erinnerungen aus der heiligen Geschichte. Es war von jeher ein heiliges Gebiet und eine Art Freistadt in juristischer und politischer Beziehung. Seine zahlreichen Höhlen und Grotten im Kalkstein boten schon manchem Unterschlupf, der den Arm der weltlichen Gerechtigkeit fürchten mußte. Der Prophet Amos kann darum den Herrn sprechen lassen: „Selbst wenn sie sich auf dem Gipfel des Karmel versteckten, ich würde sie dort erspähen und herausholen“ (9, 3).

Den größten Ruhm hat der Karmel erlangt durch das Wirken des Propheten Elias. Hier hat er die Baalspriester gestraft, Feuer vom Himmel auf seinen Opferaltar herabgerufen, nach dreijähriger Trockenheit Regen erfleht. In den Tagen des Propheten Elisäus war der Karmel schon ein vielbesuchter Wallfahrtsort und ist es bis heute geblieben. Die Karmelitermönche hüten seit der Stiftung ihres Ordens dieses Heiligtum. Nicht bloß Christen, auch Juden und Mohammedaner pilgern hinauf, um den Schutz des Propheten Elias zu erbitten. Den Christen ist der Karmel zugleich ein der Gottesmutter geweihter Ort. Die Katholiken der Republik Chile haben ihr auf dem Klosterhof eine schöne Ehrensäule errichtet. „Zierde des Karmel“ ist ein liturgischer Ehrenname der Jungfrau von Nazareth.

Am Fuße dieser Mariensäule erlebte ich an jenem stillen Sonntagmorgen einen wunderbaren Sonnenaufgang. Die Stimmen frommer Pilger hatten mich früh genug geweckt, um das einzig schöne Schauspiel genießen zu können, wie der Morgenstern verblaßte und dann über den fernen Bergen im Osten die ersten goldenen Strahlen aufleuchteten, bis die Sonne selbst erschien und ihre Lichtfülle über die Berge und Täler Palästinas und dann über die weite Meeresfläche am Fuße des Karmel ergoß. Ein ergreifendes Bild der Natur für das Übernatürliche: Maria, der Morgenstern; Jesus, die göttliche Sonne der Wahrheit und Gnade, die in Palästina aufleuchtete und dann ihre Strahlen über das Meer hinüber in alle Welt sandte. Unser deutsches Kirchenlied hätte ich laut singen mögen:

„Maria, sei begrüßet,  
Du heller Morgenstern!  
Der Glanz, der dich umfließet,  
Verkündigt uns den Herrn.“



Während ich mich solchen Gedanken überließ, kam der Generalobere der Karmeliter, ein kräftiger, rüstiger Mönch, den wir am Abend noch hatten begrüßen können. Er sattelte im Klosterhof sein Pferd und schritt, das Tier am Zügel führend, den Berg hinab, um irgendwo in der Gegend das hl. Opfer für die zerstreuten Christen darzubringen.

In der Kirche hatten sich schon einige Pilger eingefunden, andere saßen draußen auf der Gartenmauer und verzehrten ihr Frühstück. In der Grotte des Propheten Elias in der Krypta der Basilika, wo ich das hl. Messopfer feiern durfte, betete eine junge Mutter mit ihren drei kleinen Kindern und einige Ordensschwestern im Kleid der hl. Theresia. Die Frau war wohl während der Nacht weither gekommen. Sie opferte eine große Kerze, obschon sie ganz arm zu sein schien. Dann kniete sie dicht neben dem Altare nieder und betete mit rührender Andacht, um sich und ihre Kleinen der Fürbitte des großen Propheten zu empfehlen, der einst der Witwe von Sarepta und ihrem Kinde geholfen hat. Hier in dieser Grotte hat er ja lange gelebt, und sein Bild ziert den Altar, ganz geschwärzt von den vielen Opferkerzen. Währenddessen hockten die drei Kinder auf den Altarstufen und konnten noch nicht recht begreifen, was vor sich ging und warum die Mutter so lange betete. Nach der hl. Messe berührte die Frau mit ihrem Schleier das Bild des Propheten auf dem Altare. Das älteste Kind, ein munterer Junge, sah es, kletterte hinauf und tat dasselbe mit seiner Mütze. Als ich den Kleinen ein Bildchen gab für ihr andächtiges Verhalten, bat die Mutter für jedes um eine Medaille, die sie am Halse tragen könnten.

Die Zeit war zu kurz, um die Niederlassung unserer deutschen Schwestern vom hl. Karl Borromäus auf dem Karmel und ihre Anstalt in Haifa zu besuchen. Von dem flachen Dach des Karmeliterklosters herab bot sich uns ein weiter Rundblick über Meer und Land, über die Stadt Haifa mit der deutschen Musterkolonie, über die Ebene Esdrelon und die Berge Galiläas, das nächste Ziel der Weiterfahrt.

### In Nazareth.

Haifa nimmt seit dem Kriege mehr und mehr europäische Formen an, entwickelt sich zur Hafenstadt und hat als Ausgangspunkt der Eisenbahnlinien nach Ägypten und nach Damaskus große Bedeutung für Handel und Verkehr erlangt. Die rasch wachsende Zahl der jüdischen Bevölkerung ist der beste Gradmesser dafür. Wir waren deshalb froh, als wir aus den staubigen Straßen heraus waren, wo trotz des Sonntags unruhigstes Werktagsleben herrschte. Auch in den andern Städten und Dörfern Palästinas bot sich am Sonntag stets dasselbe traurige Bild und bewies uns, wie gering der christliche Einfluß in der Heimat des Christentums geworden ist.

Nachdem wir einige Kilometer zwischen dem Flußbett des Rison und der Eisenbahnlinie dem Fuße des Karmel entlang gefahren waren, bogen wir nach links ab und kamen über die Ebene Esdrelon hinweg ins



Hügelland Südgalliläas. Wie hier, so konnten wir in den nächsten Wochen immer wieder feststellen, daß die englische Verwaltung Palästinas sicherlich das eine große Verdienst hat, dem Lande gute Straßen und Verkehrswege gegeben zu haben und darauf bedacht zu sein, das Straßennetz zu erweitern oder das geschaffene in gutem Stand zu halten. Die nationale Partei der Araber behauptet allerdings, es werde dabei in erster Linie auf die Niederlassungen der Juden Rücksicht genommen.

Die Landschaft wurde abwechslungsreicher, je weiter wir in die Berge Galiläas vordrangen. Zwar wird die Ernte schon im Mai eingebracht, und auf den Feldern waren fast alle Stoppeln von den hungrigen Herden abgeweidet; aber in den meisten Dörfern war die Bevölkerung noch mit dem Dreschen der Frucht beschäftigt. Auf der gemeinsamen Tenne vor dem Orte herrschte munteres Treiben. Was die Bibel vom Dreschen des Getreides erzählt, sahen wir soundsooft in gleicher Weise sich abspielen wie damals. Da wurde der Dreschschlitten über das am Boden ausgebreitete Getreide geschleift, um die Körner aus den Ähren zu quetschen. Oft stand ein Mann auf dem Holzschlitten, damit die Last vergrößert würde. Daneben stampften sechs Ochsen im Kreise über die Halme und traten das Korn mit den Füßen aus. Das Wort der Schrift, das der hl. Paulus ein wenig scherzhaft auf den apostolischen Arbeiter in der Ernte des Herrn anwendet, kam von selbst bei diesem Anblick in den Sinn: „Du sollst dem Ochsen beim Dreschen das Maul nicht zubinden.“ In hohen Haufen lag das ausgedroschene Korn neben dem Stroh. Aber noch war es mit Spreu vermischt. Beides zu sondern, ist die Aufgabe des Mannes mit der Wurfschaufel. Gerade fuhr unser Wagen eine kleine Anhöhe hinauf, als wir auch dieses Bild vor uns sahen. Oben stand im vollen Licht die kräftige Gestalt eines Mannes, der mit der Wurfschaufel Korn und Spreu von einem großen Haufen in die Luft warf. Der Wind trieb die leichte Spreu davon, während die Körner zur Erde fielen. Johannes der Täufer hat die Tätigkeit des Messias zur Scheidung der Geister an diesem Bilde erläutert, jedem Kinde seines Landes leicht verständlich: „Er hat seine Wurfschaufel in der Hand, um seine Tenne zu reinigen. Seinen Weizen wird er in die Scheune bringen; die Spreu jedoch wird er verbrennen in unauslöschlichem Feuer.“

Wir hatten nicht Augen genug, um alles zu beobachten, was in buntem Wechsel vorüberzog. Einer machte den andern bald auf dieses, bald auf jenes aufmerksam. Doch je weiter wir kamen, desto mehr nahm ein Gedanke alle gefangen: Von wo aus werden wir hinter diesen Bergen zum erstenmal Nazareth sehen? An einer scharfen Wegekrümmung wurde dieses Sehnen endlich erfüllt. Drüben auf der andern Seite einer lieblichen Talmulde lag das Städtchen vor uns im Sonnenglanz. Jedes Kind kennt seinen Namen. Unzähligemal hatte ich Nazareth im Bilde gesehen; aber nun, da es dalag mit seinen Kirchen und Klöstern und



dunkeln Zypressen zwischen den weißen Häusern, da trat an die Stelle toter Bilder die lebendige Wirklichkeit, und der erste Gedanke war: Der Gottessohn hat sich eine schöne Heimat ausgesucht, als er Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat.

Raum hielten unsere beiden Wagen in Nazareth vor der Casa Nova — so heißen alle Pilgerhospize der Franziskaner im hl. Land —, als ein Schwarm munterer Jungen uns umringte. Jeder suchte ein Gepäckstück zu erhaschen, um es die kurze Strecke bis zur Pforte des Hospizes hinaufzutragen. Erst waren wir entzückt über diese lebenswürdigen und dienstfertigen Buben, die dazu noch von allen Kultursprachen einige Brocken wußten und bald herausgefunden hatten, welcher Nation die einzelnen von uns angehörten. An der Hospizpforte aber stellte sich heraus, daß es ihnen weniger ums Dienen als ums Verdienen und um ein gutes Backschisch zu tun war. Sie wichen erst, als der Bruder Minister energisch dazwischenfuhr und sie auf die Straße jagte, wo sie mit viel Geschrei und ein wenig kameradschaftlicher Liebe die errungene Beute teilten.

In unsere große Freude, glücklich in Nazareth zu weilen, fiel gleich ein bitterer Vermutstropfen. Gerade als wir ins Pilgerhaus traten, zogen spanische Pilger heraus zur gegenüberliegenden Kirche, um einem jungen Manne das letzte Geleit zu geben. Er hatte mit ihnen die Reise von Spanien herüber gemacht und war am Tage vorher auf der Autofahrt von Jerusalem nach Nazareth durch ein Unglück ums Leben gekommen, während die anderen Insassen des Wagens mit schweren Verletzungen davonkamen. Dieses Leichenbegängnis in Nazareth hatte etwas so Ergreifendes durch den Ort und die Umstände, daß es stets mit der Erinnerung an unsern Aufenthalt daselbst verbunden sein wird. Ich mußte an ein altes Bild in einer römischen Galerie denken, das die Unterschrift trägt: „Et in Arcadia Mors — Auch in Arkadien waltet der Tod.“ Als die ernststen Totengesänge verklungen waren und die Pilger ihrem Landsmanne die letzte Ehre erwiesen hatten, blieb die Kirche eine Weile leer. So konnten wir in aller Stille die hl. Stätte besuchen, an der sich das tiefste Geheimnis unseres Glaubens vollzogen hat. An der Stelle der Krypta der heutigen Verkündigungskirche stand einst das Häuslein der „Jungfrau von Nazareth“. Schon Konstantin ließ hier eine große dreischiffige Basilika errichten, die von den Sarazenen zerstört wurde, als die Kreuzfahrer heranrückten. Die jetzige Kirche ist des heiligen Ortes kaum würdig, weil sie 1730 von den Franziskanern innerhalb 7—8 Monaten fertiggestellt werden mußte. Die Türken gewährten keine längere Bauzeit. Darum denkt man heute wieder daran, eine neue Basilika nach den Plänen des konstantinischen Baues zu errichten, nachdem schon mehrere prachtvolle Gotteshäuser an andern Orten Palästinas nach dem Weltkrieg fertiggestellt werden konnten.

Bis zur Gegenwart sind die Wohnungen der ärmeren Leute in



Nazareth, besonders im ältern Teile des Städtchens, vielfach so eingerichtet, daß hinter den gemauerten Räumen natürliche oder künstliche Höhlen und Grotten in den Kalksteinfelsen in die Wohnung einbezogen werden. So war es auch beim Hause Marias. Von dem gemauerten Teil ist nichts mehr zu sehen. Links und rechts von der Treppe, die zur Krypta hinabführt, sind die Maße des hl. Hauses von Loreto angegeben. Die Grotte aber, die ehemals zum Hause gehörte, ist erhalten. Sie hat den Umfang eines kleinen Zimmers und ist in späterer Zeit teilweise mit Marmor umkleidet worden. Links in der Ecke steht noch eine rote Porphyrsäule aus dem vierten Jahrhundert zur Stütze der Decke. Eine zweite ist unten abgebrochen. Vor der Rückwand steht ein Altar, dessen Bild die Szene der Verkündigung darstellt.

Unter diesem Altare brennen silberne Lampen. Am Boden aber sind die Worte zu lesen: „Verbum Caro hic factum est“ — „Hier ist das Wort Fleisch geworden.“ Wie oft beten wir diesen Satz im „Engel des Herrn“ beim Aveläuten, nur ohne das Wörtchen „hier“. Aber gerade dieses kleine Wörtlein packt einen so, daß es einen unwillkürlich auf die Knie niederzwingt, um den Boden zu küssen, auf dem es geschrieben steht. Ein heiliger Schauer der Ehrfurcht und der Dankbarkeit durchrieselt die Seele. Sie fühlt sich in jene selige Stunde zurückversetzt, da hier der Gottesbote Gabriel vor die demütige, erschrockene Jungfrau hintrat und zum erstenmal in göttlichem Auftrage die Worte sprach: „Begrüßt seist du, voll der Gnade; der Herr ist mit dir“.

Diese Kalksteinfelsen sind die stummen Zeugen jener Szene gewesen und jenes Wechselgesprächs zwischen dem Engel und der Jungfrau. So sehr achtet ja der Schöpfer den freien Willen seines Geschöpfes, daß er auch Maria nicht zwang, sich zum auserlesenen Werkzeug der göttlichen Heilspläne zu machen. Aber sobald sie den Willen des Allerhöchsten erkannte, gab sie ihr Jawort und sprach ihr Fiat: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“

„Da schied der Engel von ihr.“ Nun war Maria wieder allein, hier, wo wir knien. Dann aber geschah das größte Wunder. Denn nachdem sie ihr Fiat gesprochen, vollzog sich durch die Übersattung des hl. Geistes in ihrem jungfräulichen Schoße eine neue Schöpfung, viel wunderbarer als jene, da der Geist Gottes über den Wassern schwebte und Gott durch sein allmächtiges Fiat die Dinge ins Dasein rief. Hier ist damals das Geheimnis aller Geheimnisse Wirklichkeit geworden, indem der ewige Gott Mensch ward; der Sohn des Vaters im Himmel ward der Sohn der demütigen Jungfrau in dieser Felsenkammer zu Nazareth. Hier hat also unsere Erlösung begonnen.

Man könnte stundenlang dort knien und bei dem leisen Knistern der Öllampen über das Unbegreifliche nachsinnen. Maria hat hier das Höchste geleistet, wozu der Mensch im religiösen Leben fähig ist: sie hat den eigenen Willen ganz und ohne Vorbehalt dem göttlichen Willen untergeordnet. So ist sie, soweit Menschen dabei mitwirken konnten,



zum auserlesensten Werkzeug im Erlösungsplan Gottes geworden. Wer die katholische Marienverehrung verstehen will, braucht nur aus diesen ganz und gar biblischen Tatsachen die Folgerungen zu ziehen. Er wird dann auch verstehen, daß es einem Katholiken wenig „evangelisch“ vorkommt, wenn er in protestantischen Büchern und Schriften immer wieder von „der Maria“ lesen muß. So sollten Christen nicht von Christi Mutter schreiben.

Nicht weit von der Verkündigungskirche erhebt sich ein neues Gotteshaus in würdigen Formen an der Stelle, wo nach alter Überlieferung die Werkstätte des hl. Joseph gestanden hat. Wir fanden beim ersten Besuch die Kirche verschlossen, da um die heiße Mittagszeit sich auch die Nazarener nicht gern in ihrer Ruhe stören lassen. Ähnlich erging es uns bei der Synagoge, die als griechisch-katholische Kirche dient. Beim zweiten Versuch gelang es uns, den griechischen Pfarrer selbst zu treffen, der uns in lebenswürdiger Weise die alte Synagoge und die daneben erbaute neue griechische Pfarrkirche zeigte. Dabei erläuterte er uns an Ort und Stelle einige Unterschiede zwischen der griechischen und lateinischen Meßliturgie.

Ein vernünftiger Zweifel besteht nicht darüber, daß an der Stelle der heutigen Synagoge auch zur Zeit Jesu ihr Platz gewesen ist. Darum ist uns der Ort besonders ehrwürdig; denn wie oft mag der Gottessohn als Knabe und Jüngling an den Sabbaten diese Schwelle überschritten und hier an Gebet und Schriftlesung der Gemeinde teilgenommen haben? Von seiner Gottheit ließ er dabei nichts merken. Sonst hätten seine Mitbürger nicht so verwundert aufgehört, als er nach Beginn seines öffentlichen Wirkens wieder nach Nazareth kam und sich in dieser Synagoge als Messias zu erkennen gab. Weil er dabei die Empfindlichkeit der Nazarener nicht schonte und ihrem Lokalpatriotismus wenig entgegenkam, schlug die Verwunderung bald in Haß um. Sie zerrten ihn durch die Gassen zu einem Felsenabhang, um ihn dort hinabzustürzen. Es werden jetzt zwei Stellen gezeigt, wo sich diese Szene abgespielt haben soll, eine im Ort, eine andere auf einem benachbarten Berg. Diese letztere dürfte aber erst später mit dem Ereignis in Verbindung gebracht worden sein, weil sie zu weit entfernt ist von der Synagoge, während der Evangelist von dem „Rande des Berges“ spricht, „auf dem ihre Stadt erbaut war“.

Beim Durchwandern der engen Gassen Nazareths eilen die Gedanken unwillkürlich in jene Tage zurück, da der Herr als Kind darin spielte, wie heute noch Kinder dort spielen, oder als Zimmermann zur Arbeit ging, um den kargen Tagelohn des Handwerkers zu verdienen. An der nächsten Straßenecke glaubt man ihm zu begegnen oder dem treuen Pflegevater oder der „Magd des Herrn“, wie sie ganz in der Tracht und nach Art der übrigen Frauen und Mädchen von Nazareth mit dem Wasserkrug auf der Schulter zur einzigen Quelle am Nordende des Bergstädtchens eilt und dann auf dem Kopfe oder auf der Schulter



das kostbare Raß zum kleinen Hause trägt. Heute heißt diese Quelle „*Marienquelle*“. Bei unserem zweimaligen Aufenthalt in Nazareth ging ich wiederholt zu dieser Quelle hinaus, um das eigenartige Schauspiel zu genießen, das sich dort dem Auge bot.

Die Wasserarmut war in diesem Sommer und Herbst in Palästina so groß, daß sich ältere Leute einer ähnlichen Not nicht mehr erinnerten. Allenthalben traf man in den Bergen Frauen und Mädchen, die von weither zu den wenigen Quellen und Zisternen kamen, in denen sich noch Wasser fand. Für die Landeshauptstadt mußte jeden Morgen durch Güterzüge Wasser herbeigeschafft werden, weil der geringe Vorrat bei weitem nicht reichte. Ende Oktober kostete eine Benzinkanne voll Wasser drei Piaster, also das Liter Wasser ungefähr halb so viel wie bei uns das Liter Milch. Welche Wirkungen das auf die Volksgesundheit ausübt, läßt sich leicht denken. Wenn morgens in aller Frühe die Wasserträger durch die Straßen gingen, den gefüllten Schlauch auf dem Rücken, und „*Moijsa, Moija!*“ — „*Wasser, Wasser!*“ riefen, oder wenn dichte Scharen die Brunnen umlagerten, dann gewann das Wort Jesu Gegenwartsbedeutung: „*Wer euch auch nur einen Becher Wasser zu trinken gibt, weil ihr Christi Jünger seid, der soll, das versichere ich, seines Lohnes nicht verlustig gehen*“ (Mark. 9, 41).

Auch die Quelle zu Nazareth war nur stundenweise geöffnet, damit sich im Bassin etwas Wasser ansammeln konnte. Als ich das erstemal hinkam, war sie noch geschlossen; aber viele Frauen und Mädchen saßen oder standen am Wege und warteten auf den Augenblick, da die Behörde die Quelle öffnen ließ. Am Wegrand zählte ich 156 leere Kannen und Krüge. Leider sind die schöngeformten Krüge und die für einen Europäer etwas unappetitlichen Tierschläuche, in denen seit Jahrtausenden das Wasser befördert und aufbewahrt wurde, jetzt meist durch höchst prosaische Benzinkannen verdrängt worden.

Drei Tage später kam ich gerade zur Zeit der Wasserverteilung zur Marienquelle. Das war ein Drängen und Stoßen und Schreien, als ob lauterer Gold verteilt würde. Ein Polizist stand neben dem Ausfluß und vermerkte in einer Liste die Namen derer, die das ihnen zustehende Maß Wasser bekommen hatten. Einige Mädchen, die mit elastischem Schritt, eine schwere Kanne Wasser auf dem Kopf balanzierend, an mir vorübergingen, benutzten die Gelegenheit, dem Fremden die Hand hinzuhalten und um ein Backschisch zu betteln. Ihr Beispiel steckte andere an, und es fiel schwer, sich der munteren Gesellschaft zu erwehren. Auf dem Heimweg durch die im Dämmerlicht des Abends noch enger erscheinenden Gassen klang aus einem Hause der eintönige, aber anheimelnde Gang einer Mühle, aus einem andern das eiserne Kreischen eines verstimmtten Grammophons. Das war wieder einer von den qualvollen Gegensätzen, wie sie einem im heutigen Orient öfter begegnen, so hart und unvermittelt nebeneinander, daß sie einen aus den erhebenden Er-



innerungen an die heilige Geschichte mit einem unsanften Ruck mitten in die oft so unheilige und nüchterne Gegenwart versetzen.

Im Hospiz herrschte reges Leben. Der spanische Pilgerzug wurde durch einen deutschen abgelöst. Der Deutsche Verein vom Hl. Lande hatte nämlich wiederum eine gemeinsame Fahrt nach den heiligen Stätten Palästinas veranstaltet, wie es vor dem Kriege Sitte war. Unsere kleine Karawane traf in Nazareth mit diesen Pilgern zusammen, worunter wir auch manchen Bekannten begrüßen konnten. Unsere Wege kreuzten sich nochmals in Jerusalem. Etwas wie heiliger Neid stieg in den Landsleuten auf, als sie hörten, daß wir beinahe ebensoviel Wochen dort zu bleiben gedächten, wie ihnen Tage zur Verfügung standen. Allenthalben merkte man, wie sich die Bevölkerung darüber freute, daß nach den traurigen Jahren des Hasses und der Not endlich auch wieder ein großer Pilgerzug aus Deutschland gekommen war. Er wurde als ein Anzeichen besserer Zeiten begrüßt. Während der Fahrten durch Galiläa sang der Wagenführer wiederholt das Lob der deutschen Soldaten und war glücklich, die Sprachkenntnisse an den Mann bringen zu können, die er sich während des Krieges von unsern Feldgrauen erworben hatte.

#### Am See Genesareth.

Vom lieblichen Nazareth führt eine gute Straße durch die Berge und Hügel Galiläas nach Tiberias. Etwa zwei Stunden nordostwärts von dem Heimatstädtchen des Herrn tauchen die weißgrauen Häuser K a n a s auf, heute von der neuen lateinischen Kirche überragt. Am Brunnen vor dem Tore lagerten durstige Herden und durstige Menschen. Frauen und Mädchen trugen in schöngeformten Krügen Wasser in ihre meist arm-seligen Hütten. Aus diesem Brunnen wurde vor 1900 Jahren auch das Wasser geschöpft, durch dessen Verwandlung in Wein der Gottessohn diesen Ort so berühmt gemacht hat. Wir besuchten die schöne Kirche über der Stätte des Wunders und lauschten den kindlich frommen Erläuterungen des alten Franziskanerbruders aus Österreich, dem die Hut des Heiligtums anvertraut ist. „Lasset uns anbeten an dem Ort, wo seine Füße standen“, mahnt die Inschrift; und ergriffen kniet der Pilger vor dem Tabernakel nieder, um ihn zu begrüßen, der hier „den Anfang seiner Wunder machte und seine Herrlichkeit offenbarte“ als Gast der glücklichen Brautleute. „Auf Wiedersehen bei der ewigen Hochzeit im Himmel“, sagte ich dem frommen Franziskussohne beim Abschied, wobei ihm die hellen Tränen in den grauen Bart rollten.

Draußen vor der Kirche umringten uns Scharen von Kindern und Frauen, um uns kleine Tonkrüglein als Andenken zu verkaufen. Die Herstellung dieser Krüglein scheint eine Hausindustrie der armen Bevölkerung zu bilden. Es war einfach unmöglich, die kleinen Quälgeister loszuwerden, ohne ihnen etwas abzukaufen, so lebenswürdig und zäh verstanden sie zu bitten. Endlich waren wir vor dem Ort, und nun



ging's auf Tiberias zu. Ein weites Ackerland, dessen dunkelbraune Färbung die große Fruchtbarkeit verrät, mußten wir durchqueren, da die Straße wegen Ausbesserung nicht befahrbar war. Die Überlieferung verlegt hierher die liebliche Szene, wie der Meister mit den Jüngern am Sabbat durch die Weizenfelder ging, wobei die Jünger einige Ähren in der Hand zerrieben und die Körner aßen, um ihren Hunger zu stillen. Die scheinheiligen Pharisäer aber rügten diese „Arbeit“ als Verletzung der Sabbatruhe.

Es traf sich eigentümlich, daß wir selbst beinahe in dieser menschenleeren Gegend mit der Polizei in Konflikt gekommen wären. Die Abenddämmerung brach herein, und unsere Wagen fuhren ohne Licht, bis zwei Gendarme in der Einsamkeit auf uns zugeritten kamen und uns bedeu- teten, daß auch auf diesem großen Stoppelfeld das Auge des Gesetzes wachte. Der Boden ist hier mit Blut getränkt; denn die links aufragenden „Hörner von Hattin“, zwei eigentümlich geformte Felszacken, erinnern uns daran, daß auf dieser Ebene im Jahre 1187 ein tapferes Kreuzfahrerheer von dem gefürchteten Saladin vernichtet und dadurch das Schicksal des christlichen Königreichs Jerusalem besiegelt wurde. Quälender Durst und die sengende Glut des Ostwindes in den ersten Julitagen hatten die Kräfte der christlichen Ritter schon vor Beginn der Schlacht aufgezehrt. Eine spätere Überlieferung bezeichnet die „Hörner von Hattin“ als den Ort der Bergpredigt Jesu. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht aber für eine Anhöhe bei Rapharnaum.

Inzwischen war die kurze Dämmerung in dunkle Nacht übergegangen und bot ein einzigartiges Schauspiel, als wir von den Bergen Galiläas in das tiefe Becken des Sees Genesareth hinabfuhren. Die Straße muß sich dem Gelände anpassen und geht in vielen Windungen abwärts. Während wir nun von oben kamen, kehrten die spanischen Pilger, die wir in Nazareth getroffen hatten, auf etwa 50 Kraftwagen von Tiberias zurück. Wie sich diese langen Reihen von glühenden Augenpaaren der Scheinwerfer in gemessenem Abstand den Berg hinanbewegten, wie sie bei den Straßenkrümmungen hinter Felsen verschwanden und an anderer Stelle wieder aufleuchteten, immer näher sich an uns heranwindend, das war eine Lichterprozession seltener Art.

Daß wir Tiberias, den größten Ort am See, auf der nächtlichen Fahrt nur in dunklen Umrissen und in seinen elektrisch beleuchteten Hauptstraßen zu sehen bekamen, war kein Verlust. Wir hatten ja später Gelegenheit, es bei hellstem Sonnenlicht wiederzusehen mit seinem fast widerlichen Gemisch von europäischer Ackerkultur allermodernster Richtung neben orientalischer Armut, von Mädchen mit Bubikopf und ärmellosem Kleid neben tiefverschleierte Araberinnen. Allenthalben wurde gebaut, um den vielen zionistischen Einwanderern Obdach zu bieten. Wenn sich die Pläne gewisser Kreise verwirklichen, soll Tiberias eine Badestadt für internationales Publikum werden. Mit der feierlichen Stille, die sonst das Seeufer umhüllt, wäre es dann an dieser Stätte dahin. Aber



ganz dem Charakter des neuen Tiberias entsprechend, hat ja diese Stadt nie eine bodenständige Kultur gehabt, seitdem sie dem Größenwahn des Tetrarchen Herodes Antipas ihre Gründung verdankte. Damals, um das Jahr 20 n. Chr., wollte kein glaubenstreuer Jude sich in der neuen Residenz niederlassen, weil sie auf einem Gräberfeld errichtet war; und Herodes mußte allerlei unsichere Existenzen dort ansiedeln, um keine Hauptstadt ohne Einwohner zu haben. Darum wundert es uns nicht, daß Jesus niemals, soweit uns die Evangelien Kunde geben, sich längere Zeit in Tiberias aufgehalten hat. Später erlangte die Stadt als Sitz der rabbinischen Hochschule größere Bedeutung für das Judentum. In der Nähe zeigt man die Gräber der gefeierten Lehrer Rabbi Akiba und Maimonides.

Aus den Talschluchten des Gebirges wehte eine erfrischende Brise herab, als wir am Westufer den See entlang fuhren. An der Stelle des armseligen Dorfes El-Medschdel lag einst das blühende Magdala, die Heimat einer der treuesten Jüngerinnen Jesu, Maria Magdalenas. Es wird wohl noch lange dauern, bis man aufhört, diese berühmteste Frau von Magdala mit jener großen öffentlichen Sünderin im Evangelium zu verwechseln, deren Namen und Heimat wir gar nicht kennen. Gleich hinter El-Medschdel tritt das Gebirge vom Ufer zurück und macht der fruchtbaren Ebene El-Ghuwer Platz. Zur Zeit Jesu war sie wie ein wohlgepflegter Garten angebaut, liegt aber jetzt auf weite Strecken verwahrlost da und wartet auf fleißige Hände, die ihr wieder das bunte Prachtgewand anlegen, worin sie sich so oft dem Messias zeigen konnte, wenn er sie auf seinen Wanderungen durchzog.

In einem Beduinenlager, an dem wir vorbeikamen, brannten die Feuer, und schreckhafte Gestalten hockten im Kreise in dem flackernden Lichtschein. Die Hunde schlugen wütend an, und ruhende Kamele reckten gleichgültig ihre langen Hälse ein wenig in die Höhe, als wollten sie bloß feststellen, ob wir vorbeikämen, ohne daß sie aus ihrer Ruhe aufgetrieben würden. Dann standen wir vor dem Tor unseres deutschen Hospizes Aintabgha. Im Garten klangen kräftige deutsche Männerstimmen uns entgegen, und etwa ein Duzend abgesselte Pferde standen in der Nähe. Wir trafen nämlich mit einer Karawane protestantischer Theologen zusammen, die ebenfalls auf einer Studienreise durch Palästina begriffen waren und im katholischen Hospiz des Deutschen Vereins vom Hl. Lande zwei Tage von den Strapazen ausruhten. Wir freuten uns, manchen Gedanken mit ihnen austauschen zu können.

Wer ein stilles, personenes Plätzchen in Palästina sucht, wo er den tausend Erinnerungen nachgehen und die bunte Fülle sich häufender Eindrücke etwas verarbeiten und ordnen möchte, der findet es hier in Tabgha, unmittelbar am Ufer des Sees Genesareth, und auch in den Bergen Judäas, im deutschen Hospiz zu Emmaus. Beide Häuser sind Eigentum des Vereins vom Hl. Lande und stehen unter der Leitung deutscher Lazaristen. In Tabgha wirkt P. Laepper, in Emmaus



P. Müller. Die Hospize liegen in einem herrlichen Garten. Ringsum auf stundenweite Strecken ödes Felsgestein, baumlose Bergrücken. Hier hat deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer ähnlich wie in den Templerkolonien wiederum den Beweis erbracht, daß auch heute wieder Palästina ein Land werden kann, das von Milch und Honig fließt. Nur darf man die Arbeit nicht scheuen. Leider ist die Gegend um Tabgha im Sommer nicht ganz fieberfrei, aber auch dieser Plage wird durch Eukalyptusplantungen entgegengearbeitet. Nirgendwo sah ich in Palästina so prächtige Palmen wie im Garten zu Tabgha. Das Haus war so besetzt, daß zwei von uns auf der Terrasse übernachten mußten. Mitten in der Nacht schreckten uns die Angsttrufe eines Kollegen aus der Ruhe. Er stand mit der Kerze vor seinem Lager und glaubte einen der gefürchteten Skorpione darin entdeckt zu haben. Es wurde uns drei anderen selbst etwas ungemütlich, als sich das giftige Tier nicht mehr wollte finden lassen, bis sich endlich unter schallender Heiterkeit der vermeintliche Skorpion als harmloser Schwabentäfer enthüllte, ein Prachtexemplar seiner Art.

Herrlich war der frühe Morgen des 28. September, als der See in seiner ganzen Schönheit dalag und zu einem erquickenden Bade einlud. Die Wellen murmelten leise zwischen den Felsblöcken am Ufer, als erzählten sie sich von jenen seligen Zeiten, da der Heiland der Welt sich von ihnen den Fuß benehen ließ. Die weite Wasserfläche glitzerte und gleißte im funkelnden Licht der aufgehenden Sonne wie ein großer Smaragd, den der Schöpfer an dieser Stelle der sündhaften Erde zwischen den Bergen 208 Meter tief unter dem Meerespiegel eingesenkt hat, damit sich das menschliche Auge seines eingeborenen Sohnes daran erfreuen könne. Aus den grünen Fluten sprangen bald hier, bald dort muntere Fischlein dem Morgenlicht entgegen, als wollten sie Ausschau halten, ob nicht wieder eine Fischerbarke käme, drüben von Bethsaida her, wie vor 1900 Jahren. Dann wollten sie wieder den Petrus und Andreas, den Johannes und Jakobus necken wie damals, als sie sich verschworen hatten, daß keines ins Netz ginge, bis er sie rufen würde, dem alle Geschöpfe gehorchen, sogar der Sturmwind, der ihnen heute noch so oft den ganzen schönen See durcheinanderwirft, wenn er von den Bergen heruntergerannt kommt wie ein wilder Beduinenjunge.

Diese Berge aber standen um den See herum, den sie seit Jahrtausenden bewachen, wie ernste Ritter ein spielendes Königskind behüten. Wenn doch diese Berge, diese Ufer, diese Steine reden könnten! Was könnten sie alles erzählen! Doch es ist schon ein beseligendes Bewußtsein, zwischen diesen Bergen zu weilen, mit eigenen Augen ihre Linien zu verfolgen und das gleiche Landschaftsbild unvergeßlich dem Geiste einprägen zu dürfen, an dem sich so oft der Meister entzückte. Darum sollte kein Pilger versäumen, eine Fahrt auf dem See zu machen, nicht im pustenden Motorboot von Tiberias, nein, in schaukelnder Barke, von kräftigen Fischerarmen gerudert oder vom schwellenden Segel leicht über die Wogen getragen, ganz wie ehemals. Erst vom See aus läßt sich





Blick auf Nazareth vom „Felsen des Absturzes“ (S. 59)

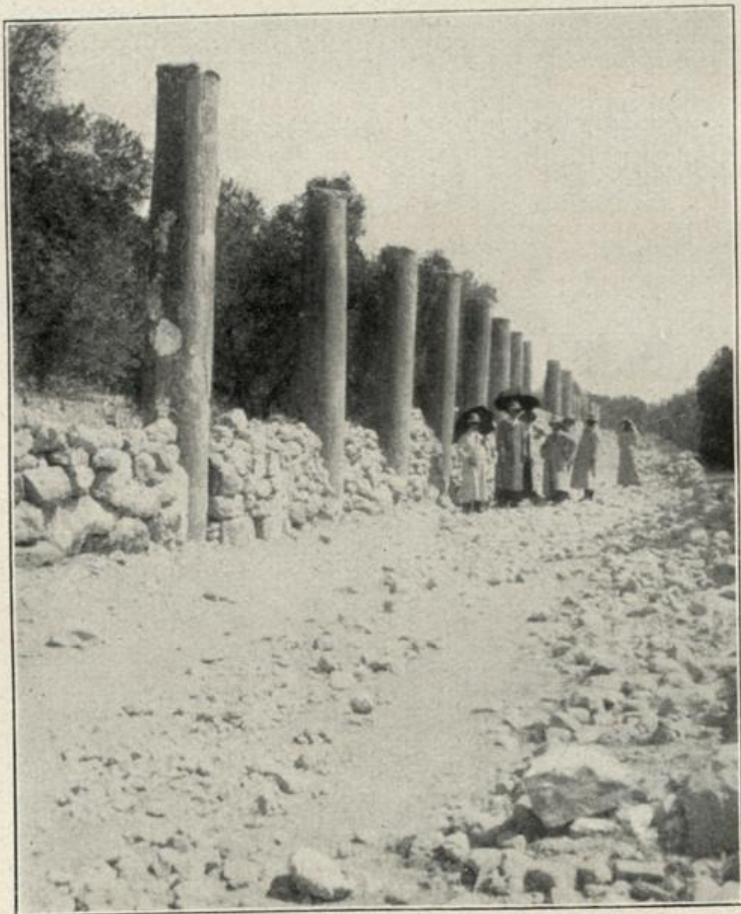


An der Marienquelle zu Nazareth (S. 60)





Am See Genesareth (S. 64)



Säulental zu Samaria (S. 78)



die volle Schönheit des Bildes empfinden; erst in der Ruderbarke wird zu einem packenden Erlebnis, was die Evangelien von dem Wirken Jesu an dieser gesegneten Stätte erzählen, von den wunderbaren Fischfängen, vom Sturm auf dem Meere, vom Wandeln des Herrn über den Wassern und vom sinkenden Petrus, von der Seepredigt und der Berufung der Apostel.

Beinahe hätte einer von unserer Karawane auf das Glück dieser Seefahrt verzichten müssen; denn eine plötzliche Krankheit zwang ihn einen ganzen Tag zu völliger Ruhe. Mit mütterlicher Sorge nahmen sich die beiden trefflichen Schaffnerinnen des Hospizes, zwei katholische Araberinnen, seiner an. Ein Mißverständnis wegen der bestellten Fischerbarke am Morgen und ein Sturm auf dem See am Nachmittag hinderte aber auch die andern an der Ausfahrt. Umso schöner verlief die Seefahrt am folgenden Morgen. Die braunen arabischen Fischer sangen zum Takt der Ruderschläge ihre etwas eintönigen Wechselgesänge. In der Sprache liegt mehr Musik als in der Vertonung. Die Eigenart der Psalmendichtung und unserer alten liturgischen Wechselgesänge wird einem dabei besser verständlich. Sie sind ja orientalischen Ursprungs. Entzückend war die Art, wie der etwa zehnjährige Junge eines der Ruderer seine Lieder vortrug. Der Vater schien ordentlich stolz auf den Kleinen zu sein.

So kamen wir an R a p h a r n a u m heran. Um zwischen den Felsblöcken landen zu können, sprang ein Ruderer ins Wasser und zog den Rahn ans Ufer heran. Mit heiliger Ehrfurcht betritt man diesen Boden, wo der Herr so oft und so gerne weilte, daß Rapharnaum „seine Stadt“ genannt wurde. Hierher kehrte er immer wieder von seinen messianischen Wanderungen zurück. Hier hat er mehr Wunder gewirkt als sonst irgendwo; man braucht nur einige Namen zu nennen: die Schwiegermutter des Petrus, das Töchterlein des Jairus, das blutflüssige Weib, der Knecht des heidnischen Hauptmanns, der Gichtkranke, der Besessene, der Aussätzige, die ungezählten Scharen von Kranken, die Jesus am Abend heilte, als er auf der Straße von einem zum andern ging und ihm die Hand auflegte.

Wir lenkten unsere Schritte zunächst zur Ausgrabungsstätte der Synagoge von Rapharnaum. Unter metertiefem Schutt lagen ihre Reste jahrhundertlang verborgen. Sie lassen in ihrer Ausdehnung einen Rückschluß auf die einstige Größe der Stadt zu. Ob es die Ruinen jener Synagoge sind, die der heidnische Hauptmann hatte erbauen lassen, in der also Jesus selbst so oft gebetet und gelehrt hat, oder ob es sich um einen Bau aus dem 3. Jahrhundert handelt, darüber mögen die Altertumsforscher sich einigen; soviel dürfte sicher sein, daß zur Zeit Jesu an derselben Stelle oder in nächster Nähe die Synagoge stand. Eine der bedeutsamsten Reden hat der Erlöser darin gehalten, als er hier ein Jahr vor seinem Leiden die hl. Eucharistie verhieß. Die Mehrzahl der Jünger fand seine Worte „hart“, und so brach hier die große galiläische



Krisis aus. Petrus aber legte damals das herrliche Bekenntnis ab: „Herr, zu wem sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens!“ Wer auf dem Trümmersfeld der Synagoge zu Rapharnaum sitzend, das sechste Kapitel des Johannesevangeliums liest, ohne davon gepackt zu werden, müßte kein Herz im Leibe haben. Es sind bereits die Vorarbeiten im Gange, um die Synagoge in ihrer ursprünglichen Form wieder aufzubauen. Leider ist der verdienstvolle Erforscher der Ruinen, Pater Orsali, einem Autounglück zum Opfer gefallen, als er mit einem deutschen Architekten von Nazareth nach Jerusalem fuhr.

Nach einer kleinen Stärkung im neuen Franziskanerhospiz, dem einzigen größeren Hause im heutigen Rapharnaum, fuhren wir auf dem See weiter nordwärts. Jetzt erst ließ sich so recht erkennen, was aus den blühenden Städten geworden ist, die zur Zeit Jesu das Nordwest-Ufer umsäumten: Bethsaida, Rapharnaum und Chorozain. Sie sind nahezu spurlos vom Erdboden verschwunden, sodaß die Forscher sich über die Lage streiten. Da wird einem angst und bange um die Verantwortung, die Gottes Gnade jedem auferlegt, wenn das Auge diese Einöde schaut und sich der Worte Jesu erinnert, wie sie Matthäus überliefert hat. Diesen Evangelisten hatte ja der Meister drüben am Ufer von der Zollbank weg zum Apostel berufen, und das Schicksal seiner Heimat ging ihm doppelt nahe: „Da drohte er den Städten“, in denen seine meisten Wunder geschahen, die aber trotzdem sich nicht bekehrten: „Wehe dir, Chorozain, wehe dir, Bethsaida! Wenn zu Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die in euch gewirkt wurden, so hätten sie längst in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen als euch. Und du, Rapharnaum, glaubst du etwa bis zum Himmel erhoben zu werden? Bis in die Hölle wirst du herabsinken. Denn wären in Sodom die Wunder geschehen, die in dir geschehen sind, es stände heute noch. Das sage ich euch: dem Gebiete von Sodom wird es am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen als dir“ (Mt. 11, 20—24).

Es war, als läge etwas von dem furchtbaren Ernst dieser Prophezeiung auf allen Gemütern unserer sonst so fröhlichen Reisegesellschaft, während das Boot leicht über die grünen Fluten dahinglitt. Alle waren still und betrachteten die kahlen Uferhöhen, wo ja die Erfüllung jener Worte mit Händen greifbar sich unsern Augen zeigte. Aber bald machten die ernstesten Gedanken wieder freundlicheren Erinnerungen Platz. Wir hatten das nördliche Ende des 170 Quadratkilometer großen Sees erreicht und sahen, wie der Jordan, der wilde Sohn der Berge, in das Galiläische Meer einmündet. Nach Nordosten hin dehnte sich eine kleine Ebene aus. Es ist die Stätte der wunderbaren Brotvermehrung. Auf die Berge im Hintergrund der Ebene hat sich der Herr nach diesem Wunder zurückgezogen, um die Nacht im Gebete zu verbringen. Die Apostel waren auf Geheiß des Meisters ins Schifflein gestiegen und wollten nach Rapharnaum oder Bethsaida hinüberfahren.



Aber der Sturm trieb sie südwärts ab, bis gegen Morgen der Heiland, über die Wellen schreitend, zu ihnen kam.

Wir fuhren in derselben Richtung zurück, gottlob ohne Sturm. Umso prächtiger lag die weite Fläche des Sees da, umso reizender zogen die wechselnden Formen der den See umfassenden Höhenzüge in der strahlenden Mittagssonne an unsern Blicken vorüber. Immer wieder war es, als müsse der Gottmensch irgendwo am Gestade auf uns warten, wie damals in der dämmernden Frühe, als er am Ufer stand und die Jünger fragte: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?“ — „Nein,“ antworteten sie kurz, denn sie waren in übler Laune nach der erfolglosen Nachtarbeit und erkannten den Meister nicht, bis das scharfe Auge des Liebesjüngers ihn erspähte und dann der heißspornige Petrus ins Wasser sprang, um schneller bei ihm zu sein (Joh. 21, 4—8). Johannes hat's nie vergessen können, und als Neunzigjähriger wußte er noch genau, daß sie damals 153 große Fische gefangen hatten.

Dort an der Uferböschung ist an jenem Morgen das Papsttum eingesetzt worden, als Jesus dem Apostel Petrus den Auftrag gab: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ Nicht weit davon entfernt erhebt sich der Berg, den einst das von nah und fern herbeigeströmte Volk umlagerte, als der Wundertäter von Nazareth seine *B e r g p r e d i g t* hielt, das neue Gesetz seines Reiches verkündete und die Jünger beten lehrte zum Vater im Himmel. Schweigend saßen wir in der Fischerbarke, als lauschte jeder, ob nicht von dieser Höhe herab nochmals die milden Heilands Worte über die Wasser klängen: „Selig sind die Armen im Geiste — Selig die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; ihrer ist das Himmelreich.“

#### Vom See Genesareth zum Tabor.

Bald nach der herrlichen Fahrt über den See mußten wir uns zum Abschied vom deutschen Hospiz zu Tabgha rüsten. „Kommen Sie doch bald mal wieder zu uns,“ sagte die treffliche Schaffnerin, „aber zur Osterzeit; dann ist es nicht so schrecklich heiß, und die kahlen Ufer sind voll Blumen und Grün, wie ein bunter Teppich.“ — „Gott mag es schenken, Gott mag es lenken, er hat die Gnade,“ hätten wir am liebsten zur Antwort gesungen.

Bis Tiberias nahmen wir den gleichen Weg, auf dem wir vor zwei Tagen gekommen waren, nur in umgekehrter Richtung. Südlich vom jetzigen Tiberias liegen die Ruinen der alten Stadt und nahe dabei die heißen Schwefelbäder von *S a m a t h*. Das Seebecken verengt sich mehr und mehr, und bald haben wir das südliche Ende des Galiläischen Meeres erreicht. Von hier bis zur Nordspitze hat der See eine Länge von 21 Kilometer, während die Breite 9,5 Kilometer beträgt. Bei Samach verläßt der *J o r d a n* den See, um dem Toten Meere zuzueilen. Es scheint seinen Wassern im stillen See besser zu gefallen als auf der unruhigen Wandschaft; denn er kam uns hier kleiner vor als beim Ein-



fluß. Eine durstige Kamelkarawane hätte ihn fast austrinken können, so armselig war sein Aussehen und so gering seine Wassermenge. In Schlangenwindungen zieht sich sein Bett zwischen den grauweißen Kreidehügeln hindurch. Während der Fahrt hatten wir gute Gelegenheit, das einzigartige Talgebilde des Jordans zu studieren.

Einige Kilometer südlich von Samach nimmt der Jordan seinen stärksten Nebenfluß, den *Jarmuk*, auf. Auf einer alten Steinbrücke gelangten wir hinüber. Der Jarmuk sammelt seine Wasser im Ostjordanlande, im Aufstandsgebiet der Drusen, und sein Lauf bildet die neue Landesgrenze zwischen dem französischen und englischen Gebiet. Als wir dann westlich abbogen und den Jordan nochmals überschritten, merkten wir an dem starken Militärposten, daß England die Übergänge vom Ostjordanland herüber nach Palästina gut bewacht, um keine zweifelhaften Elemente in sein eigenes Gebiet hineinzulassen.

Die Großmächte aller Jahrhunderte hatten an diesen uralten Jordanbrücken ihre Wachtposten aufgepflanzt und kamen sich wohl ebenso weltbeherrschend und unbefleglich vor wie das stolze Albion. Wenn doch solche Brücken und noch mehr die umliegenden Berge einmal Memoiren schreiben könnten! Die wären lehrreicher für das Verständnis der Weltgeschichte und vor allem sachlicher als viele Bücher von ehemaligen Hof- und Feldmarschällen über ihre früheren Herren und Gebieter.

Der Weg an den Bergen entlang war schlecht und steinig. Im Winter wären wir mit dem Kraftwagen nicht durchgekommen; denn mehrmals mußten wir durch ausgetrocknete Flußbetten hindurch. An einer der schlimmsten Stellen lag ein „Ford“ mit gebrochener Achse mitten auf dem Weg, sodaß wir nur schwer vorbeikamen. Einige Tiere eines Kamelzuges scheuten vor den surrenden Motoren, und es war gar zu drollig anzusehen, wie sie mit ihren langen Beinen, den Kopf weit vorgestreckt, über die Steinblöcke neben dem Wege der Gefahr zu entinnen suchten, wobei die Beduinen uns Störenfrieden ihrer Wüsteneinsamkeit keine allzu liebenswürdigen Blicke zuwarfen. Weil das Waffentragen in Palästina verboten ist, sind solche Zusammenstöße weniger gefährlich, als wenn die heißblütigen Söhne der Wüste das Gewehr über der Schulter und den Dolch im Gürtel trügen.

In der Nähe des Hauptortes jener Gegend, *Besana*, erfreuten rauschendes Wasser und üppige Maisfelder Auge und Ohr. Der Ort selbst fesselte unsere Aufmerksamkeit weniger als die Stätte des alten Beth Sean oder Skythopolis. In den letzten Jahren sind auf dem schöngestformten Hügel bedeutsame Ausgrabungen veranstaltet worden. Abgesehen von den eigenartigen Sarkophagen aus Ton und außer den Funden an kleineren Gegenständen hat der Spaten des amerikanischen Archäologen Cl. Fisher die Reste einer christlichen Basilika aus byzantinischer Zeit, eines gewaltigen Tempels aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert v. Chr. und vor allem sehr wichtige ägyptische Denkmäler



freigelegt. Die letzteren bringen neues Licht in die Beziehungen der Pharaonen Setis I., Ramses' II. und Ramses' III. zu Syrien und Palästina. Seti I. (um 1300 v. Chr.) hat die Bedeutung von Besan als Brückenkopf nach Damaskus und Mesopotamien hin richtig erkannt und den Ort befestigt. Aber schon unter Ramses III., dessen Statue in den Ruinen gefunden wurde, ging die ägyptische Herrlichkeit an diesem vorgeschobenen Posten zu Ende.

Während die Kollegen in den Ruinen umherkletterten, blieb ich bei den Wagen und versetzte mich in jene Lage zurück, da in dieser Gegend Johannes der Täufer lehrte und taufte, „weil viel Wasser dort war“. Unter meinen Füßen rauschte in der Tiefe ein munterer Bach, und grüne Gemüesfelder ließen erkennen, wie gern der Boden Palästinas „Früchte bringt zu seiner Zeit“, wenn nur Wasser vorhanden ist. An Sonne fehlt es wahrlich nicht. Das hatten wir drunten in der Jordansniederung an jenem Tage verspürt, da die Luft flimmerte wie in einem Backofen und die unbeschatteten Metallteile des Wagens so heiß wurden, daß man sie kaum anfassen konnte. Darum war es ein doppelter Genuß, an einem rauschenden Bach zu sitzen und über die ganz nach dem Leben gezeichnete Szene im dritten Kapitel des Johannesevangeliums nachzufinnen, wie ein Jünger Jesu mit den Jüngern des Täufers in einen theologischen Disput über die Taufe der beiden Meister geriet, und wie die Johannesjünger voll Eifersucht meldeten: „Meister, der Mann, der jenseits des Jordans bei dir war, und für den du Zeugnis abgelegt hast (d. h. Jesus), der tauft jetzt, und alles läuft zu ihm“ (Joh. 3, 26). Damals hat der selbstlose Johannes das herrliche Wort gesprochen vom Freund des Bräutigams, der sich freut über des Bräutigams Glück, und hat dann hinzugefügt: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen.“

Der Bach, an dem ich saß, kommt von den Bergen Gilboas herab, die hinter Besan ihre altersgrauen Häupter zum klaren Himmel emporheben, als trauerten sie noch über die tapferen Helden Israels, die dort einst im Kampfe gegen die Philister gefallen sind, Saul und seine drei Söhne. Die siegreichen Feinde brachten die Leichen nach Besan und hängten sie an der Stadtmauer auf, bis die Männer von Jabes Gilead sie nachts holten und unter der Tamariske zu Jabes begruben. David aber dichtete die ergreifende Totenklage auf Saul und den geliebten Freund Jonathan:

„Ihr Berge Gilboas!

Nicht Tau noch Regen fall' herab auf euch  
und nicht auf Dotains Gefilde.

Dort ward des Helden Schild gewendet,  
der Schild des zwiefach ölgesalbten Saul....

Ja, Saul und Jonathan, die sich im Leben innig liebten,  
sie wurden auch im Tode nicht getrennt.“



Wir fuhren westwärts durch die braunen Weizenfelder am Bahndamm entlang, der Haifa mit Damaskus verbindet. Rechts schiebt sich der „Kleine Hermon“ in die Ebene Esdrelon hinein, links steigen die Berge Gilboas empor, von den Arabern Dschebel Fufua genannt. Dazwischen fließt der Nahr Dschalud, dem die starke Quelle Ain Dschalud oder Harod den in Palästina seltenen Luxus gestattet, auch im Sommer Wasser zu haben. Zu dieser Quelle bogen wir links ab, über die Eisenbahn hinüber. Nur wenige Palästinapilger haben das Glück, diese Quelle zu besuchen, weil sie nicht an den gewöhnlichen Pilgerstraßen liegt. An einer zionistischen Siedlung mit der größten Hühnerzucht, die ich je gesehen, führt der Weg vorbei zu der Höhle, aus deren Felspalten das Wasser in starkem Druck hervorbricht. Drüben am Kleinen Hermon lagerten einst die Madianiter und Amalekiter. Israels Wehrmacht hatte auf den Höhen Gilboas Stellung genommen. Da befahl der Herr dem Gedeon, alle Furchtsamen nach Hause zu schicken, und 22 000 Mann kehrten um. Den Rest von 10 000 Mann führte Gedeon zur Quelle Harod, um dort jene berühmte Musterung vorzunehmen, die auf uns als Jungen immer einen gewaltigen Eindruck machte, wenn wir in der Bibelstunde davon hörten. Alle Kriegerleute, die sich bequem aufs Knie niederließen, um zu trinken, schickte Gedeon auf Gottes Befehl nach Hause, die aber das Wasser aus der hohlen Hand tranken, behielt er bei sich. Es waren nur dreihundert Mann, und mit ihnen hat dann Gedeon des Nachts das feindliche Lager dort in der Ebene erstürmt und einen herrlichen Sieg errungen. Wenn es doch öfter einen Gedeon gäbe, der die große Zahl derer, die dem Vaterland dienen wollen, auf die wenigen wirklich selbstlosen Männer herabmindern könnte!

Um vor unserm Führer zu bestehen, tranken wir ebenfalls aus der hohlen Hand von dem köstlichen Wasser. Dann ging's weiter durch die braune Ebene Esdrelon. Es gibt wohl kein Fleckchen auf Erden, wo soviel Schlachten geschlagen und soviel Völkerschicksale entschieden worden sind, wie in diesem fruchtbaren Weizenfeld der Ebene Esdrelon. Da haben Ägypter und Assyrer, Israeliten und Philister, Griechen und Römer, Mongolen und Türken, Kreuzfahrer und Araber um die Herrschaft in Vorderasien gekämpft. Dabei wurde nicht selten auch das Geschick Afrikas und Europas entschieden. Hier hat Napoleon der Große sein Feldherrngeschick bewiesen; hier wurde sogar im Weltkrieg ein klug angelegter Umzünklungsversuch der Engländer durch schleunigen Rückzug der Türken vereitelt.

Vom Berge grüßt zur linken Seite das jetzt ganz unbedeutende Araberdorf Zerin herab. Es ist das ehemals so bedeutende Jesreel. Dort residierten in ihrem Königsschloß der schwache Achab und die schöne Jezabel, der es nicht darauf ankam, Naboth steinigen zu lassen, damit dessen Weinberg zur Vergrößerung des königlichen Schloßgartens dienen



könnte. Das vom Propheten Elias vorausverkündete göttliche Strafgericht blieb nicht lange aus. Achab fiel im Kampfe, sein Sohn Joram wurde vor der Stadt getötet und sein Leichnam in den Weinberg Naboths geworfen. Die stolze Jezabel aber ließ Jehu beim Einzug in die Stadt aus ihrem Fenster auf die Straße stürzen, wo die Hunde über ihre Leiche herfielen. Siebzig Mitglieder der Königsfamilie wurden in Samaria ermordet. Seither ist Jesreel nicht mehr zu neuem Glanz gelangt, als liege Gottes Fluch für immer auf der Stadt.

Der Blick wendet sich gern von diesem Bilde ab nach der gegenüberliegenden Berghöhe. Da liegt in einem lieblichen Hain silbergrauer Oliven das Städtchen Salem, das alte S u n e m. Von dort stammte die wegen ihrer Schönheit im ganzen Lande berühmte Sunamitin, die jugendliche Gefährtin des greisen Königs David. Auch die vielgepriesene Braut des Hohenliedes hatte in dem idyllischen Sunem ihre Heimat; und es ist von besonderm Reiz, die weihervolle Poesie des Hohenliedes mit ihrem örtlichen Kolorit nachzuempfinden. Da leuchten manche Farben in neuer Pracht auf.

Durch die großen Zionistenkolonien bei El-Fule hindurch, wo die jungen Burschen Fußball spielten und die Mädchen das Haar „modern“ trugen, gelangten wir, um die Ausläufer des Kleinen Hermon herum, in die nördliche Abzweigung der großen Ebene und erblickten im Hintergrund das Ziel jenes Tages, den herrlichen Berg T a b o r. Von seinem Gipfel leuchtete die neue Basilika weit in die Lande. Aber es dauerte noch eine geraume Weile, bis wir diese Höhe erreicht hatten. Die Sonne war hinter dem Karmel ins Meer gesunken, und nach kurzer Dämmerung brach die Nacht herein. Aber es war Vollmondzeit, sodaß die Landschaft mit einem weichen silbernen Licht übergossen dalag. Unvergeßlich wird uns der Aufstieg zum Tabor bleiben. Der schmale, steile Weg, mit seinen 21 teilweise recht spitzwinkligen Kurven, forderte das ganze Geschick und die sichere Kaltblütigkeit der Wagenführer. Als wir dem Gipfel näher kamen, stieg die volle Mondscheibe gerade mitten über dem Tabor empor. Es war wie eine neue Offenbarung jenes wunderbaren Ereignisses, da der Gottessohn auf dem Gipfel des Berges von so herrlichem Licht umstrahlt wurde, daß die drei Jünger den Anblick nicht ertragen konnten. Der Name des Berges wird zwar im Evangelium nicht genannt, aber die Überlieferung, es sei der Tabor gewesen, hat viele Gründe für sich. Und wer einmal auf dem Tabor gestanden hat, wird zugeben, daß dieser Berg für das Geheimnis der Verklärung wie geschaffen ist.

Wir mußten vor der Klosterpforte der Franziskaner eine Weile warten, ehe die Tore sich öffneten. Im Hospiz erfuhren wir dann, daß nicht nur der große Pilgerzug des Deutschen Vereins vom Hl. Lande, sondern auch unsere kleine Studienkarawane von Nazareth her abgesagt worden war. Die Franziskaner hatten deshalb den mühsam heraufbe-



sorgten Lebensmittelvorrat nach Nazareth zurückgesandt, um nichts verderben zu lassen. Soviel Vorrat hatten aber die armen Jünger des hl. Franz in Küche und Keller, daß wir mit den Aposteln sagen durften: „Hier ist gut sein!“ Nach der entsetzlichen Hitze des Tages empfanden wir die erfrischende Bergluft da oben wie eine Gottesgabe.

Am frühen Morgen feierten wir das hl. Opfer in der von Barluzzi erbauten prachtvollen Basilika der Verkörperung. Kardinal Giustini hat 1919 den Grundstein gelegt, und Kardinal Giorgi 1924 die feierliche Konsekration vollzogen. Noch ist nicht alles vollendet. Der Baumeister wollte wahrscheinlich dem Gotteshause etwas von der Lichtfülle des Verkörperungsgeheimnisses geben. In den weiten Hallen weitet sich freudig das Herz, wenn am Morgen die Sonne ganze Strahlengarben durch die bunten Marmorscheiben der großen Chorfenster wirft und die Christusfigur in der Apsis mit vielfarbigem Licht übergießt. Aber es scheint des Guten fast zuviel zu sein. Das Auge wird geblendet und muß sich erst schließen, wenn der Geist sich ein wenig sammeln soll. In der Gesamtanlage hat der Baumeister liebevolle Rücksicht auf die Fundamente der alten Basilika genommen, die einst den Tabor krönte.

Alle Jahrhunderte haben hier oben gebaut und zerstört, die einen Festungswerke, die andern Heiligtümer. Aus römischer Zeit ist eine Verteidigungsanlage mit einem mächtigen Katapult freigelegt worden. Diese Wurfmaschine war die Kanone des Altertums und diente dazu, dem Feinde schwere Steinkugeln entgegenzuschleudern. Wenn allerdings schon zur Zeit Jesu auf dem Tabor eine Festung gelegen hätte, müßte man wohl einen andern Berg als Stätte der Verkörperung suchen, weil dann die im Evangelium vorausgesetzte Ruhe und Einsamkeit auf dem Tabor gefehlt hätte.

Was dem Tabor neben der Erinnerung an die Verkörperung Christi einen eigenen Reiz verleiht, ist die herrliche Aussicht nach allen Seiten. Sie allein lohnt den Aufstieg reichlich. Der Berg ist ringsum losgelöst von anderen Bergen und steigt wie eine Halbkugel aus der Ebene auf. Da schweift das Auge nach Westen zum Karmel hinüber, nach Norden über die Höhen Galiläas, von wo das Felsenest S a f e d herübergrüßt. Es ist „die Stadt auf dem Berge“, die nicht verborgen bleiben, sich nicht verstecken kann. Im Nordwesten baut sich die Gebirgsmasse des Hermon auf, nach Osten geht der Blick weit über die Berge und die Wüste bis zum Hauran oder Drußengebirge mit seinem Vulkanestein. Südlich lagert sich der Kleine Hermon vor einen Teil der Ebene Esdrelon, dahinter die Berge Gilboas und Samarias.

Unmittelbar gegenüber dem Tabor rücken zwei Dörfer greifbar nahe heran, die beide aus der heiligen Geschichte bekannt sind. Das eine ist N a i m, wo Jesus den Jüngling zum Leben erweckte und der trostlosen Witwe den einzigen Sohn wiedergab. Ein weißes Kirchlein ziert den Ort, und die Dorstenne ist deutlich auf dem Acker sichtbar. Das



andere ist Endor, berühmt geworden durch die „Hexe von Endor“. Zu ihr schlich sich Saul am Abend vor der Schlacht, um den Geist Samuels befragen zu lassen. Der Geist erschien wirklich, aber das Entsetzen der Wahrsagerin über die Erscheinung mußte alle Spiritisten warnen, sich auf diese Geschichte im ersten Buche Samuels (28,8—25) zu berufen, um ihre „Geister“ als Wesen aus dem Jenseits biblisch zu beweisen.

Saul hatte alle Spiritisten aus dem Lande vertrieben und ihre „Sitzungen“ streng verboten. Daß er nun selbst heimlich zur Hexe von Endor schlich, zeigt, in welcher verzweifelter Lage er war. Was Samuels Geist ihm verkündete, erfüllte sich am folgenden Tage. Über die Höhe hinüber, die vor uns lag, ist der unglückliche König in jener Nacht zu den Seinen zurückgekehrt, verzweifelter als zuvor. Sein Geschick aber bleibt eine Warnung für alle, die mehr auf eigene Kraft als auf den allmächtigen Gott vertrauen und hinter die Geheimnisse schauen wollen, die der weise Schöpfer uns verborgen hat.

#### Im Lande der Samaritaner.

Um die Mittagszeit des letzten Septembertages langten wir wieder in Nazareth an. In etwa drei Stunden kann man den Weg vom Tabor nach Nazareth zu Fuß machen. Wir zogen es jedoch vor, die Wagen zu benutzen. Ein deutscher Landsmann, der am gleichen Tage die Strecke durchwanderte, bedauerte seinen Entschluß. Auch sind die einsamen Wege nicht ohne Gefahren für einzelne Wanderer. Zwei Franziskanerbrüder wurden kurz darauf zwischen dem Tabor und Nazareth vollständig ausgeplündert. Am andern Morgen hatten wir alle das Glück, in der Grotte der Verkündigung, wo „das Wort Fleisch geworden ist“, die hl. Messe zu feiern. Dann schieden wir von dem schönen Bergstädtchen, der Heimat des Erlösers, wo wir so weihervolle Stunden verlebt hatten. Wir wollten durch Samaria nach Judäa. Wir durften also an jenem ersten Oktober denselben Weg zurücklegen, den einst „die Magd des Herrn“ gewandert ist, als „sie sich aufmachte und ins Gebirge eilte nach einer Stadt in Juda“, wo ihre Base Elisabeth ihrer bedurfte. Viel schwerer als dieser Gang der Liebe ist ihr neun Monate später der Gang der Pflicht geworden, als sie mit Joseph nach Bethlehem reisen mußte auf den gleichen Wegen über die Berge Samarias und Judäas. Wie oft mag die heilige Familie auf dieser Straße zum Osterfest nach Jerusalem gepilgert sein, erst allein, dann mit dem Jesusknaben! Und mehr als einmal schauten die Berge und Täler zwischen Jerusalem und Nazareth den großen Lehrer und Wundertäter mit seinen Jüngern von Nord nach Süd oder von Süd nach Nord wandern. Dann eilten die Menschen aus den umliegenden Orten herbei, brachten ihre Kranken an die Wege und Stege, und das Land war voll Jubel. „Staunen ergriff alle, sie priesen Gott und sagten: »So etwas haben wir noch nicht erlebt«“ (Mark. 2, 12).



Aber auch die Feindschaft gegen Jesus hat sich auf diesem Wege gezeigt. Gleich die erste Station, an der wir anhielten, erinnerte uns daran. Wir waren von den Bergen Galiläas hinab in die Ebene Esdrelon gelangt, hatten zur Linken nochmals den Tabor wie einen guten Bekannten begrüßt, sahen am Kleinen Hermon wieder Endor und Naim, kamen durch die „Bohnenstadt“ El-Fule und hatten bald die ganze Ebene durchquert. Dabei konnten wir überall von neuem feststellen, wie in den zionistischen Siedlungen der Ackerbau nicht mehr in der primitiven Art der Fellachenwirtschaft, sondern mit den neuesten Maschinen, mit Motorpflug und Selbstbinder und Lanz-Dreschmaschinen betrieben wird. Auch hier wurde an allen Ecken und Enden gebaut. Bei El-Fule hat 1799 Napoleon seinen General Kleber herausgehauen, als dieser in Gefahr war, von der feindlichen Übermacht erdrückt zu werden. Im unmittelbar angrenzenden Affule ist die Kopfstation der im Kriege erbauten Eisenbahn nach Samaria. Um die durchfahrenden Truppen zu pflegen, hatten dort deutsche Borromäerinnen monatelang in einem Eisenbahnwagen ihr „Kloster“ eingerichtet. Die Straße war links und rechts mit jungen Bäumchen bepflanzt, die allerdings in der Sonnenglut der regenlosen Zeit traurig die Zweige hängen ließen. Bei den Straßenbauten wurden auffallend viele Frauen beschäftigt, und es hieß, daß sie recht geringe Löhne bezögen für diese Arbeiten, die so gar nicht für Frauenhände bestimmt sind.

So waren wir nach Dschenin gekommen. In einer grünen Oase liegt das Städtchen am Fuße der Berge Samarias eingebettet. „Gartenquelle“ bedeutet der alte Name Engannim, einst eine Levitenstadt. Eine starke Quelle spendet Menschen, Tieren und Pflanzen das kostbare Naß. Sie war dicht umlagert. Zu dem freundlichen Außern Dschenins will die fast sprichwörtliche Unfreundlichkeit seiner Bewohner schlecht passen; über ihre Gehässigkeit gegen die Christen wissen schon die alten Pilgerberichte zu erzählen. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß hier sich die im Evangelium erzählte Begebenheit abgespielt hat, wie die Jünger in einer Ortschaft Samarias abgewiesen wurden, als sie für sich und den Meister ein Obdach suchten. Der Grund war die Feindschaft der Samaritaner gegen die Juden, wenn diese nach Jerusalem pilgerten. Dieser Mangel an Gastfreundschaft, im Orient ein doppeltes Verbrechen, brachte die beiden Brüder Johannes und Jakobus in solche Aufregung, daß sie den Meister fragten: „Herr, sollen wir nicht Feuer vom Himmel herabrufen, damit es sie verzehre?“ Jesus aber verwies es ihnen mit den Worten: „Ihr wißt nicht, wes Geistes Kinder ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Menschenseelen zu vernichten, sondern zu retten.“ Sie gingen dann in ein anderes Dorf (Lk. 9, 51—56).

Ich weiß nicht, ob's andern auch so geht, aber ich muß gestehen, daß ich eine gewisse Vorliebe für solche Berichte in den Evangelien habe. Sie zeigen uns nämlich, daß auch die Apostel des Herrn nicht von An-



fang an fertige Heilige gewesen sind, daß ihnen schon einmal die Geduld ausging und daß sie öfter einen kräftigen Verweis vom Heiland bekommen haben. Sie hatten aber guten Willen, nahmen den Verweis ruhig hin und suchten das nächste Mal die Sache besser zu machen. Das genügte dem gütigen Meister; und zuletzt sind diese Männer trotz ihrer anfänglichen Fehler Heilige geworden. Das ist so tröstlich und ermutigend für uns alle. Nur einer im Apostelkollegium hat nicht an sich gearbeitet oder doch bald aufgehört und hat Frieden mit seinen Fehlern geschlossen. Das war Judas der Verräter. Jene Szene bei Dschenin läßt uns aber auch erkennen, daß der Apostel Johannes nicht eine so mädchenhaft zarte Persönlichkeit war, wie ihn gewöhnlich die Maler darstellen, sondern, daß er mit seinem Bruder Jakobus den Namen „Donnersöhne“ verdiente. Dennoch ist er der Jünger gewesen, „den der Herr lieb hatte“.

Es gab aber auch zu Jesu Zeiten in Dschenin bessergesinnte Samaritaner. Nach der Überlieferung hat nämlich Jesus bei diesem Orte die zehn aussätzigen Männer geheilt. Aber nur einer von ihnen kam zurück, um seinem Wohltäter zu danken. Und dieser eine war ein Samaritaner. Das hat den Heiland traurig gestimmt, daß seine eigenen Landsleute sich von einem Fremden an Dankbarkeit übertreffen ließen. Undank verrät ja immer niedrige Gesinnung, während dankbare Menschen in der Regel gute Menschen sind.

Nicht weit von Dschenin liegt das uralte Megiddo, die Königsstadt der Kanaaniter. Deutsche und österreichische Ausgrabungen unter Schumacher und Sellin haben in Megiddo und im benachbarten Thaanach vor zwanzig Jahren hochbedeutsame Zeugnisse einer Kultur und Geschichte freigelegt, die bis ins dritte und vierte Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Ströme von Blut sind in den verschiedensten Perioden der Weltgeschichte im Kampfe um diesen wichtigen Punkt an der Handelsstraße zwischen Ägypten und Babylonien vergossen worden. Der Besitz von Megiddo wog „tausend andere Städte“ auf. Als Thutmosis III. von Ägypten im 15. Jahrhundert v. Chr. Megiddo eroberte, ließ er diesen glänzenden Sieg mehrfach auf den Tempelmauern zu Karnak verherrlichen. Der amerikanische Gelehrte El. Fisher hat kürzlich eine neue Durchforschung des Ruinenfeldes von Megiddo begonnen, wozu John Rockefeller reiche Geldmittel gestiftet hat.

Nach einer kurzen Rast schlugen wir den Weg von Dschenin ins Bergland Samarias ein. Die vorzügliche Autostraße von Haifa nach Jerusalem würde jeder deutschen Provinz Ehre machen. Auf den Seitenwegen zogen Esels- und Kamelkaranen daher, und sonnengebräunte Beduinen schritten in wallendem Mantel und buntem Kopfbund mit elastischen Schritten vorüber. Auf einer kleinen Anhöhe liegt links vom Wege D o t h a i n, wo Joseph seine Brüder mit ihren Herden fand. Kurz vorher sah ich rechts der Straße auf freiem Felde eine offene Zisterne. An einer solchen Zisterne haben damals die Söhne Jakobs



ihren Bruder an ismaelitische Kaufleute verschachert, die nach Ägypten zogen, ganz wie die Karawanen, die mit Schellengebimmel an unsern Wagen vorüberzogen.

Von sicherer Höhe schaut Bethulia herab. Solange es Menschen gibt auf Erden, wird man von dieser Bergfestung erzählen, von ihrer Belagerung durch das Riesenheer des Holofernes, ihrer Not und ihrer Befreiung durch eine schwache Frau, nachdem den Männern der Mut entsunken war und sie die Stadt dem Feinde übergeben wollten. Da hat Judith das Unheil abgewendet, den feindlichen Heerführer überlistet und im eigenen Zelte getötet und ist so zur Retterin ihres Volkes geworden. Judith aber blieb auch ferner die keusche Witwe, die alle Ehre auf Gott ablenkte, der ihr Helfer und Beschützer war bei dem gefährvollen Werke der Befreiung.

Unser nächstes Ziel lag zwar abseits von der Straße, aber wir durften an Sebaste, dem alten Samaria, nicht vorbeifahren. Ohne eine gute Maschine mit zuverlässigem Führer sollte jedoch niemand den Aufstieg unternehmen, wenn er nicht reiten oder zu Fuß wandern will. Nach Überwindung der steilen Anhöhe gelangten wir zwischen den erbärmlichen Hütten hindurch zur Basilika des hl. Johannes. Die niedrigen Lehmhütten hatten zum Teil keine Fenster, nur eine Tür oder mehr ein Loch, aus dem der erstickende Rauch des mit getrocknetem Mist unterhaltenen Feuers hervorkam. Fast die gesamte Männerwelt des Ortes sammelte sich um unsere beiden Wagen, als wir im Schatten eines Baumes ausstiegen. Erst tranken wir einen Schluck Wasser an der frischgefaßten Quelle. Frauen und Mädchen waren daran mit Waschen beschäftigt und machten scheu den Fremden Platz.

Nachdem wir vom Aufseher unsere Karten erworben hatten, beichtigten wir die dem Vorläufer Jesu geweihte Kirche, jetzt als Moschee benutzt. Mit tiefer Behmut betritt man dieses Gotteshaus, eines der prachtvollsten Bauwerke aus der Kreuzfahrerzeit, errichtet auf den Trümmern einer Basilika, die wohl schon im vierten Jahrhundert gebaut wurde, also an Alter dem Trierer Dom nahesteht. Besondere Beachtung verdienen die schönen Säulenbildungen der ehemals dreischiffigen Kirche. Wir mußten achtgeben, daß wir nicht über einige Araber stolperten, die auf den Matten am Boden ihre Siesta hielten. Unter der Kirche werden die Gräber Johannes des Täufers und des Propheten Elisäus gezeigt. Eine dunkle Treppe führt in die Tiefe hinab, so niedrig, daß nur unsere festen Tropenhelme mehrere kräftige Zusammenstöße mit der Decke schmerzlos machten. Unten lagen in den Grabkammern ebenfalls Matten; denn da ist's kühler zum Schlafen als über der Erde.

Die Grabkammern selbst boten einen recht verwahrlosten Anblick. Dem großen Vorläufer des Messias und dem wundertätigen Nachfolger des Propheten Elias möchte man ein würdigeres Denkmal wünschen. Schon der hl. Hieronymus spricht von diesem Grabe in Samaria, und



er kannte Palästina genau. Seine eifrige Schülerin, die hl. Paula, erzählt von Wundern, deren Zeugin sie am Johannesgrabe gewesen sei. Unter Julian dem Abtrünnigen wurde das Grab geschändet und die Gebeine zerstreut. Nur ein Teil konnte von Mönchen aus Jerusalem gerettet werden.

Nach einem Gebet stiegen wir wieder ans Tageslicht, und nun ging es weiter den Berg hinan zu den Resten des alten Samaria. Zu den bisher bekannten Zeugen einer glorreichen Vergangenheit des heute so armseligen Bergnestes sind in den letzten Jahren wichtige Entdeckungen durch die Ausgrabungen der Amerikaner hinzugekommen. An der Nordostseite des Bergkegels wurden bedeutende Überreste des Gerichts- oder Verwaltungsgebäudes der herodianischen Stadt freigelegt. Samaria hat nämlich eine recht bewegte Geschichte durchlebt seit seiner Gründung durch König Omri 928 v. Chr. Omris Sohn Achab und die stolze Jezabel führten heidnische Kulte in dieser Hauptstadt des Reiches Israel ein. Schon durch ihre Lage auf einem Bergkegel und mehr noch durch starke Mauern war die Residenz eine der unbezwingbarsten Festungen des Landes. Benhadad von Syrien belagerte sie drei Jahre lang vergeblich, und auch vor ihrer Eroberung durch die Assyrer im Jahre 722 war eine mehrjährige Belagerung nötig. Ihre Bewohner wurden in die Gefangenschaft geschleppt und fremde Kolonisten im Lande angesiedelt. Ähnlich verfuhr 400 Jahre später Alexander der Große mit Samaria, und nochmals sank die Stadt in den Makkabäerkämpfen in Trümmer.

Zu ungeahnter Pracht stieg sie wieder empor unter Herodes dem Großen, dem Kindermörder von Bethlehern. Aus Schmeichelei gegen seinen kaiserlichen Gönner Augustus nannte er sie Sebaste, d. h. Augusta, die Erhabene. Schon die Ruinen des Gerichtsgebäudes lassen die Herrlichkeit der Paläste und Tempel ahnen, die damals diesen Berggipfel krönten. Unterhalb dieser Ruinen ragen 13 Säulen mitten in einem Weizenfeld gegen Himmel. Sie stehen so einsam und verlassen da, als ob sie selbst nicht mehr wüßten, daß sie einst das große Stadion des Herodes da unten geziert haben.

Während ich da stand, klang von irgendwoher das Geräusch einer Pumpstation mit Benzinmotor. Man konnte das Maschinenhäuschen kaum sehen, so fern war es. Aber das Auspuffen des Motors war so deutlich zu vernehmen, als sei es in nächster Nähe. Auch sonstwo ließ sich dieselbe Beobachtung machen, daß in der kristallklaren Luft der Berge Palästinas ein Ton weithin hörbar ist. Es ist ein trefflicher Beleg dafür, daß die Stimme Jesu allenthalben verstanden werden konnte, wenn große Volksscharen ihn umlagerten und er unter freiem Himmel zu ihnen sprach, wie in der Bergpredigt und Seepredigt.

Zwischen Disteln und Dornen, Oliven- und Feigenbäumen, über Gartenmauern und Hecken kletterten wir um den Berg herum nach



der Nordseite, vorbei an den Ruinen des Herodespalastes. Währenddessen war ein Araber dauernd hinter mir her oder neben mir. Ich hatte ihm eine Münze aus der Zeit Christi abgekauft, und nun wußte ich ihn nicht wieder loszuwerden, weil er mir gern seine ganze Sammlung verkauft hätte. Auf einem Feigenbaume saß zwischen den Ästen versteckt ein Junge und ließ sich die süßen Spätfrüchte munden. Als wir ihn sahen, tat der Schlingel, als sähe er uns nicht, und als sei der Baum sein Eigentum. Die Buben sind doch überall dieselben.

Auf der dem jetzigen Araberdorf Sebastije abgewendeten Seite der Bergkuppe liegen die gewaltigen Trümmer des von Herodes erbauten Tempels des Augustus. Eine mächtige Freitreppe von 15 Stufen ist ziemlich gut erhalten. Davor stand ein großer Altar. Unter einem Lattenversschlag lag am Boden der Torso einer Augustusstatue aus weißem Marmor. Einst hat man ihr Weihrauch geopfert; jetzt spielen schillernde Eidechsen unter ihr Verstecken, huschen flink über sie hinweg und fürchten sich nicht vor dem mächtigsten Kaiser, dem wohl je die Menschheit gehorcht hat. Sic transit gloria mundi! Die verschiedene Bauart der Grundmauern, das ungleiche Baumaterial und die sich schneidenden Linien des Grundrisses lassen erkennen, daß der Tempel des Herodes nicht das älteste Bauwerk an dieser Stelle gewesen ist. Ob etwa hier einmal der Baalstempel stand, den Achab auf Betreiben Jezebels in Samaria errichten ließ? Welche Szenen mögen sich hier abgespielt haben, als dann Jehu in die Stadt einrückte und die Priester des Baal hingerichteten ließ!

Noch besser als am Augustustempel lassen sich die verschiedenen Bauperioden an den freigelegten Resten der alten Stadtmauer unterscheiden, besonders am starkbefestigten Stadttor. Die Archäologen glauben hier ein Stück der ältesten Festungsmauer Samarias, aus der Zeit Omris, gefunden zu haben. Ist das richtig, dann sind durch dieses Tor die großen Propheten Elias und Elifäus ein- und ausgegangen. Elifäus hatte ja ein Haus in Samaria.

Den tiefsten Eindruck auf den Besucher Samarias machen wohl die Reste der 1700 Meter langen Säulentallee des Herodes. Sie war 18 Meter breit und führte an der Südseite des Berges entlang, vom alten Stadttor zum jetzigen Sebastije. Zahlreiche Säulen stehen noch aufrecht, andere sind von ihren Basen herabgestürzt und liegen am Wege. Wieder andere sind ganz oder stückweise in die Gartenmauern eingefügt oder von übermütigen Burschen den Berg hinabgerollt worden. Während wir, ganz erschöpft von der Wanderung und der Besichtigung der Ruinen, in der glühendheißen Mittagssonne zu unsern Wagen zurückkehrten, schweiften von selbst die Gedanken in die Zeit zurück, da sich zwischen diesen Säulenreihen die vornehme Gesellschaft Samarias in der Abendkühle erging, über Theater und Sport und Politik sich unterhaltend. Nicht weniger als 6000 Veteranen waren ja in dieser Stadt



angesiedelt worden, um hier ihr bewegtes Soldatenleben zu beschließen, ohne daß ihnen viel abging von den Vergnügen einer italischen Großstadt.

Nach dem Tode des Herodes sank Samarias Stern, während das benachbarte Nablus emporwuchs. Dann kamen die Tage, in denen man auch in Samaria von dem großen Wundertäter aus Nazareth sprach. Ob er selbst jemals in der Stadt geweiht hat, wenn er von Galiläa oder Judäa kommend, durch das Gebiet von Samaria zog, wissen wir nicht. Lange hat Jesus sich sicher nicht daselbst aufgehalten, weil er ja zunächst dem eigenen Volke die Frohbotschaft vom Gottesreiche verkünden wollte.

Die Apostel haben bald nach Jesu Tod große Erfolge in Samaria erzielt, sodaß Petrus und Johannes von Jerusalem herüberkamen und hier den Getauften die hl. Firmung spendeten. Sie mögen wohl mit Freuden auf dieser Säulennalle von den neugewonnenen Glaubensbrüdern als die Vorsteher der Mutterkirche begrüßt worden sein. Das war der erste Bischofsempfang auf der ersten Firmungsreise, von der uns die hl. Urkunden der Apostelgeschichte Nachricht geben. Vorreiter, weißgekleidete Mädchen, Baldachin und Fahnen waren damals zwar noch nicht im Zuge dabei, aber die Freude der jungen Christengemeinde von Samaria hat sich gewiß auch damals schon irgendwie nach Landes- sitte und Volksbrauch geäußert. Nachdem ich so manchen erhebenden Empfang des Nachfolgers der Apostel im Trierer Land auf den Firmungsreisen unserer Oberhirten hatte miterleben dürfen, malte ich mir mit stillem Vergnügen jenen ersten Bischofsempfang aus, während wir des Weges zogen.

In Samaria hatte der Diakon Philippus den Vorbereitungsunterricht auf die Taufe und Firmung erteilt und manches Wunder gewirkt. „Daher herrschte in jener Stadt große Freude“ (Apostelgesch. 8, 8). Vor ihm aber hatte der Zauberer Simon dort seine unsaubere Kunst ausgeübt und sich für ein höheres Wesen ausgegeben. „Alle, groß und klein, hingen an ihm . . ., weil er sie lange Zeit durch seine Zauberkünste betört hatte.“ Da nun Philippus noch größere und zwar echte Wundertaten vollbrachte, fürchtete Simon jeden Einfluß zu verlieren. Schlau wie alle Zaubermeister, heuchelte er den frommen Mann, ließ sich taufen und „hängte sich an Philippus“, wie der Geschichtsschreiber so treffend bemerkt, und „kam aus dem Staunen nicht heraus, da er die Zeichen und Wunder sah, die da geschahen“. Als er es dann aber wagte, den beiden Aposteln Petrus und Johannes Geld anzubieten, um von ihnen die Vollmacht zu erkaufen, ebenfalls andern die Hände aufzulegen und den Heiligen Geist zu verleihen, da riß dem Apostelfürsten die Geduld. Er entlarvte den Schwindler und drohte ihm so ernst Gottes Strafgericht an, daß der Zauberer kleinlaut um die Fürbitte der Apostel anhielt. Seither aber heißen alle, die Ähnliches tun, Simonisten.

Als wir vom tempelgekrönten Hügel der alten Hauptstadt Samaria



herabkamen, sahen wir einen großen Teil der Bevölkerung Sebastijes unter den silbergrauen Eibäumen des Abhangs versammelt. Dort brannte ein Feuer, und der Dorfschmied hatte unter freiem Himmel seine Werkstatt, so wie fahrendes Volk bei uns am Dorfrand die undicht gewordenen Kessel und Töpfe des Ortes fließt. Aber jener treffliche Jünger Tubalkains, des ersten Schmiedes auf Erden, hätte es wohl als Beleidigung aufgefaßt, solch unrühmliche Arbeit zu leisten. Mit einem Gesellen schlug er aus Leibeskräften im Takt auf ein glühendes Stück Stabeisen los, daß die Funken nur so über den grauen Acker stoben und die Männer und Frauen und Kinder ganz stolz auf ihren tüchtigen Schmiedemeister blickten, als werde einem neuen Siegfried das Heldenschwert geschmiedet, mit dem er alle Feinde aus Samarias Bergen vertreiben und die versunkene Herrlichkeit der Omrisstadt wieder herstellen werde.

Zwei bis drei Stunden von Sebastije entfernt liegt die bedeutendste Stadt des heutigen Gebietes von Samaria, Nablus, das römische Flavia Neapolis, nur wenig von der Stätte des seit der Patriarchenzeit bekannten Sichem. Je näher man der Stadt kommt, umso schöner wird das Landschaftsbild. Zwanzig Quellen bewässern das fruchtbare Tal, das sich in einen strategisch wichtigen Engpaß zusammenzieht. Rechts ragt der wuchtige Ebal 938 Meter empor, links der um 70 Meter niedrigere Garizim, einst der heilige Berg Israels. Auf seinem breiten Rücken trug er den Tempel der Samaritaner, den Johannes Hyrcanus im Jahr 132 v. Chr. zerstörte. Unter den christlichen Kaisern Ost-Roms schmückte eine große Marienkirche den Gipfel, bis die fanatischen Samaritaner 521 den Bischof von Nablus ermordeten und fast alle christlichen Kirchen und Klöster im Lande in Trümmerhaufen verwandelten.

Nach kurzer Rast in einem sauberen Gasthause machten wir uns wieder auf den Weg, um die etwa 30 000 Einwohner zählende Stadt zu besichtigen, vor allem aber, um einem der kleinsten Völker der Erde, den Samaritanern, einen Besuch abzustatten. Das moderne Nablus ist nämlich fast ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, deren Gehässigkeit gegen die Christen bekannt ist. Für die wenigen lateinischen Katholiken ist eine Seelsorgestelle und eine kleine Schwesternniederlassung gegründet worden.

Das Volk der Samaritaner wohnt bis auf einzelne auswärtige Familien ganz in Nablus und zählt heute zwischen 160—170 Personen. Seine Feste feiert es noch immer auf dem Garizim, wie damals, als das samaritanische Weib dem Messias die Frage vorlegte, wo man Gott anbeten müsse, mit den Juden in Jerusalem oder mit den Samaritanern auf der Höhe des Garizim. Wie damals, so sondert es sich heute noch scharf von den Juden ab und stirbt lieber langsam aus, als daß es Mischehen mit den Anhängern einer anderen Religion, einerlei ob Juden, Christen oder Mohammedaner, einginge.





Ruinen des Augustustempels zu Samaria (S. 78)

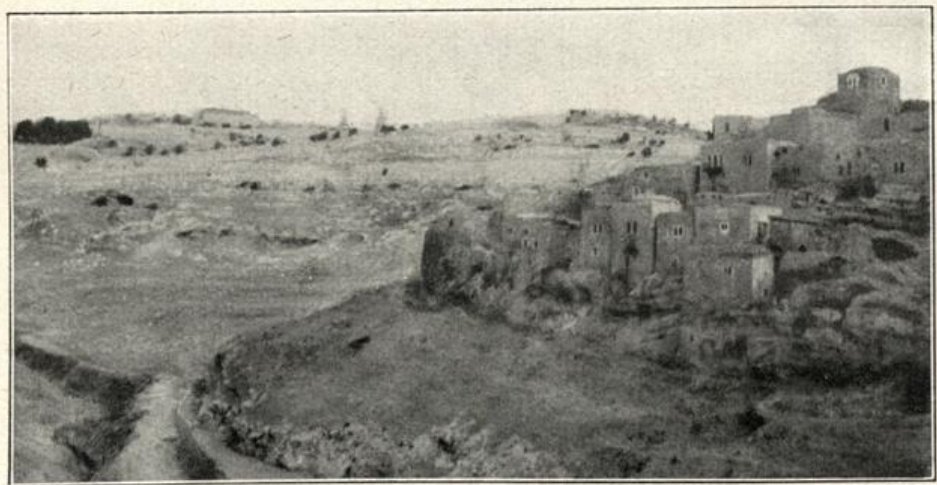


Nablus mit Ebal (S. 80)





Tempelplatz zu Jerusalem von Nordwesten (S. 102 – 105)



Kedrontal, im Hintergrund der Ölberg (S. 112)



Aus vielen Zeugnissen des Alten und Neuen Testaments wissen wir, wie tief der Haß zwischen Juden und Samaritanern war, seitdem die aus der Verbannung heimgekehrten Juden die Hilfe der Nachbarn beim Aufbau Jerusalems abgelehnt hatten. Nach der Zerstörung Samarias durch die Assyrer wurde nämlich der größere Teil der Bevölkerung in die Gefangenschaft abgeführt und heidnische Ansiedler ins Land geschickt. Aus ihrer Vermischung mit den zurückgebliebenen Eingeborenen erwuchs das halb jüdische, halb heidnische Volk der Samaritaner. Zwar hielt es an der Verehrung Jahwes fest, erkannte aber nur die Bücher Moses' und das Buch Josue als Offenbarungsschriften an und vermengte den Jahwekult mit heidnischem Beiwert.

Zu Jesu Zeiten war das bloße Wort „Samaritaner“ im Munde eines Juden zur größten Beschimpfung geworden, mit der die Pharisäer öfter den Heiland bedachten. Christus selbst urteilte anders über die Samaritaner, ohne dadurch ihre religiösen Verirrungen anzuerkennen. In dem Gleichnis vom barmherzigen Samaritan hat er diesem Volk ein herrliches Denkmal gesetzt. Die anfänglichen Erfolge des Christentums unter den Samaritanern scheinen keine dauernde Änderung unter ihnen bewirkt zu haben. Die Christen waren bald wieder gründlich verhaßt. Einer der ältesten Pilgerberichte erzählt sehr lehrreiche Einzelheiten von dem Verhalten der Samaritaner: „Als wir durch die Felder zogen, brannten sie unsere Fußspuren mit Strohbindeln aus. So groß ist ihr Abscheu gegen beide, Juden und Christen. Willst du etwas kaufen, so rühre es nicht an, ehe du den Preis gezahlt hast. Rührst du daran, ohne zu bezahlen, gleich gibt's Verdruß. Die Geldmünzen mußt du in ein Gefäß mit Wasser werfen; denn aus deiner Hand nehmen sie nichts. Beim Weitergehen verbieten sie dir das Ausspucken. Lust du es, so erregst du Ärger.“

Als wir in die Gasse einbogen, die zu den Samaritanern führt, entstand eine Prügelei zwischen einigen Araberbuben und einem samaritanischen Jungen, der uns gleich erspäht hatte und die Führung übernahm. Solche Gassen und Winkel, eng, schmutzig, steil, dunkel wie ein Keller gewölbe, habe ich auf der ganzen Fahrt nicht mehr gesehen. Wir wären wohl ohne den Führer nicht ans Ziel gekommen.

Auf unser Pochen an der Türe erschien ein samaritanischer Priester in langem Gewand, den Kopf mit rotem Turban umhüllt. Er hieß uns in den kleinen Vorraum der Synagoge eintreten, wo in den Wänden Inschriften in samaritanischer Schrift eingelassen sind. Dann erschien der Hohepriester selbst, eine würdevolle Prophetengestalt mit wallendem Bart. Er begrüßte uns freundlich, da ihm Prof. Mallon von den früheren Expeditionen bekannt war. Die schweren Schlüssel wurden gebracht und die eisenbeschlagene Tür zur Synagoge geöffnet. Wir traten in das Heiligtum des Volkes, einen weißgetünchten, kapellenartigen Raum. Aus zwei flachen Kuppeln fällt das Licht herab und läßt überall Armut



offenbar werden. Die Teppiche am Boden sind schadhast, der Thronstuhl schmucklos. Nur in der östlichen Nische lenkt ein golddurchwirkter blauer Vorhang die Aufmerksamkeit auf sich. Er verdeckt den Thoraschrein, worin der größte Schatz des Volkes geborgen ruht, das Gesetzbuch des Moses, die samaritanische Pentateuchrolle. Das kostbare Futteral aus Metall ist von einer über und über bestickten grünen Tuchhülle umgeben und legt Zeugnis dafür ab, daß der Mensch auch bei größter Armut die sichtbaren Zeichen seines Jenseitsglaubens gern mit Reichtum schmückt.

Wir durften den Schatz genau betrachten, ließen uns vom Hohenpriester die Bildwerke deuten und an den zwei Stäben den heiligen Text aufrollen. Die Pergamenthandschrift ist sauber in samaritanischen Konsonanten ohne Vokalzeichen ausgeführt. Während wir dem Hohenpriester lauschten, standen links und rechts von ihm, zutraulich an ihn angelehnt, zwei Samaritanerkinder. Ihre kretinenhaft verkümmerte und verwachsene Gestalt fiel neben dem ehrwürdigen Greis von edlem Wuchs um so mehr auf und ließ ahnen, daß das kleine Volk durch Verwandtenehe zu Grunde gehen muß. Das rührende, zur Wehmut stimmende Bild hätte ich gern in seiner religiösen Ursprünglichkeit auf der Platte festgehalten, wenn mir das nicht wie eine Entweihung vorgekommen wäre. Beim Abschied aber bot uns einer Postkarten an, auf denen der Priester neben der aufgerollten Thora im Lichtbild dargestellt war. Der geforderte Preis belehrte uns, daß die Samaritaner ihren übrigen Landsleuten an Geschäftsgeist nicht nachstehen; doch wir zahlten gern das Zehnfache des sonst üblichen Preises, um die Erinnerung an diesen lehrreichen Besuch beim Volke der Samaritaner mitnehmen zu können.

Am Ende der Stadt erweitert sich der Engpaß zwischen Ebal und Garizim zur weiten Ebene el-Machna oder el-Askar. Gleich im Vordergrund liegt ein Hügel, auf den wir quersfeldein zustrebten. Ein junges Mädchen, mit Viehhüten beschäftigt, jagte auf einem Esel vorüber und setzte über eine Feldmauer hinweg wie eine Zirkusreiterin. Der Hügel ist tief aufgewühlt, Mauerreste, Häuseranlagen sind freigelegt, deren Bauart dem Kenner sofort verrät, daß es sich um eine Siedlung aus grauester Vorzeit handelt. Hier stand nämlich S i c h e m, die berühmte Stadt aus der Geschichte der Patriarchen.

Von allen Seiten stürmten die Erinnerungen an die Ereignisse auf uns ein, deren Schauplatz dieses Fleckchen Erde gewesen ist. Hier hat Abraham die göttlichen Verheißungen empfangen und dem wahren Gott den ersten Altar errichtet, als er auf der Reise von Haran herüber bei der Terebinthe zu Sichem Halt machte. Das Örtchen Balata in nächster Nähe hat den Namen davon. Hier schlug Jakob sein Zelt auf und kaufte von Hemors Söhnen den Acker, den er später Joseph schenkte. Hier hat Jakobs Tochter Dina ihre Neugierde und Vergnügungssucht mit dem Verlust ihres größten Reichtums, ihrer Unschuld, bezahlt. Zwar haben die Brüder für die ihrer Schwester zugefügte Schmach blutige Rache



genommen, aber das Unglück wurde dadurch noch größer, und Jakob mußte die Gegend verlassen. Hier hat Jakob die verbotenen Gözenbilder und Amulette der Seinigen unter der Terebinthe begraben. Später wurde Josephs Leiche aus Ägypten hierhergebracht und auf dem Acker beigesetzt, den er von seinem Vater erhalten hatte.

Das Grabmal Josephs liegt am Wege, der nach Ain Askar führt. Eine schützende Mauer umgibt den kleinen Kuppelbau. Der Wächter war daran, den Raum zu kehren, als wir eintraten. Auch nach der kürzlichen Instandsetzung macht das Grabmal keinen erhebenden Eindruck. In dem getünchten Innenraum steht ein formloser Sarkophag, ringsum mit grünen Lappen bedeckt. Von Wand zu Wand waren Seile gespannt, an denen allerlei bunte Fetzen hingen, als ob Wäsche getrocknet würde. In einer Nische lagen etwa ein Duzend leere Ölfaschen für die erloschenen, mit Staub und altem Öl überdeckten Lampen. Brummend entließ uns der Wächter, weil ihm das Trinkgeld zu niedrig erschien.

Nach einigen hundert Schritten standen wir vor einem anderen Heiligtum, nach dessen Anblick ich mich lange gesehnt hatte, vor dem Jakobsbrunnen. Nicht der Gedanke, daß der Patriarch ihn hatte graben lassen und daß er daraus getrunken hatte mit seinen Kindern und seinen Herden, sondern eine der ergreifendsten Szenen aus dem Leben Jesu zog mich dahin. Fast bekam ich Herzklopfen vor Angst, als wir mehrmals fest wider das Tor klopfen mußten, das die Anlage um den Brunnen verschließt. War der Wächter fortgegangen, so mußten wir unverrichteter Sache weiterziehen. Endlich kam einer der beiden griechischen Priester, deren Obhut die Stätte anvertraut ist. Vor dem Kriege war mit dem Neubau der schönen Basilika begonnen worden, die sich ehemals hier erhob. Aus Mangel an Geld blieb der Bau aber in Fensterhöhe unvollendet stehen.

Auf einer überdeckten Treppe stiegen wir in die Krypta hinab. Dort befindet sich der Brunnen. Der griechische Geistliche band einen Schöpf-eimer fest, worauf ich ihn bat, mir die Freude des Schöpfens zu lassen. Zweiunddreißig Meter tief mußte der Eimer hinabsinken, bis er auf dem Wasser aufschlug. Ein kurzer Ruck zeigte, daß er sich gefüllt hatte; dann drehte ich ihn an einer Winde herauf, wobei ich an den eigenen Armen erfuhr, was die Samaritanerin meinte, als sie zu Jesus sagte: „Herr, du hast ja kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief.“ Um die Anlage genau zu studieren, wurden drei Kerzen auf ein Blech gesteckt, angezündet und langsam in die Tiefe gelassen, sodaß wir sehr deutlich den tiefen Schacht bis zum Wasserspiegel betrachten konnten.

Es ist keine Zisterne, in der sich zur Regenzeit Wasser sammelt, sondern der Brunnen umschließt eine Quelle „lebendigen Wassers“. Wir waren alle überrascht, als wir den kristallklaren Inhalt des Schöpf-eimers erblickten. Mit Dank gegen Gott kosteten wir den erfrischenden



Trank. Dann setzten wir uns an den Brunnenrand nieder, auf dem einst der Heiland saß, als er von Judäa herüberkam und hier rastete, während die Jünger zur nahen Stadt gingen, um Lebensmittel zu kaufen.

Einer las das vierte Kapitel des Johannes-Evangeliums vor. Da schwand die Mauern der Krypta, die Gestalt des Menschensohnes saß da und schaute nach Sychar hinauf, von wo ein verirrtes Menschenkind kam, den Krug auf der Schulter. Die Frau ignorierte den jüdischen Rabbi, schöpfte Wasser und wollte gehen, als der Fremde das Schweigen brach und sie bat: „Gib mir zu trinken!“ Die ungewöhnliche Bitte, entgegen allem Herkommen von einem Juden an eine Samaritanerin gerichtet, brachte die Frau zum Reden. Das hatte der Meister gewollt. Nun entspann sich das Zwiegespräch zwischen dem leichtfertigen Weib mit dem sechsten Mann, der nicht ihr rechtmäßiger Mann war, und dem Sünderfreund, der es nicht unter seiner Würde hielt, mit einer solchen Frau die tiefsten Lebensfragen zu erörtern und sich ihr als Messias zu offenbaren. Ich müßte das ganze Kapitel hierher setzen, um den Leser mitempfinden zu lassen, wie herrlich das ist, was damals an dieser weihvollen Stätte sich abspielte. Die Sünderin war umgewandelt, ließ vor Freude den Krug stehen und lief nach Sychar hinüber, um auch ihre Mitbürger an ihrem Glück teilnehmen zu lassen. „Kommt, seht einen Mann, der mir alles gesagt hat, was ich tat, ob der nicht der Christus ist?“ Das war Beweggrund genug für alle, hinabzueilen zum Brunnen und den Propheten zu bitten, bei ihnen zu bleiben. Sie kannten ja ihre leichtsinnige Mitbürgerin genügend, um zu wissen: Wer dieser Frau all ihre Sünden aufdeckte und sie so gründlich bekehrte, muß mehr als ein Mensch sein.

Tief ergriffen lauschten wir dem Bericht des Evangelisten und waren glücklich ob des Erlebnisses, dort ein so großes Wunder der Gnade betrachten zu dürfen. Dann stiegen wir hinauf, um in rascher Fahrt nach Silo zu gelangen. Unterwegs kamen wir an el-Lubban vorbei, einer Quelle und Herberge am Wege nach Jerusalem. Dort wird es gewesen sein, wo Maria und Joseph mit Schrecken entdeckten, daß der zwölfjährige Jesusknabe nicht in der Pilgergruppe zu finden war, so daß sie nach Jerusalem zurückkehrten, um ihn zu suchen.

Silo konnten wir mit dem Kraftwagen nicht erreichen, weil die Wege zu schlecht waren. So machten wir denn den Abstecher zu Fuß, um den Ort zu suchen, wo so lange das Nationalheiligtum Israels stand, die Bundeslade, ehe der Tempel zu Jerusalem erbaut war. In Silo hat Heli, der schwache Vater, als Hoherpriester gewirkt. Dort hat Anna, die Mutter Samuels, im Gebete vor dem Herrn ihr Herz ausgeschüttet und später ihr Kind dem Dienste des Allerhöchsten geweiht. Samuel ist daselbst herangewachsen, hat dort die Offenbarungen Gottes entgegengenommen und später sein Volk geführt auf den Wegen des Herrn.



Die letzten Ausgrabungen auf dem herrlich gelegenen Hügel sind höchst sehenswert und lehrreich. Die Sonne sank hinter den Bergen hinab, als wir zu unsern Wagen zurückgingen, und übergieß die Landschaft mit unbeschreiblicher Pracht in der Beleuchtung des Abendrotes.

Nach kurzer Dämmerung kroch aus den Tälern die dunkle Nacht herauf. Zu Fuß hätten wir noch einen Tagesmarsch bis Jerusalem gehabt. Doch für einen Kraftwagen mit starker Maschine ist das keine Entfernung. Die Hauptstraße war schnell erreicht, und nun ging es südwärts der ewigen Stadt entgegen, so schnell nur die Räder laufen konnten. Ehe wir es erwarteten, strahlten plötzlich, als wir die Höhe des Skopus erreicht hatten, die Lichter Jerusalems vor uns auf. Es packte einen ordentlich ans Herz, und fast wollten die Worte in der Kehle stecken bleiben, als wir voll Dank gegen Gott das Ledeum beteten und die herrlichen Psalmen sprachen, mit denen seit Jahrtausenden der Pilger „Jerusalem, die hochgebaute, die heilige Stadt“ begrüßt.

## In Jerusalem.

### 1. Straßenleben.

Unsere Schutzengel hatten uns glücklich zum Hauptziel unserer Fahrt geleitet. Mit der Feier ihres Festes begannen wir den dreiwöchigen Aufenthalt in der heiligsten Stadt des Erdkreises. Als wir abends in der Casa Nova ankamen, trafen wir dort eine Gruppe des Kölner Pilgerzuges. Die übrigen Teilnehmer waren in den verschiedenen Hospizen untergebracht, weil unser herrliches deutsches St. Paulushospiz vor dem Damaskustor noch als Residenz des englischen Stadtkommandanten dient.

In der Pfarrkirche der lateinischen Katholiken oder der Lateiner, wie man im Orient kurz die römischen Katholiken mit lateinischem Ritus nennt, feierten wir in aller Frühe des 2. Oktober das hl. Opfer. Das Mittelschiff der großen, ganz in italienischem Stil gebauten und ausgestatteten Kirche war von Schulkindern besetzt, die gemeinsam den Rosenkranz beteten. Es war ja Rosenkranzmonat. Aber auch die Erwachsenen besuchten recht fleißig die Werktagsmesse, und jeden Morgen ging eine größere Anzahl zur hl. Kommunion. Die andächtige Haltung der Gläubigen zeigte, daß sie sich der Pflicht bewußt waren, den vielen fremden Pilgern als Vertreter der katholischen Kirche in der Heimat des Christentums ein gutes Beispiel zu geben.

Wie es sich geziemte, galt unser erster Gang in Jerusalem der Grabeskirche. Wir waren nun schon einige Wochen unterwegs und hatten bereits allerlei orientalische Stadtbilder kennen gelernt, hatten auch das orientalische Leben schon in mannigfacher Erscheinungsform beobachtet. Das war ein großer Vorzug unserer Studienfahrt; denn wenn der Pilger



gleich am ersten oder zweiten Tage seines Aufenthalts im Osten bereits in Jerusalem oder an andern heiligen Stätten Palästinas weilt und nur einige Tage dort bleiben kann, so wird er allzusehr durch Nebensächlichkeiten abgelenkt; er sieht vor lauter „Orient“ nicht das Eigentümliche des betreffenden Ortes. Es geht ihm fast wie einem Kinde vom Lande, das zum erstenmal zur Stadt kommt und nun vor jedem Schaufenster stehen bleibt und jeder „Elektrischen“ nachschaut.

Trotzdem wir also uns einbildeten, keine Fremdlinge mehr in Israel zu sein, bedurfte es einiger Übung, bis wir uns allein in dem Gewirr der engen, dunklen, stark belebten Gassen Alt-Jerusalems zurechtfinden. Das Studium des *S t r a ß e n l e b e n s* in der Altstadt ist höchst anregend. Die neuen Viertel im Norden und Westen vor der Stadtmauer sind ja kein Jerusalem mehr. Da gibts breite Straßen mit Bürgersteig; da gibts natürlich auch Kino und Tingeltangel; da laufen Buben mit wallendem Haar und Mädels mit Bubiköpfen und dem dazu gehörenden bubenhaften Anzug oder besser Auszug umher. Da sah man des Abends nach „Dienstschluß“ halberwachsene Menschenkinder als verliebte Pärlein beinahe in so großer Zahl „wie bei uns“. Zum Glück waren es meist keine einheimischen Christen, nicht einmal Mohammedaner; denn bei echten Mohammedanern sind diese „europäischen Sitten“ noch nicht im Schwang. In vielen Stücken ist leider unsere abendländische Kultur tief unter den Islam hinabgesunken. Wer das bedenkt, wird eher die geringen Erfolge der christlichen Missionare im vorderen Orient begreifen.

Wir wohnten in der Altstadt und brauchten darum nur bei weiteren Fahrten durch jene langweiligen neuen Stadtteile hindurch. Innerhalb der Stadtmauer bilden die Gassen und Straßen oft treppenartige, von vielen Bogen überspannte Gänge. Ein Wagen konnte darin gar nicht fahren. Der ohnehin recht schmale Raum wird links und rechts von Händlern und Handwerkern beschlagnahmt, die während des Tages ihren Laden und ihre Werkstatt aus den dunklen Höhlen der Erdgeschosse auf die Straße verlegen. Was man da nicht alles auf der Straße haben kann! Frischgebackene Zuckertörtchen und duftenden Knoblauch, echte Perserteppiche und Beduinenmäntel, Taschenuhren und Kamelsättel, kölnisch Wasser und frische Trauben und was sonst der Mensch braucht, um entweder in der primitivsten Weise des Wüstensohnes oder in der verwöhntesten Laune des Großstädtlers sein Leben zu fristen.

Dazwischen schreiten schwer beladene Kamelkarawanen schaukelnden Schrittes hindurch, ein Tier in gewissem Abstand an das andere gefeilt. Esel in allen Farben und Größen trippeln mit oder ohne Stockschläge vorbei, daß man erschrocken zusammenfährt, wenn solch ein Langohr plötzlich neben einem sein heiseres Lied anstimmt, erst in langgezogenen Tönen, dann in immer rascherem Takt und fallender Tonlage. Wandernde Händler preisen ihre Waren an. Wasserträger schleppen in Ziegenschläuchen den größten Wertgegenstand des Orients von den wenigen



Quellen und noch nicht ausgetrockneten Zisternen nach den abgelegensten Straßen. Lastträger keuchen tiefgebeugt unter schweren Säcken oder gewaltigen Kisten oder gar Bündeln langer Eisenstäbe für Betonbauten daher und bahnen sich mit lautem Ruf einen Weg durch das oft bedrückende Gedränge. Und welche Farbenpracht wirbelt und wogt da auf und ab, wird gedämpft im Schatten der überwölbten Wegestrecken und leuchtet von neuem auf, wenn wieder ein Sonnenstrahl eine Lücke findet. Unter die ohnehin farbenfrohen Trachten der Einheimischen mischen sich in bunter Abwechslung die verschiedensten religiösen Orden und Genossenschaften aus allen Ländern und Konfessionen. Weiße und schwarze, gelbe und braune Gesichter und solche von undefinierbarer Farbe und Rasse eilen vorüber, während die mohammedanischen Frauen wie Wesen aus einer andern Welt daherhuschen, das Angesicht hinter dem Schleier verborgen.

Alle diese Menschen sind nach irgendeinem Ziele unterwegs, werden von irgendeinem Gedanken getrieben, sei es der reinste und heiligste, sei es der niedrigste und gemeinste. Alle diese Menschen sind Gotteskinder, sollten es wenigstens sein; denn damit sie es werden könnten, darum hat sich eines Tages der eingeborene Gottessohn durch Jerusalems Straßen schleppen und an der Stätte kreuzigen lassen, der wir gerade zustreben. Auch damals flutete ein seltsames Gemisch verschiedenster Nationen durch die Hauptstadt des Judentums. Als Zuhörer der ersten Pfingstpredigt des hl. Petrus zählt ja die Apostelgeschichte fünfzehn Völker- und Ländernamen auf. Heute müßte die Liste mindestens verdoppelt werden, wollte einer die Rassen und Volksstämme zusammenstellen, deren Vertreter Jerusalem in seinen Mauern birgt.

## 2. In der Grabeskirche.

Wohl mit Absicht hatte unser Führer auf dem ersten Gang zur Grabeskirche einen kleinen Umweg gewählt, um uns desto besser die Eigenart des Jerusalemer Straßenlebens beobachten zu lassen. Wer zum erstenmal den kleinen Hof vor dem Eingang zur Grabeskirche betritt, wird etwas enttäuscht. Zwar entdeckt er noch ein Stück der großen architektonischen Linie, die einst der Baumeister der Kreuzfahrerkirche gezogen hat, als er unter möglichster Wahrung der Reste vergangener Jahrhunderte das neue Gotteshaus über der Stätte der Erlösung errichtete. Aber der erste Blick zeigt auch, wie unglücklich die Griechen den herrlichen Bau verschandelt haben. Auch im Innern tritt jene große Linie immer wieder zwischen dem späteren Beiwerk hervor.

Geht dann der Pilger über den fast quadratischen Vorhof, wo einige Säulenreste von verschwundener Pracht zeugen, durch das jetzige Hauptportal, eine frühere Seitentüre, in die Kirche hinein, so ringt er wohl zunächst nach Atem; so beklemmt ihm der dunkle, planlos mit Einbauten und Schranken gefüllte Raum die Brust. Erst gilt es, sich selbst wieder-



zufinden und zwischen diesen an allen Flächen aufgehängten Bildern, diesen Kerzenständern in jeder Stilart, diesen teilweise mit rotem Stoff umwickelten Botiolampen den Gedanken einen Ausweg zu den ewigkeitsweiten Geheimnissen zu bahnen, die sich hier vor 1900 Jahren abgespielt haben. Es ist kein vernünftiger Zweifel möglich, daß wir an der heiligsten Stätte auf Gottes Erde stehen, wo das unbegreifliche Geheimnis der Bosheit durch das noch unbegreiflichere Geheimnis der Liebe abgelöst wurde, indem die Menschenünde durch des Gottessohnes Sühne getilgt wurde. Hier ist der ewig heilige Kampfplatz, wo das Leben mit dem Tode rang und im Tode den Tod bezwang. Hier starb Christus, hier stand er von den Toten auf. Karfreitagstrauer und Osterjubiläum haben in dieser Kirche ihre Heimat.

Hat der gläubige Christ sich soweit gefaßt, daß dieses Bewußtsein seine Seele erfüllt, dann übersieht er die unschöne Umgebung. Er achtet kaum auf die Pritsche links beim Eingang, wo auch während der Nacht eine Polizeiwache liegt, damit nicht der Haß der christlichen Brüder zu einem schlimmen Ende führt, wenn sie allzu hitzig ihre Rechte auf diesen Ort der höchsten Liebe, sich bekämpfend, zu wahren suchen. Er stört sich nicht an die schwarzverrauchten Wände, an die schlechterneuerte und wiederum baufällige Kuppel, von der die Farbe wie Papierseken abgesprungen ist und herabhängt. Er wundert sich sogar nicht über die schwächenden und schimpfenden Wächter oder über die stolz einherschreitende weiße Kaze, wohl das einzige Lebewesen, das hier freien Zutritt zu allen Teilen des unter sechs Konfessionen aufgeteilten Heiligtums hat.

Man muß längere Zeit in Jerusalem weilen, um sich an die Eigenart der Grabeskirche zu gewöhnen. Anfangs wollte es mir nur schwer gelingen, und dieses Gotteshaus kam mir vor wie das Symbol des in viele Bekenntnisse zerrissenen Christentums, während St. Peter in Rom das herrliche Zeichen der geschlossenen Einheit der einzig wahren, der katholischen Kirche ist. Wenn ich aber gegen Ende der drei Wochen unseres Aufenthalts zu Jerusalem zuweilen mich still in eine Ecke der Grabeskirche zurückziehen und den Gedanken ihren Lauf lassen konnte, dann kam mir mein erstes Urteil zu hart vor. Die jetzigen Anhänger der einzelnen christlichen Konfessionen sind doch wohl zum großen Teil guten Glaubens und können nicht für die Schuld ihrer Vorfahren verantwortlich gemacht werden. Wenn sie also aus einer festen Überzeugung heraus ihre Rechte auf bestimmte Teile der Grabeskirche verteidigen, so liegt dem immerhin etwas Gutes zu Grunde, mögen auch die Verteidigungsformen und Kampfmittel recht unchristlich sein.

Lassen wir, um nicht durch Einzelheiten verwirrt zu werden, die vielen kleinen Kapellen und Erinnerungszeichen an untergeordnete Szenen beim großen Erlösungsdrama unbeachtet und lenken unsere Aufmerksamkeit auf die beiden Hauptereignisse, auf Christi Kreuz und Christi Grab.



Rechts vom Eingang führen zwei steile Treppen zum G o l g o t h a = h ü g e l hinauf. Der jetzige Bau der Kirche erweckt mehr den Eindruck, als steige man zu einer Empore hinauf, weil der natürliche Felsen verdeckt ist. In der konstantinischen Basilika war das anders. Kaiser Hadrian hatte die von den Christen heiliggehaltene Stätte dadurch entweihen lassen, daß er einen Tempel des Jupiter und der Venus darüber errichtete. Die drei Kreuze waren in eine nahe Zisterne geworfen worden. Durch den Tempel Hadrians war zwar vorübergehend der christliche Kult verdrängt, aber zugleich der Schauplatz des Erlösungsopfers zweifelnd festgelegt worden. So erwies sich die Maßnahme „als einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, doch stets das Gute schafft“. Um das Grab Christi wurde von Konstantin ein Rundbau errichtet. Der Golgothahügel lag frei zwischen diesem Rundbau und der Apsis der fünfschiffigen Basilika.

Die jetzt den Armeniern gehörige Helena- oder Kreuzkirche bildete die Krypta der konstantinischen Basilika. Auf 29 Stufen steigt man in sie hinab. Dreizehn weitere Stufen führen in eine Grotte hinab. Es ist jene Zisterne, die das Kreuz Christi barg, bis die Kaiserin Helena es suchte und fand. Eine Statue der Heiligen, wie wir sie in den Trierer Landen öfters sehen, schmückt den Raum. Sein Höhlencharakter tritt fast zu stark hervor. Diese Grotte ist Eigentum der Lateiner.

Schon 614 sank der konstantinische Prachtbau in Trümmer, als die Perser Jerusalem eroberten und das Kreuz Christi als Beute mitnahmen. Eine im 7. Jahrhundert unter Modestus notdürftig errichtete Kirche fiel 1010 den Launen des geistesgestörten Kalifen Biamrillah zum Opfer. Dann kam die Zeit der Kreuzfahrer und sah über dem Grabe Christi einen neuen Bau entstehen. Er überspannte zugleich den Golgothahügel und bildet den Kern der heutigen Grabeskirche.

In stiller Andacht knieten wir vor dem Altare nieder, an dessen Stelle einst das Kreuz des Erlösers stand. Was in solchen Augenblicken die Seele bewegt, können armselige Worte nicht fassen, und niederschreiben läßt es sich noch weniger. Nicht nur das schreckliche Geschehen an und für sich packt den armen und doch so glücklichen Menschen, der da knien darf, der sich ganz klein macht, um die Silberplatte am Boden zu küssen; es ist noch mehr die Beziehung, in die jeder Christ hier zu Christus getreten ist, der Erlöste zum Erlöser. St. Paulus kommt immer wieder darauf zu sprechen, und im Galaterbrief hat er es in die unausdenkbaren Worte gekleidet: „Mit Christus bin ich gekreuzigt. Also lebe eigentlich nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Mein jetziges Leben im Fleische ist ein Leben im Glauben an den Gottessohn. Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben“ (Gal. 2, 19—20).

Neben dem Kreuzigungsalter steht ein zweiter Altar und über ihm in kostbarem Schrein ein ergreifendes Bild der Schmerzensmutter. Hier sah sie einst, den Leichnam des toten Kindes in den Armen. Überall in den



katholischen Ländern, wo ein Bild der Mater Dolorosa steht, finden sich leidgeprüfte Menschen davor ein, die bei der „starken Frau“ Kraft und Trost suchen. Wie könnte es da anders sein, als daß vor diesem Bilde auf Golgotha selten andächtige Beter fehlen. Daß sie nicht umsonst bei der Mutter der Schmerzen Hilfe suchten, beweisen die vielen kostbaren Weiheschenke, unter denen das Bild fast erdrückt wird. Auffallend viele Orden und Ehrenzeichen tapferer Männer glänzen neben dem Schmuck dankbarer Frauen.

Ein dritter Altar an der Rückwand der Golgothakapelle bezeichnet den Ort der Annagelung Christi ans Kreuz. Auch dieser Altar ist wie derjenige der Schmerzensmutter Eigentum der lateinischen Katholiken. Wiederholt hatte ich während des Monats Oktober das große Glück, das Kreuzesopfer in unblutiger Erneuerung dort feiern zu dürfen, wo einst das Erlösungsoffer in Blut und Schmerz dargebracht worden ist.

Am Nachmittag, es war der erste Freitag im Oktober, nahmen wir an der gemeinsamen Kreuzwegandacht teil, bei der jeden Freitag nachmittag die lateinischen Katholiken durch die Straßen Jerusalems ziehen, um dankbar die Stätten des bitteren Leidens zu verehren. Noch dreimal hatten wir diese Gnade und konnten so das schauerliche Leidensdrama unserer Erlösung an Ort und Stelle in seinen einzelnen Szenen nachleben. Bei dieser Gelegenheit stiegen wir wiederum betend zur Kreuzigungskapelle hinauf, wo sich vier von den 14 „Stationen“ befinden. Als dabei einer von den Teilnehmern dem Vorbeter eine Kerze auf den Altar stellen wollte, hinderte ihn der griechische Wächter daran, weil dieser Altar den Griechen gehört, wir aber Lateiner waren.

Oskar v. Redwitz hat das schöne Wort geschrieben:

„Nur wer sich auf den Mittelpunkt gestellt,  
Auf Golgotha, vom Licht der Welt umflossen,  
Versteht die alte und die neue Welt,  
Den andern bleibt ihr lichter Geist verschlossen.“

Jenen Felsen, der einst das Kreuz Christi trug, kann man in Wirklichkeit den Mittelpunkt des Weltgeschehens nennen, auch wenn hier nicht der geographische Mittelpunkt der Erde ist, wie die Griechen sagen. Bekannt ist auch ein kühnes Wort Bossouets: „Wenn ich alle Bücher der Welt in ein einziges Buch zusammenfassen sollte und alle Seiten dieses Buches in eine einzige Seite und alle Worte dieser Seite in ein einziges Wort, so müßte es lauten „Cruzifixus“.“

Aber Golgotha und das Kreuz des Erlösers werden erst begreiflich durch das leere Grab des Auferstandenen. Das hat der hl. Paulus unzweideutig den Korinthern dargelegt: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig; dann seid ihr noch in euren Sünden, und auch die in Christus Entschlafenen sind verloren“ (1. Kor. 15, 17—18). Darum ist es verständlich, daß die Kreuzfahrer die hohe Kuppel der Golgothakirche nicht über der Stelle der Kreuzigung, sondern über



dem Grabe Christi sich wölben ließen, daß sie aber den Golgothafelsen in das Heiligtum einbezogen, während in der ältesten Zeit ein freier Raum zwischen der Anastasis und dem Martyrion lag.

Auf enger und steiler Treppe gelangt der Pilger von der Kreuzigungskapelle zunächst wieder hinunter zur Eingangshalle der Kirche. Eine rechteckige rote Steinplatte, von Lampen umgeben, erhebt sich ein wenig über den Boden und kennzeichnet die Stelle, an der Jesu Leichnam vor der Grablegung gesalbt wurde. Oft sah ich dort andächtige Beter knien, schwarze und braune und weiße; denn der Stein ist gemeinsamer Besitz der Lateiner, Griechen, Kopten und Armenier. Einmal saßen zwei einheimische Frauen daneben mit ihren Kleinen. Ein kräftiger Junge, der schon allein gehen konnte, stand neben der Mutter und hatte keine Ruhe, bis er in der Kirche sich satt getrunken hatte. Niemand fand etwas an diesem Beweis der Mutterliebe. Ich erwähne ihn, weil er eine Erläuterung aus unsern Tagen zu dem Wort der makkabäischen Mutter an ihren jüngsten Sohn ist: „Kind, hab Erbarmen mit mir, die dich drei Jahre lang gestillt und bis zu diesem Alter ernährt und aufgezogen hat“ (2. Makk. 7, 27).

Unter den Pfeilern hindurch, auf denen die Kuppel ruht, gelangt man zur Kapelle des hl. Grabes. In ihrer heutigen Gestalt stammt diese Umrahmung des Grabes Christi aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Mitten unter der Kuppel gelegen, sieht das 8,25 Meter lange, 5 Meter breite und 5 Meter hohe Bauwerk mit seiner plumpen Balustrade von 16 Säulen und seinem zwiebel förmigen Abschluß nach oben nicht gerade sehr kunstvoll aus. Die Griechen, die es errichtet haben, brauchen auf diese Leistung nicht stolz zu sein, noch weniger auf die Überladung mit „Schmuck“. An Stillsichtigkeit ist hier eine Rekordleistung erreicht worden. Immerhin macht die Grabeskapelle noch einen besseren Eindruck als die unbeschreiblich verwahrloste Grabeskirche im ganzen. Wie mag es kommen, daß es nicht gelingen will, das größte Heiligtum der Christenheit einigermaßen würdig auszugestalten? An den erforderlichen Mitteln fehlte und fehlt es nicht; denn auch heute noch würden die Gaben aus der ganzen Welt reichlich fließen, wenn es einmal hieße: Die Grabeskirche soll erneuert werden. Aber, wie ich früher schon andeutete, teilen sich Griechen, Lateiner, Armenier, Kopten, Syrer und Mohammedaner in den Besitz der Grabeskirche. Die Mohammedaner stellten bislang die Polizeiwache. Jede Konfession hat ihren eigenen Ritus, ihre eigene Auffassung von kirchlicher Kunst, ihre eigene Geschichte. Bis es einer fertig bringt, so grundverschiedene Richtungen auf ein gemeinsames Ziel hinzuordnen, vergeht soviel Zeit, daß ein Plan veraltet ist, ehe die Ausführung beginnt. Solange die gegenseitige Eifersucht immer zuerst überlegt, ob die eigenen Rechte und Vorrechte bei einer Neuerung nicht zu kurz kommen, wird der traurige Zustand der Grabeskirche fort dauern. Es geht der Grabeskirche wie einem großen Hause, das mehreren feindlichen



Brüdern gehört, an dem aber keiner eine gründliche Erneuerung ohne die andern vornehmen kann. Zur Hebung des Ansehens der Christen bei den Mohammedanern dient das wahrlich nicht.

Doch warum sollten wir uns die Freude an dem Glück des Verweilens am Grabe Jesu durch den Ärger über dergleichen menschliche Armseligkeiten verderben lassen! Als Pilger wollen wir ja nicht in erster Linie Kunststudien machen und in mehr oder weniger selbstsüchtigen ästhetischen Genüssen schwelgen, sondern an der geweihten Stätte beten, wo so Herrliches sich ereignet hat. Millionen frommer Christen aller Jahrhunderte und aller Nationen haben vor uns hier geweiht, angefangen von den frommen Frauen am Ostermorgen bis zu den Kreuzrittern des Mittelalters und den Pilgerscharen des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie alle betrachteten es als eine der glücklichsten Stunden des Lebens, da sie hier ein Bekenntnis des Glaubens an den Auferstandenen ablegen durften. Viele mußten die größten Opfer dafür bringen, und manche haben die Heimat nicht wiedergesehen. Was muß das für eine Begeisterung gewesen sein, die im Jahre 1212 Tausende von deutschen und französischen Kindern in jugendlichem Wagemut zur Eroberung des hl. Grabes ausziehen ließ! Man schüttelt heute den Kopf über diesen Kinderkreuzzug; man will sogar die gesamte Kreuzzugsbewegung als eine religiöse Verirrung hinstellen, weil man zu rationalistisch geworden ist, um die stärksten Beweggründe jener Christen nachzuempfinden. Sobald die Vernunft in kalter Berechnung fragt: „Was kommt dabei heraus?“, hat die Liebe aufgehört, den Menschen opferwillig zu machen.

Links und rechts vom Eingang zur Kapelle stehen hohe Leuchter mit großen Opferkerzen. Ihre verschiedene Form und die ungleichen Zahlen der zusammengehörigen Leuchter lassen erkennen, daß darin das ungleiche Stärkeverhältnis der Konfessionen zum Ausdruck kommt. Die Kapelle und der Raum unter der Kuppel ist „neutrales Gebiet“. Alle haben Zutritt. Nur der kleine Anbau im Westen gehört den Kopten, und die Zahl der Anhänger dieser Konfession steht im umgekehrten Verhältnis zu dem Eifer, mit dem sie sich Geltung verschaffen, sodaß gerade an dieser Stelle zwischen den Kuppelpfeilern und der Grabeskapelle wiederholt blutige Schlägereien vorgekommen sind.

Haben wir durch die schmale Türe die Kapelle des hl. Grabes betreten, so nimmt uns zuerst ein kleiner Vorraum auf, 2,90 Meter breit und 3,45 Meter lang. Es ist die sogenannte *Engelskapelle*. In der Mitte ist auf einem Sockel ein Stück des Steines eingemauert, mit dem einst das Grab verschlossen war und worauf der Engel bei der Auferstehung Jesu saß, wie der Evangelist Matthäus berichtet. Von der Decke hängen fünfzehn silberne Öllampen herab und verbreiten ein warmes, weiches Licht über den Raum. Fünf von diesen Lampen werden von den lateinischen Christen unterhalten, fünf von den griechischen, vier von den armenischen und eine von den koptischen.



Fast immer knien fromme Beter in diesem Engelskapellchen und betrachten in stiller Andacht, was sich am Karfreitag nachmittag hier zugegetragen hat, als der tote Leib des Erlösers von seinen Getreuen zur Ruhe bestattet wurde. Dann wurde der Zugang verschlossen und amtlich versiegelt, damit nicht die Jünger kämen, um den Leichnam zu stehlen und dann dem Volke zu sagen: „Er ist von den Toten auferstanden.“ So wollten die überklugen Feinde Jesu verhüten, „daß der letzte Wahn ärger würde als der erste“. Aber die Wahrheit läßt sich nicht durch schwere Steine und nicht durch amtliche Siegel einsperren, noch weniger konnte derjenige, der selbst die Wahrheit und das Leben ist, in einem Grabe festgehalten werden.

Trotz aller Abbildungen hatte ich mir nie eine rechte Vorstellung vom Grabe Jesu machen können. Auch an Ort und Stelle wird es schwer, weil durch die späteren Umbauten die ursprüngliche Gestalt des Grabes verändert worden ist. Aber auf unseren Studienstreifzügen in der Umgebung Jerusalems fanden wir guterhaltene Grabanlagen aus der Zeit Jesu, die es erlaubten, der Wirklichkeit ganz nahe zu kommen.

Neben dem felsigen Golgothahügel besaß Joseph von Arimathäa ein Gartengrundstück und hatte darin eine neue Grabanlage für sich und seine Familie herrichten lassen. Die jetzige Engelskapelle war der Borraum, in den man vom Garten her hineinging durch eine natürliche oder künstliche Felsenöffnung. Dieser Borraum blieb auch nach der Beisetzung Jesu offen stehen. Im Hintergrund führte eine niedrige Luke zu der eigentlichen Grabkammer weiter in den Felsen hinein. Der Zugang war so niedrig gehalten, damit er sich durch einen aufrecht stehenden Stein verschließen ließ. Der Verschlussstein hatte etwa die Größe eines Mühlsteines, war rund und wurde in einer Rinne nach links oder rechts gewälzt oder besser gerollt. Infolge der Größe war er so schwer, daß schwache Frauenhände ihn nicht fortbewegen konnten. Im Norden Jerusalems ist an einem Grabeingang der Stein noch in der Rinne zu sehen und läßt sich so vor die Öffnung rollen, daß leicht ein Siegel angebracht und jeder Versuch, das Grab zu betreten, festgestellt werden kann. So wird die sorgenvolle Frage der frommen Frauen am Ostermorgen ganz begreiflich: „Wer wird uns den Stein von der Türe des Grabes wegrollen?“ „Als sie dann hinschauten, sahen sie, daß der Stein schon weggerollt war“ (Mk. 16, 3—4).

Die innere Grabkammer, künstlich aus dem Felsen gehauen, hat bei den verschiedenen Grabanlagen wechselnde Größe, ist zuweilen geräumig wie ein großes Zimmer und auch so hoch. Auf bankartigen Vorsprüngen des Felsens an der Wand wurden die Leichen ohne Sarg beigesetzt oder in trogförmigen Einzelgräbern eingebettet. Aus der ersten Grabkammer führten nicht selten weitere Gänge in anstoßende Kammern oder auch Treppen in ein zweites Geschloß. Die Grabanlage im Norden Jerusalems umschließt nicht weniger als 31 Einzelgräber in



den verschiedenen Kammern im Innern des Felsens. Sie alle waren von der Außenwelt abgesperrt, wenn der Verschlussstein vor dem einzigen niedrigen Zugang stand.

Beim Grabe des Heilandes führt aus dem Vorraum, der Engelskapelle, eine niedrige Tür in die Grabkammer. Tür kann man den Zugang auch heute noch kaum nennen. Er ist 1,33 Meter hoch und so eng, daß nur eine Person hindurchkommt. Früher war er noch niedriger. Die Grabkammer, ehemals ganz aus dem Felsen gehauen, mißt 2,07 Meter in der Länge und 1,93 in der Breite. Die Felsendecke ist jetzt durch eine künstliche Decke ersetzt, und alle Wände tragen Marmorverkleidung. Dahinter stehen aber noch die ursprünglichen Felswände bis 1,50 Meter Höhe. Wären doch diese kahlen Felswände nicht mit „Schmuck“ bedeckt und ständen so da, wie sie auf den zwischen ihnen ruhenden toten Erlöser herabschauten!

Auch die vielen Zierstücke, die dreimalige Darstellung der Auferstehung in drei verschiedenen Stilen, gemalt und in Silber getrieben, die 43 silbernen Lampen, die von der Decke herabhängen, all das möchte man missen. In dem Raum, der nur drei bis vier Personen aufnehmen kann, erdrückt einen diese Häufung von Überflüssigkeiten. In die Lampen haben sich wieder die vier Konfessionen geteilt; je dreizehn gehören den Lateinern, Griechen und Armeniern, vier den Kopten. Wie sind wir Menschen doch so klein und kleinlich an der Stätte, wo Gott so Wunderbares gewirkt hat! Hätte ich eine Inschrift in der Kuppel der Grabeskirche anzubringen, wie eine von der Kuppel der Peterskirche zu Rom auf das Grab des ersten Papstes herableuchtet, so würde ich in griechischer Sprache hineinsetzen lassen: „Liebet einander“, und in lateinischer: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“ Ein anderer würde wohl schreiben: „Sein Grab wird glorreich sein.“ Aber warum ist's nicht so glorreich, wie es Ehrensache der Christenheit wäre? Solange die Christen jene beiden Forderungen ihres Stifters nicht erfüllen, wird Streit und Eifersucht an der Stätte herrschen, wo Christi Leib in Frieden ruhte.

Hätte ich nicht besser getan, diese Dinge unerwähnt zu lassen? Ich dachte mir, es könnte den einen oder den andern Leser zum Nachdenken anregen, ob es nicht im eigenen Herzen zuweilen ähnlich aussieht, wenn wir vor lauter Nebensächlichkeiten die Hauptsache im Christenleben vergessen, nämlich die Nachfolge Christi. Mehr als einmal hatte ich Zeit und Gelegenheit zu ähnlichen Erwägungen, wenn ich ganz allein und ungestört in dem engen Raum der Grabkammer Christi knien durfte. Da braucht man nur die Augen zu schließen; dann ist die Seele so von Geheimnissen umgeben, daß sie erzittert. Dann fallen die kalten Marmorwände. Der Garten ist wieder da und das schlichte Felsengrab. Fast wagt man es nicht auszudenken, wenn es einem durch die Erinnerung zieht und lebendige Gegenwart wird: Hier, wo du jetzt kniest, hat die schmerz-



haste Mutter gekniet am Karfreitag, gegen Abend. Hier hat sie den letzten Mutterkuß auf die bleiche Stirn des toten Kindes gedrückt. Dann ist sie dort durch diese enge Öffnung hinausgegangen, wo Johannes auf sie wartete, der nun Mutter zu ihr sagen durfte und den sie Sohn nannte, wie es der Sterbende am Kreuze gewünscht hatte.

Dann war Ruhe in der Grabkammer, während da draußen die Wächter standen und sich langweilend fragten, warum man sie zur Bewachung eines Toten abkommandiert habe. Bis der Ostermorgen aufdämmerte und die Wächter entsetzt das Wunder schauten, wie der Engel den Stein wegwälzte und sich in leuchtendem Strahlengewand darauf setzte. Mit zarter Scheu haben die Evangelisten das Unbegreifliche nur angedeutet, umso mehr aber von den Erscheinungen des Auferstandenen vor seinen Jüngern erzählt. Wie mag den beiden Aposteln Petrus und Johannes zumute gewesen sein, als sie hier standen und das leere Grab betrachteten, wobei sie genau die auffällige Lage der Tücher feststellten.

Wie wirkt an Ort und Stelle die wunderbar zarte und doch so naturwahre Schilderung der Begegnung Jesu mit seiner treuen Jüngerin Maria Magdalena! Geht es nicht uns selbst oft wie ihr? Wir suchen den toten Meister, während er lebend vor uns steht. Nur wartet er oft länger als am Ostermorgen, bis er das erlösende Wort spricht, das die Seele sehend macht.

Soll ich noch von den gnadenvollen Stunden erzählen, wenn ich an mehreren Tagen, abwechselnd mit den Kollegen, in der Grabkammer Jesu das hl. Opfer des Neuen Bundes feiern durfte? Doch das läßt sich nicht beschreiben, wie dort in der hl. Wandlung der Gottmensch unter den eucharistischen Gestalten gegenwärtig wird und auf dem weißen Tinnen des Korporale ruht, derselbe, der am Ostermorgen als Sieger über Tod und Hölle sich von dem gleichen Stein erhob, auf dem der Altarisch errichtet ist. Nur der kleine Araberjunge als Messediener konnte dann in dem winzigen Kapellchen knien, wohl dem kleinsten auf Erden. Aber im Vorraum, in der Engelskapelle, knieten immer Andächtige, um dem hl. Opfer beizuwohnen. Der Kleine stellte vorher fest, wie viele zur hl. Kommunion gehen wollten, damit die entsprechende Anzahl Hostien konsekriert werden konnte. Ganz tief gebeugt, die Patene in der Hand, trat ich dann nach der Kommunion der hl. Messe durch die niedrige Öffnung aus der Grabkammer heraus in die Engelskapelle, den Leib des Herrn auf der Patene tragend. Der Junge ging zuerst hinaus und legte mir, während ich mich bückte, solange die Hand auf den Kopf, bis ich mich wieder aufrichten durfte, ohne mit dem Kopf an der Marmorbekleidung anzustoßen.

Ist es nicht selbstverständlich, daß der Priester an dieser Stätte während des ganzen Jahres das Formular der Ostermesse benutzt? Hier ist die Seele voll Allelujaklingen, auch wenn nur das leise Knistern der Silberlampen dem Ohr vernehmbar ist, auch wenn der Gesang der



Kopten hinter der Grabkapelle verstummt und kein griechischer oder armenischer oder lateinischer Osterhymnus zur Kuppel der Grabeskirche emporsteigt.

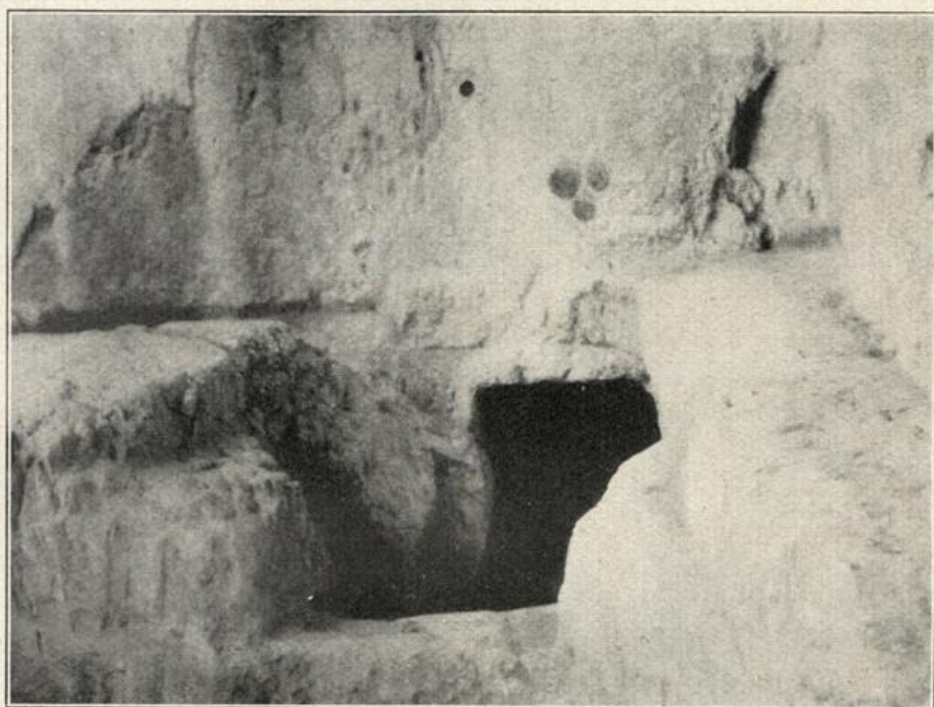
Nur wenige Schritte von der Grabeskirche erhebt sich die neue Erlöserkirche der deutschen Protestanten. Ihr hochragender Turm bringt eine besondere Note in das Stadtbild hinein. Ehedem stand hier die Kirche St. Maria Major der Lateiner, und es ist eigentümlich, daß gerade auf den Fundamenten einer mittelalterlichen Marienkirche sich heute die Pfarrkirche der christlichen Gegner katholischer Marienverehrung erhebt. An die Erlöserkirche knüpft sich für alle Zeiten die Erinnerung, daß ihre feierliche Einweihung 1898 in Gegenwart des deutschen Kaiserpaars stattfinden konnte. Der Neubau paßt sich den schönen, harmonisch gegliederten Formen einer romanischen Kirche des 12. Jahrhunderts an, sodaß man beim Betreten die Empfindung hat, eine Kirche der Heimat zu besuchen. Aber trotz aller Sorgfalt, die auf Architektur und Ausschmückung verwendet ist, wird die Seele nicht recht warm in dieser deutschen Kirche Jerusalems, weil das Wesentliche fehlt, der im Tabernakel wohnende Gottmensch Jesus Christus. Das ist kein Wohnzelt Gottes unter uns Menschen, sondern ein stimmungsvoller Versammlungsraum der Gemeinde zu Predigt und Gebet, eine herrliche Fassung, aus der jedoch der Edelstein, der Rubin der ewigen Lampe, herausgebrochen ist, wie in allen protestantischen Kirchen.

### 3. An der Klagemauer der Juden und in der Synagoge

Es war Freitag Nachmittag. Darum durften wir die Gelegenheit nicht versäumen, ein Wahrzeichen Jerusalems zu sehen, die Klagemauer der Juden. Das Judentum ist ja seit Ausgang des Weltkrieges im Lande seiner Väter wieder eine Macht geworden. Balfours berühmte Erklärung vom 2. November 1917 und ihre Anerkennung durch den Völkerbund hat den Juden aller Länder Heimatrechte als Nation in Palästina gegeben. In Jerusalem bildet der jüdische Bevölkerungsteil die Mehrheit. Das Land ist übersät mit zionistischen Kolonien. Ein Großteil des besten Ackerlandes ist in ihrem Besitz. Jeden Monat ziehen neue Kolonisten ins Hl. Land. Im September 1925 waren es allein, so erfuhren wir in Jerusalem, 4000 jüdische Einwanderer, die nach Palästina kamen. Die neue jüdische Universität im Nordosten Jerusalems soll der Brennpunkt und das Herz des jüdischen Geisteslebens werden.

Aber alle Erfolge des Zionismus genügen denen noch nicht, die aus der glorreichen Vergangenheit Israels sich die leuchtenden Farben zu einem noch herrlicheren Zukunftsbild entnehmen. In ihren Träumen frönt schon wieder der Tempel als neues Symbol nationaler Einheit und Macht den weiten Platz des Haram esch-Scherif. Aber es wird kein Messias mehr erscheinen, um Israels Führer zu sein, nachdem Volk und Sanhedrin der Juden am Karfreitag ihr eigenes Urteil in die Welt hin-





Felsengrab bei Jerusalem (Königsgräber)  
 Links an der Öffnung steht der zurückgerollte Verschlussstein (S. 93)

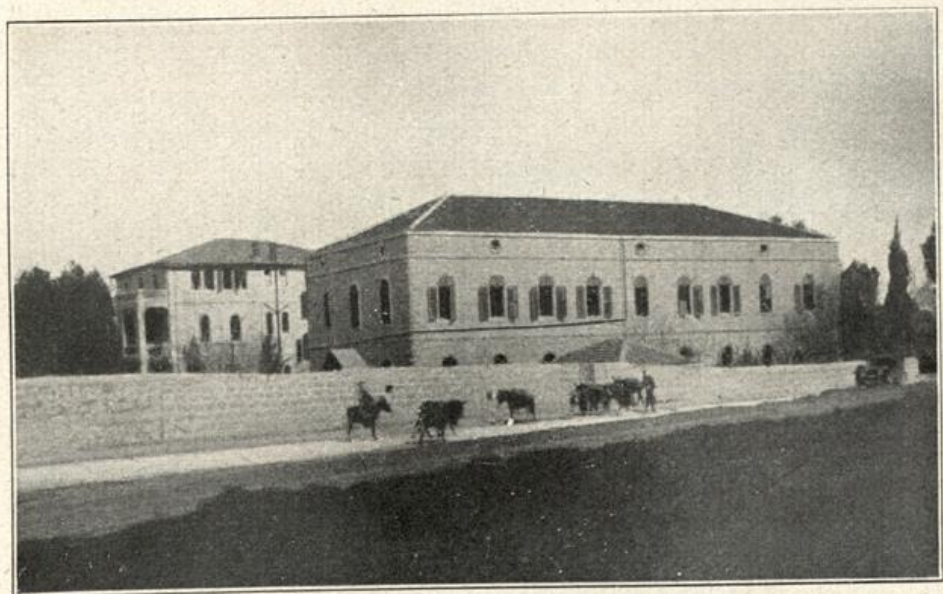


Olberg mit dem Garten Gethsemane (S. 113)





Eingang zur Kirche Mariä Himmelfahrt (S. 108–109)



Mutterhaus der deutschen Borromäerinnen vor Jerusalem (S. 123–124)



ausgerufen haben: „Wir haben keinen andern König als den Kaiser“. Damit haben sie selbst ihr Bundesverhältnis zu Jahwe und seinem Gesalbten gelöst.

Unter den gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Palästinas bekommt darum das Klagen an der Tempelmauer einen besondern Unterton. Die Stelle, wo sich dieses einzigartige Schauspiel allwöchentlich wiederholt, liegt an der Südwestecke des Tempelplatzes, dort, wo ehemals eine Überführung vom Tempelberg her das Tyropäontal überbrückte und zur Stadt führte. Jetzt liegt zwanzig Meter tiefer Schutt über dem gewachsenen Boden und bedeckt den untern Teil der alten Umfassungsmauer; trotzdem ragt die aus gewaltigen Quadern aufgebaute Mauer noch hoch über die Häuser hinaus.

Als wir hinkamen, war es noch etwas zu früh, sodaß erst vereinzelte Männer und Frauen erschienen waren. Um keine Zeit zu verlieren, erkletterten wir bei dem nicht weit entfernten Mogrebinertor die Stadtmauer und gewannen so einen ersten Überblick über die Stätte des ältesten Jerusalem. Wir schauten in das tiefe Kedrontal hinab, in das etwas weiter südlich das Tyropäontal und Hinnomtal einmünden. Dazwischen lag die Davidsstadt. Zur Zeit ist das ganze Gebiet fast unbebaut, Gärten und Schutthalden bedecken es. Schon die dunklere, an Asche erinnernde Färbung des Bodens verrät altes Siedlungsgelände. Bis in unsere Tage streiten bekanntlich die Archäologen über die Lage des eigentlichen Sion, der Davidsstadt. Durch die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen scheint diese Streitfrage endlich ihrer Lösung nähergebracht worden zu sein.

Die Königsstadt Davids lag südlich vom Tempelberg, auf dem zwischen Kedron und Tyropäon sich hinziehenden Bergrücken. Der Tempelbezirk wurde erst unter Salomon hineinbezogen. Gewaltige Mauern erhöhten die Sicherheit dieser natürlichen Festung. Ein Angriff konnte nur von Norden her erfolgen. Die Quelle Gihon spendete das unerseßliche Wasser. Durch einen Kanal, der den ganzen Berg durchbohrt, war die Quelle mit dem Siloateich verbunden und konnte auch bei feindlicher Belagerung nicht abgegraben werden.

Unter Ezechias, dann wieder unter Herodes, wurde der Stadtbezirk erweitert, sodaß Jerusalem zur Zeit Jesu ein ganz anderes Aussehen hatte als in den Tagen Davids. Ansehnliche Spuren der herodianischen Mauer sind an verschiedenen Stellen gefunden worden. Im letzten Jahre gelang es endlich, auch den Lauf der sogenannten dritten Mauer des Agrippa festzustellen, die im Nordwesten ein größeres Gebiet umschloß als die heutige Stadtmauer.

Das scheinen vielleicht manchem Leser trockene und recht überflüssige Bemerkungen zu sein. Wer jedoch bedenkt, daß heute der Abendmahlsaal und das Haus des Kaiphas außerhalb der Stadtmauer liegen, während der ehemals draußen liegende Golgothahügel in den Mittelpunkt Jeru-





salems gerückt ist, wird die Berechtigung eines kurzen Hinweises archäologischer Art anerkennen. Hat man doch mehrfach Zweifel über die Echtheit des Grabes Christi erhoben und an andern Stellen vor den Toren der Stadt danach gesucht, weil man zu wenig die gewaltigen Veränderungen des Stadtbildes beachtete. Wie ertragreich solche Mauerreste für die Geschichtsforschung einer Stadt sein können, beweisen die Ausgrabungen auf dem alten Tempelbezirk bei Trier.

Durch die engen und schmutzigen Gassen des jüdischen Viertels kehrten wir um die Zeit, da mit dem Aufleuchten des Abendsterns der Sabbat begann, zur Klagemauer zurück. Der etwa vierzig Meter lange Raum vor der alten Umfassungsmauer des Tempels war nun mit Menschen gefüllt. Wir durften ungestört hinzutreten und das Schauspiel betrachten, das keiner mehr vergißt, der es erlebte.

Sofort fiel uns auf, daß die klagenden Juden, Männer und Frauen, sich in zwei ungleiche Gruppen geschieden hatten. Am äußersten Ende war die Partei der *Askenasim* versammelt. Schon in der äußeren Erscheinung verraten besonders die Männer und Jünglinge ihre Strengegläubigkeit. Die fortkzieherartigen Locken an den Schläfen, die Pelzmütze und der farbenfrohe Mantel machen sie von weitem kenntlich. Es sind die aus Nord- und Osteuropa eingewanderten Juden. Neben dem Hebräischen sprechen sie ein sonderbares Gemisch aus verschiedenen Sprachen, das „Judenteutsch“ oder „Jiddisch“. Ihr Vorbeter übertönte mit näseler Stimme alle Klagelaute der einzelnen. Während des litaneienähnlichen Gebetes bewegten die meisten pendelnd den Oberkörper, wodurch eine gewisse Unruhe in die Menge kam.

Die zweite Gruppe setzte sich aus den Anhängern der *Sephardim* zusammen, der hauptsächlich aus Spanien, Portugal und Nordafrika stammenden Juden. Sie gelten in den Augen der strengen *Askenasim* als etwas liberal, waren auch an jenem Abend weniger zahlreich vertreten. In ihrer Kleidung und Sitte passen sie sich mehr der nichtjüdischen Umgebung an. Beide Parteien nahmen wenig Notiz voneinander, suchten sich gegenseitig zu übertönen.

Einige junge Leute sorgten höflich, aber bestimmt, für Ordnung, besonders unter den Zuschauern. Weil wir gewohnt sind, die religiöse Überzeugung anderer durch Entblößung des Hauptes zu ehren, zog ich ganz von selbst den Hut ab. Als bald kam ein junger Mann auf mich zu und ersuchte mich, den Hut aufzusetzen. Auch in den Moscheen der Mohammedaner lassen die Männer den Kopf bedeckt — Frauen dürfen nur die Emporen betreten —; ein darüber befragter Türke machte die nicht ganz unberechtigte Bemerkung, es komme ihm sonderbar vor, daß die Christen im Gotteshause den Hut absetzten, aber die schmutzigen Schuhe an den Füßen behielten. Daß auch unsere Liturgie Ähnliches kennt, zeigt das Ablegen der Schuhe vor der Verehrung des hl. Kreuzes am Karfreitag.





Die Klage und Trauer einiger Israeliten war echt und ergriff auch den Unbeteiligten. Es liegt ohne Zweifel etwas tief Ernstes darin, wenn ein Volk fast 2000 Jahre nach dem Verlust seiner nationalen Selbständigkeit jede Woche an der Trümmerstätte seines Heiligtums erscheint, um dort zu weinen, zu bekennen und zu beten. Die Andacht, mit der manche sich an die uralten Steine anschniegten, ihre Seufzer und Flehrufe diesen stummen Zeugen vergangener Herrlichkeit anvertrauten, nötigte Ehrfurcht ab. Und welche Wucht liegt darin, wenn der Vorbeter in der Sprache der Propheten und der Psalmen ausruft:

„Weil wüste liegt der Palast —  
 Weil zerstört ward das Haus —  
 Weil die Mauern zerbrochen sind —  
 Weil dahin ist unsere Herrlichkeit —  
 Weil unsere Helden am Boden liegen —  
 Weil verbrannt sind die kostbaren Steine —  
 Weil die Priester wankend geworden sind —  
 Weil unsere Könige ihn verachtet haben.“

Nach jeder Zeile antworten die Mitbeter: „Sitzen wir einsam und weinen.“ Manche sagen es mit tränenerstickter Stimme, pressen die Stirn wider den Stein oder hocken zusammengekauert am Boden.

Nicht alle sind von solchem Ernst gepackt; das verraten ihre Mienen und Gebärden. Es fehlt die innere Anteilnahme; ihr Verhalten zeigt, daß ihnen das Ganze zu einer politisch-nationalen Demonstration, zu einer äußern Übung geworden ist, bei der sie gewohnheitsmäßig mit-tun. Daß aber niemand, etwa von den religiös abgestandenen oder gar religionsfeindlichen zugewanderten Juden, wie sie nach dem Kriege zahlreich sich in Palästina einfanden, die andern störe, dafür sorgen die Ordner. Auch werden keine weiblichen Personen in „moderner Kleidung“ an der Klagemauer geduldet. Es wurde uns erzählt, daß kurz vorher ein junges europäisches Pärchen üble Erfahrung gesammelt hatte. „Sie“ erschien in europäischer Tracht, die man Kleid nennt, „er“ gleich einer Modepuppe aus einem Schaufenster für seine Herrenbekleidung. Beide taten sehr verliebt und erlaubten sich einige Bemerkungen über die unmodernen Glaubensgenossen an der Klagemauer. Ein paar kräftige Männer nahmen sich ihrer sofort an, holten durch eine gründliche Tracht Prügel bei beiden die versäumte Erziehung nach und warfen sie unsanft hinaus.

Am folgenden Morgen durchwanderten wir nochmals das Juden-viertel der Altstadt, weil wir in der großen Synagoge dem Sabbatgottesdienst beiwohnen wollten. Auf den Straßen herrschte vollkommene Sabbatruhe, die Geschäfte waren geschlossen. Die Menschen gingen in Festkleidern einher, wobei wieder die Aschkenasim auffielen.

Der Gottesdienst hatte bereits begonnen. Viele Plätze waren noch leer. Wir durften im Hintergrund Platz nehmen und hatten so den ganzen Raum vor uns. Zuerst schaute uns der eine oder andere prüfend an, be-



ruhigte sich aber bald, da er uns wohl anmerken mußte, daß wir nicht aus bloßer Neugierde gekommen waren, sondern, um eine religiöse Feier zu sehen, deren Kenntnis für das Verständnis mancher Bibelstellen sehr vorteilhaft ist.

Den fast quadratischen Raum krönte eine Kuppel; darunter stand eine Tribüne, auf der ein Vorleser den hl. Text vortrug. Leider war seine Stimme etwas heiser, und er las so rasch, daß ich nur einzelne Worte auffangen konnte. Das dauerte etwa eine Stunde und machte einen ähnlichen Eindruck, wie wenn in unserer Karfreitagsliturgie die langen Schriftlesungen einander ablösen. Währenddessen lasen die einen für sich aus eigenen Büchern, wobei sie bald rascher, bald langsamer den Kopf oder den ganzen Oberkörper hin und her bewegten. Mir war gerade diese Beobachtung recht lehrreich, weil sie mir zeigte, daß nicht bloß in unserer katholischen Liturgie die schwierige Frage nach der Verbindung der Einzelfrömmigkeit mit der Gemeinschaftsübung noch nicht zur Zufriedenheit aller gelöst erscheint. Während die Lesung rastlos weiterging, war ein stetes Kommen und Gehen. Dazwischen Kinder, die sich unterhielten, weil sie nicht recht wußten, was vorging. Die meisten Männer und Jünglinge trugen den schwarzweiß gestreiften Überwurf mit langen Quasten. Ihre Länge galt ja schon zu Jesu Zeiten als Maß der Frömmigkeit des Trägers. Ein ehrwürdiger Greis wurde gleich an der Türe abgeholt und auf einen Ehrenplatz geleitet, wo er sich alsbald in sein Buch vertiefte. An den Wänden entlang saßen noch andere Prophetengestalten mit wallendem Bart, innerlich ganz erfaßt von dem, was sie lasen.

Lebhafte Bewegung kam in die Versammlung, als die Thorarolle, mit Krone und Schild geschmückt, feierlich dem Schrein entnommen und nach einem eindrucksvollen Wechselgesang zur Tribüne getragen wurde. Mit kraftvoller, gut durchgebildeter Stimme sang der Kantor den heiligen Text des „Sch'ma Jisroel“:

„Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist Einer. Und du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit aller deiner Kraft.

Und es sollen sein diese Worte, die ich dir heute gebiete, in deinem Herzen.

Und du sollst sie einschärfen deinen Kindern und sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause weilst, und wenn du auf der Reise bist, wenn du dich zur Ruhe legst, und wenn du aufstehst.

Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, Stirnbänder sollen sie sein zwischen deinen Augen.

Und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an deine Türen.“

Der Text dieses Glaubensbekenntnisses ist dem 5. Buch Moses entnommen (6, 4—9). Es wurde wohl schon zu Jesu Zeiten häufig gebetet;



denn der Heiland entnimmt ihm das „Hauptgebot“ und setzt seinen Wortlaut als allgemein bekannt voraus. Später wurde es erweitert durch Hinzufügung von 5. Moses 11, 13—21 und 4. Moses 15, 37—41.

Als das Sch'ma Jisroel verklungen war und die Thorarolle durch die Synagoge getragen wurde, drängten sich die Männer von links und rechts herzu, um das hl. Gesetz zu küssen. Dann begannen neue Lesungen; aber unsere Zeit war abgelaufen.

Selten habe ich so deutlich empfunden wie an jenem Sabbatmorgen, daß eine Religion und ihr Kult verarmen muß, wenn ihr das Opfer fehlt, die persönliche Gegenwart der Gottheit und die Vereinigung der Seele mit ihr im hl. Mahle der Kommunion. Das Gesetz darf nie den lebendigen Gesetzgeber verdrängen, wie es dem Judentum in den Tagen Christi vorgeworfen wurde. Damals aber stand noch der prachtvolle Tempel, und täglich wurden auf seinem Altare Jahwe Opfer dargebracht. Das Versöhnungsoffer des Lammes auf Golgotha hat diese Opfer abgelöst. Seine Opferstätte haben wir schon besucht. Der nächste Gang gilt dem Tempel des Alten Bundes.

#### 4. Auf dem Tempelplatz.

An den Besuch des Synagogendienstes am Sabbatmorgen schlossen wir einen Gang zum Tempelplatz an. Wenn ehemals der jüdische Pilger seine Wallfahrt nach Jerusalem machte und zum Tempelberge hinaufstieg, dann jubelte seine Seele in heiliger Freude auf ob all der Herrlichkeiten, die sich da seinen Augen boten: „Ich freute mich, da man mir sagte: Zum Hause Jahwes wallen wir“ (Ps. 121, 1). „Mein Gelübde will ich Jahwe erfüllen vor allem seinem Volke, in den Vorhöfen des Hauses des Herrn, in deinen Mauern, Jerusalem“ (Ps. 115, 8).

Der herrliche Tempel Salomons sank in Trümmer. Was das armgewordene Volk nach der Heimkehr aus der Verbannung unter großen Opfern wieder aufbaute, blieb soweit hinter der Pracht des alten Tempels zurück, daß den Greisen die Tränen in die Augen traten, als sie das Neue mit dem Alten verglichen. Herodes der Große begann um 20 vor Christi Geburt mit der Erneuerung des Tempels. Der Tempelplatz wurde erweitert. Gewaltige Mauern umzogen den 480 Meter langen und 300 Meter breiten Bezirk. Ringsum liefen Säulenhallen, im Westen, Norden und Osten zweischiffig. In der Nordwestecke türmte sich die feste Burg Antonia auf. An der Südseite aber dehnte sich eine dreischiffige Halle aus, mehr denn doppelt so lang wie der Kölner Dom und fast so hoch wie das Chor dieser Kathedrale. Vier Reihen korinthischer Marmorsäulen trugen die getäfelte Decke aus Zedernholz. Das eigentliche Tempelhaus war rings umschlossen von den verschiedenen Vorhöfen, den 38 Schatzkammern und andern Marmorbauten. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus weiß kaum Worte zu finden, um die Pracht dieses Tempels zu schildern, wenn die Sonne



seine vergoldeten Dächer und schweren Erzportale wie Feuer aufleuchten ließ, wenn der Marmor schimmerte wie glitzernder Schnee. Als am Montag vor seinem Leiden Jesus mit seinen Aposteln den Tempel verließ, konnten sich die begeisterten Jünger nicht enthalten, auf die wuchtigen Steine und die Herrlichkeit des Bauwerkes hinzuweisen und zu sagen: „Meister, sieh mal, was für Steinblöcke und was für Bauten!“ Wie ein Donnerschlag muß die Antwort des Meisters den Jüngern gewesen sein: „Kein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht niedergerissen wird“ (Mt. 13, 1—2).

Damals wurde immer noch an den Umfassungsmauern gebaut. Erst unter Herodes Agrippa II. wurde im Jahre 64 die Arbeit eingestellt, weil das Geld ausging. 18 000 Arbeiter wurden entlassen. Um diese unzufriedenen Erwerbslosen zu beruhigen, wurden Notstandsarbeiten ausgeführt und die Straßen der Stadt neu gepflastert. Hatte einer eine Stunde am Tag gearbeitet, so wurde ihm sein Lohn ausgezahlt. Einige Jahre später brach das Verhängnis herein. Wir begreifen, daß Titus seinen Truppen beim Sturm auf den Tempelberg strenge Weisung gab, den Prachtbau zu schonen; aber Jesu Wort sollte sich dennoch erfüllen. Nur einige Schichten in den Umfassungsmauern blieben stehen, der eigentliche Tempel ist gänzlich verschwunden.

Aber trotz aller Zerstörungen und Veränderungen im Stadtbild Jerusalems seit den Tagen des Herrn ist der Tempelplatz als solcher niemals so umgestaltet worden, daß seine Lage irgendwie zweifelhaft wäre. Keine Stätte der ehemaligen Hauptstadt des Judenvolkes trägt aber auch so handgreifliche Spuren des Gottesgerichtes an sich. In schauerlichem Ernst hat sich der Wunsch des irreführten Volkes und seiner gewissenlosen Führer erfüllt: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder.“

Etwas von diesem Ernst lag uns auf der Seele, als wir von der Westseite her den weiten Platz von 14 500 Quadratmeter Oberfläche betraten. Statt der Eintrittskarte empfängt man eine kurze Beschreibung der Hauptsehenswürdigkeiten. Der Erlös ist zum Unterhalt mohammedanischer Waisenkinder bestimmt. Die Engländer haben es nicht gewagt, diesen Platz den Mohammedanern zu nehmen; denn er ist eines ihrer größten Heiligtümer, das sie eifersüchtig bewachen. Als Lord Balfour bei seinem Osterbesuch zu Jerusalem diesen Platz und die Omarmoschee besuchen wollte, strömte die gesamte muslimische Jugend Jerusalems auf dem Haram-esch-Scherif zusammen und hätte den englischen Minister, den Schützer der Zionisten, in Stücke gerissen, wenn er sich dort hätte sehen lassen. Die Schulen streikten, die Arbeiter feierten, die Läden waren geschlossen, die Häuser trugen Trauerfahnen. Balfour verzichtete auf den Besuch des Tempelplatzes, er, der mächtige Minister des weltbeherrschenden Albion.

Wir schritten zunächst auf die *D m a r m o s c h e e* oder den Fessendom



zu. Neben der Hagia Sofia in Konstantinopel dürfte dieser Bau das vollendetste Werk orientalischer Architektur der christlichen Zeit darstellen. Die harmonische Einheit zwischen der gewaltigen Kuppel und ihrem Unterbau, die ruhige Würde des Ganzen, wuchtig und doch nicht schwerfällig, zierlich und doch nicht spielerisch, alles zwingt einem schon beim äußeren Anblick Achtung vor einer solchen Leistung der Baukunst des 7. Jahrhunderts ab. Mag auch noch im 9. und 11. Jahrhundert daran gearbeitet worden sein, der ursprüngliche Plan blieb derselbe: ein regelmäßiges Achteck von 54 Meter Durchmesser, von einer 34 Meter hohen Kuppel überwölbt.

Nachdem wir Überschuhe angelegt hatten, um nicht barfuß das Heiligtum betreten zu müssen, aber auch nicht seine Weihe durch unheiligen Straßenstaub zu verletzen, durften wir ins Innere treten. Der Eindruck ist überwältigend. Die satten Farben des reichen Mosaikschmuckes, das Gold der Architrave, das Spiel des gedämpften Lichtes, die klassischen Linien der Bogen und Säulen, alles trägt dazu bei, den Besucher in eine weihervolle Stimmung zu versetzen. Was einen stören könnte, ist das hohe Gitter um den heiligen Felsen, der fast den ganzen Raum unter der Kuppel einnimmt.

Es tut außerordentlich wohl, daß hier nicht alles mit echtem oder unechtem „Schmutz“ überdeckt ist, sondern der Felsblock in seiner Naturfarbe vor uns liegt. Wäre es doch so auch auf Golgotha und am Grabe des Erlösers! Der Fels ermöglicht uns die genaue Feststellung der Lage des jüdischen Tempels; denn auf diesem Felsen war der große Brandopferaltar im Vorhof der Priester errichtet. Noch sind die Spuren der Treppen zu sehen, die hinaufführten. Jahrhundertlang stiegen von dieser Stelle die Rauchwolken der Brandopfer zum Himmel empor. Ringsum dehnten sich die Vorhöfe aus; nach Westen hin erhob sich das Heiligtum und dahinter das Allerheiligste. Von hier aus konnte man den Vorhang sehen, der beide trennte.

Welche Flut von Erinnerungen steigt da in der Seele auf! Und all die Herrlichkeit ist vergangen, weil Israel „den Tag seiner Heimführung nicht erkannt hat“. Darum gerade wirkt der Felsen in seiner Nacktheit so stark auf den gläubigen Besucher, weil all die Pracht und der Glanz des jüdischen Tempels aus vergangenen Tagen bei seinem Anblick lebendig werden.

Eine steile Treppe führt in eine Höhle unter dem Felsen. Ehe Salomon den Tempel baute, war hier die Tenne des Jebusiters Arauna. Von ihm kaufte David den Platz und errichtete einen Altar darauf. Die Höhle diente wohl als Fruchtkammer. Später wurde sie als Zisterne benutzt, wodurch sich die nach oben führende Öffnung erklärt. Ein Kanal zum Abfluß des Blutes der Opfertiere scheint es nicht gewesen zu sein.

Den zur Legendenbildung neigenden Mohammedanern hat der Fels



mit der Höhle darunter Stoff zu den wunderlichsten Erzählungen gegeben. Der Erzengel Gabriel hatte dem Propheten die Stute el-Burak geschenkt. Als nun eines Tages Mohammed mit seinem treuen Roß zum Himmel aufsteigen wollte, versuchte der hl. Fels, auf dem er stand, aus Anhänglichkeit mitzufliegen. Aber Gabriel hielt ihn mit starker Hand zurück, damit er der Welt nicht verloren gehe. In naivem Aberglauben zeigt der Führer am Rande des Felsens den Handabdruck des Erzengels. Seither schwebt der Fels in der Luft, und die Höhle unter ihm verdankt diesem Wunder ihren Ursprung. Ähnliche phantasievolle Dichtungen knüpfen sich an andere Erinnerungszeichen des Propheten in der Moschee. An ihren Arkaden soll auch beim letzten Gericht die Wage aufgehängt werden, um Gut und Böses der Menschenkinder nach strenger Gerechtigkeit abzuwägen.

Draußen vor der Moschee begann der grimmig dreinschauende Wächter mit uns um ein zweites Eintrittsgeld zum Besuch der Alfsa-Moschee am Süden des Platzes zu feilschen; und er hätte uns den Zutritt verwehrt, wäre ihm nicht das Geforderte gezahlt worden. Die Alfsa-Moschee macht mit ihren sieben Schiffen ganz den Eindruck einer alten christlichen Basilika, kann aber in keiner Beziehung einen Vergleich mit dem Felsendom aushalten. Eine gründliche Erneuerung ist im Gange. Der gesamte Islam steuert dazu bei. Es liegt darin wohl eine Kundgebung gegen die Zionisten. Dachten sie doch daran, den Tempel Israels wieder aufzubauen.

Als wir die Alfsa-Moschee verließen und ostwärts über den Haram esch-Scherif schritten, war eine große Zahl der Jerusalemer Wasserträger damit beschäftigt, ihre schwarzen Ziegenschläuche zu füllen, um irgendwo in der Stadt das kostbare Wasser zu verkaufen. Mehrere Zisternen des Tempelplatzes empfangen ihren Zufluß aus der von Bethlehem herkommenden Leitung. Ihre Anlage wird Salomon zugeschrieben, stammt aber wahrscheinlich aus römischer Zeit. Einige Schläuche waren bereits gefüllt, so drall, daß sie zu plagen schienen, wenn sie einem Träger auf den Rücken geladen wurden. Ein für den Europäer seltsames Bild, diese tiefgebeugt daherkeuchenden Männer mit dem strotzenden schwarzen Ungetüm auf dem Rücken. Auf dem Tempelplatz wirkt ihr lautes Treiben doppelt störend.

Wie gern möchte man in einer stillen Herbstnacht sich an eine der alten Mauern anlehnen und in langer, langer Reihe die Szenen nacherleben, die diesen weiten Platz zu einem der erinnerungsreichsten Orte der Welt gemacht haben, angefangen von Salomo bis zur Erstürmung durch die Römer, von Hadrian bis Omar, der mit eigener Hand den Schutt wegtrug und den Platz zur Gebetsstätte des Islams weihte, von den eisengepanzerten Kreuzrittern bis Saladin und Soliman. Aber diese Bilder wären nur wie buntbewegte Arabesken um die heilige Gestalt des Erlösers, der so oft über diesen Raum geschritten ist, nachdem er



auf den Armen der Mutter als Kind von 40 Tagen seinen ersten Tempelbesuch gemacht hatte. In einer der Hallen ringsum saß der Knabe unter den Lehrern Israels, als ihn die Eltern nach drei hängen Tagen wiederfanden. Zweimal hat er dem unheiligen Marktleben an heiliger Stätte ein Ende gemacht und das Haus seines Vaters von der Räuberbande befreit, die dort den armen Festpilgern das Geld aus den Taschen lockte. Wie oft hat er hier in scharfem Waffengang das Schwert der Rede mit seinen gelehrten Gegnern gekreuzt. Manches Wunder hat er da gewirkt und die herrlichen Parabeln vom guten Hirten, von den bösen Winzern, vom königlichen Hochzeitsmahl vorgetragen, um nur einige zu nennen. Bei der feierlichen Wasserspende am Laubhüttenfest hat er das wunderbare Wort über den Tempelplatz gerufen: „Wen dürstet, der komme zu mir und trinke.“ Und während der Lichterprozession am Abend das andere: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Dunkeln, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Hier spielte sich die rührende Szene ab, da man die junge Ehebrecherin vor den Rabbi von Nazareth schleppte, damit er sie verurteile oder freispreche. Wie hat er da die Rollen vertauscht durch sein berühmtes Wort vom ersten Stein! So vertauscht, daß aus den Klägern Angeklagte wurden, die sich davonschlichen wie geprügelte Buben, „die Alten zuerst“, fügt der Evangelist bei, als mache es ihm beim Schreiben noch Freude.

Über diesen Platz stolzierten die scheinheiligen Pharisäer und warfen mit viel Geräusch ihre schweren Münzen in den Opferkasten, daß sich die arme Witwe fast schämte, ihre zwei Pfennige dazu zu tun. Hier traten damals, es war am Dienstag in der Leidenswoche, die Griechen an Philippus heran mit der scheuen Bitte: „Herr, wir möchten Jesus sehen.“ Über diesen Platz eilte drei Tage später wie ein finsterner Schatten die Gestalt des Verräters, warf den Judaslohn in den Tempel, daß die Silberstücke über die Marmorfliesen rollten. Dann rannte er hinunter ins Hinnomtal, den Strick in der Hand, während der Erlöser für die Sünden der Menschen auf Golgotha starb.

Doch ich fände kein Ende, wollte ich den sich drängenden Gedanken weiter nachgehen. Ich müßte von Petrus und Johannes, von Stephanus, dem ersten Märtyrer, und vor allem noch von Paulus sprechen, der hier als Saulus zu Füßen Gamaliels Gesetzesweisheit lernte, bis er als Paulus den Gekreuzigten predigte und in der Pfingstwoche des Jahres 58 auf diesem Platz ein Opfer des jüdischen Fanatismus geworden wäre, wenn nicht der römische Offizier mit der Polizeitruppe drüben aus der Burg Antonia herbeigeeilt wäre und ihn den Händen der verheßten Menge entrißen hätte.

Wir erstiegen die Umfassungsmauer an der Ostseite und überschauten von ihrer Höhe den Platz und nach Osten hin das Kedrontal und den Ölberg. Während die Kollegen nordwärts weitergingen, eilte ich zur



Südostecke der Mauer, um die Stelle zu suchen, wo aus triftigen Gründen „die Zinne des Tempels“ gewesen sein muß. Jetzt noch geht der Blick in schwindelnde Tiefe hinab, obschon die Mauer etwa 20 Meter im Schutt steckt. Da forderte der Teufel den Herrn auf, hinabzuspringen; es werde ihm als Gottessohn kein Leids zustoßen. Damals lag die Stadt Jerusalem größtenteils südlich vom Tempelberg, sodaß die Stelle zu einem solchen Schauwunder sehr geeignet schien. Drei Tore verbanden durch Treppen und Unterführungen diesen Stadtteil mit dem Tempelplatz, ein einfaches, ein doppeltes und ein dreifaches. Einige Tage später sahen wir in der äußeren Mauer die verbauten Bogen dieser Tore.

##### 5. An der Geburtsstätte und am Grabe der Gottesmutter.

Wer den Tempelplatz nach Norden hin verläßt, braucht nur über die Straße zu gehen, um zur Pforte des St. Annaklosters zu gelangen. Die Weißen Väter haben darin ein Gymnasium und ein theologisches Seminar für die griechischen Katholiken eingerichtet. Ein sehr reichhaltiges Museum birgt wertvolles Anschauungsmaterial für das Verständnis der Bibel. Die muntere Gesellschaft der großen und kleinen Studenten hatte gerade freie Zeit, als wir zum erstenmal hinkamen. Im Garten übte eine Musikkapelle mit Posaunen, Trompeten, Pauken und Helikon und was sonst zu einer regelrechten Blechmusik gehört. Ich fühlte mich in die selige Gymnasiastenzzeit versetzt, da wir mit unserer Konviktskapelle die geduldigen Eifelberge ähnlich mit falschen Tönen erfüllten, wie hier die jungen Griechen es in den alten Mauern Jerusalems taten. Es waren ja bloß Übungen. Nachher klappte der Marsch schon leidlich, ob's nun der Torgauer war oder einer aus Wagner.

Im Hintergrund des Anwesens haben die Weißen Väter mit großer Sorgfalt Ausgrabungen veranstaltet und bedeutende Reste eines tiefergelegenen Teiches entdeckt, zu dem Treppen hinunterführen. Einst umgab ihn eine große Halle, von der Säulenreste gefunden wurden. Dort lag der Teich Bethesda, an dem Jesus den Mann heilte, der schon 38 Jahre krank war. Was uns Johannes darüber erzählt (5, 1—16), wirft ein Licht auf die furchtbare Not armer und verlassener Kranken zur Zeit Jesu. Wohl noch manches Jahr hätte der hilflose, gelähmte Mann auf einen edlen Menschen warten müssen, der ihn rechtzeitig in das wundertätige Wasser gebracht hätte, wäre nicht die Güte und Menschenfreundlichkeit selbst in der Person des Weltheilandes gekommen, um ihn durch ein Wort göttlicher Allmacht zu heilen. Der biblische Bericht über dieses Wunder ist von den gelehrten Ordensmännern in 96 verschiedene Sprachen übersetzt worden und ziert die Wände des Zuges zum Teiche.

Die spätromanische St. Annakirche ist ein herrliches Bauwerk aus



der Kreuzfahrerzeit. Schon die alte Madabakarte verzeichnet an derselben Stelle eine Marienkirche.

Eine bis in die früheste Zeit hinaufreichende Überlieferung meldet uns, daß dort, wo jetzt die Krypta der Annakirche ist, ehemals das Haus Joachims und Annas stand, der Eltern der Gottesmutter. Heute braucht man nicht mehr durch ein enges Fensterloch zu kriechen, um hinab zu gelangen, wie in früheren Jahrhunderten, als die Türken aus der Kirche eine Moschee gemacht hatten. Eine bequeme Treppe führt hinunter in die weihvolle Krypta. Vor dem Altare kniet der Pilger dankbar nieder und empfiehlt sich und alle ihm Nahestehenden dem Schutze der heiligen Eltern und ihres hochbegnadeten Kindes, dessen Leben hier begann, ohne daß die allgemeine Erbschuld seiner stets reinen Seele anhaftete. Hier blühte Maria, diese edelste Blume der Menschheit, auf, entfaltete sich weiter drüben in der Tempelschule und hat dann im fernen Galiläa als Braut des hl. Zimmermanns Joseph von Nazareth durch den Duft ihrer Tugenden das ewige Wort des Vaters vom Himmel herabgezogen in den reinen Kelch ihrer Jungfräulichkeit. Mit einem tiefempfundenen „Ave Maria“ grüßten wir die Makellose, die Mutter des Lebens, an der Stätte ihrer Geburt.

Als wir später nochmals zur St. Annakirche gingen, um an der Geburtsstätte Marias das hl. Meßopfer zu feiern, schritten die Studenten des griechischen Seminars während des Schulgottesdienstes zur hl. Kommunion. Die hl. Messe wurde am Hochaltar nach der griechischen Liturgie gefeiert. Die Griechen empfangen die hl. Kommunion unter beiden Gestalten. Dabei bürgert sich immer mehr die Sitte ein, daß nicht jedem einzeln der Kelch gereicht wird. Neben dem Priester, der den Speisekelch mit den hl. Hostien trägt, schreitet ein zweiter und trägt den Kelch mit dem hl. Blute Christi. Der erste Priester nimmt nun eine hl. Hostie, taucht sie in das hl. Blut und reicht so die hl. Kommunion unter den beiden Gestalten dem Kommunizierenden zum Genuß dar. Ein dritter Priester hält dabei eine Patene so hin, daß kein Teilchen verloren geht.

Im deutschen Mariendom der Dormition wird die Stätte des Todes Mariä verehrt. Von dort brachten die trauernden Jünger die entseelte Arche des Neuen Bundes am Tempelberg vorbei über den Bach Kedron in die Nähe des Gartens Gethsemane, um den heiligen Leib der Gottesmutter daselbst beizusetzen. Bekanntlich gibt es auch eine Überlieferung, nach welcher Maria den Apostel Johannes bis Ephesus, an der Küste Kleinasien, begleitete, dort mehrere Jahre lebte und nach ihrem Tode vorübergehend im Grabe ruhte. Anna Katharina Emmerich weiß allerlei Einzelheiten darüber zu berichten, und vor einigen Jahren ist in Trier ein umfangreiches Buch zur Verteidigung dieser Ansicht erschienen. Es sprechen aber so gewichtige Bedenken dagegen, daß wir getrost an der alten Tradition festhalten dürfen, die das Grab Marias nach Jerusalem verlegt.



Wer es besucht, geht gewöhnlich auf der *Via dolorosa*, vorbei an der St. Annakirche und der Geburtsstätte Marias, zum Stephanstor hinaus. Gleich hinter der Stadtmauer ist der alte Weg zwischen dem Redrontal und dem Tempel abgesperrt. Als wir beim Vorübergehen den Verschlag offen sahen, traten wir hindurch, um die Stelle zu besichtigen, wo die Umfassungsmauer des Tempelplatzes aufhörte. Noch ist ein Stück Mauer aus herodianischer Zeit zu sehen, an dem also einst auch der Heiland vorüberging, an dem Stephanus als erster Blutzeuge vorbeigeschleppt wurde, als man ihn steinigte. Kaum waren wir durch die Brettertüre getreten, als ein altes buckliges Männlein mit seinem Stock daherhumpelte, um uns zu verjagen. Auf das Zureden unseres Führers, daß wir nur ein Stück der Mauer ansehen wollten, wurde er etwas sanfter und sagte: „Gut, wenn ich ein Backschisch bekomme, erlaube ich's.“ Wir mußten so laut über die Logik des getreuen Wächters lachen, daß er daraus schloß, mit dem Backschisch sei es nicht so ganz sicher. Darum fuchtelte er wieder tapfer mit seinem Stock vor uns herum, um uns zurückzutreiben. Inzwischen waren wir der gesuchten Mauer so nahe gekommen, daß wir den Erläuterungen des Führers mit Nutzen zuhören konnten, während das Männlein weiter protestierte. Dann machten wir kehrt und ließen den schimpfenden Wächter allein bei seinen Steinen.

An der zweiten Begekrümmung steht eine griechische Kapelle zu Ehren des hl. Stephanus. Zur Zeit Jesu führte der Weg von hier geradeaus zum Tempel hinauf. Am letzten Sonntag vor dem Leiden zog der Messias auf diesem Wege feierlich unter Hosannarufen der Menge in Jerusalem ein. Gegenüber erhebt sich die neue Basilika im Garten Gethsemane. Links vom Wege gelangt man auf einer Treppe in einen kleinen ummauerten Hofraum hinab. Am Nordende des Platzes öffnet sich ein schöngegliedertes Portal in mittelalterlichen Formen. Es ist der Eingang zur Kirche Mariä-Himmelfahrt. Ähnlich wie in der Basilika der hl. Agnes zu Rom steigt der Pilger auf 48 breiten Treppenstufen tief hinunter. Im östlichen Kreuzarm der ganz dunklen Kirche befindet sich das Grab der allerseligsten Jungfrau unter einem kleinen Kuppelbau. Die Anlage des Grabes erinnert sehr an das Grab Christi. Eine bankartige Erhöhung in der engen Grabkammer hat für kurze Zeit als letzte Ruhestätte der Mutter des Erlösers gedient, bis Gott ihre reine Seele wieder mit dem Leibe vereinigte und Maria als Königin des Himmels mit Ehre und Herrlichkeit krönte. Mit Kerzen in der Hand betraten wir den ehrwürdigen Raum zu einem kurzen Gebet. Die Wände der kleinen Grabkapelle und des größeren Kreuzarmes der Hauptkirche sind über und über mit Bildern bedeckt, auf denen die Himmelfahrt Mariä bald kindlich naiv, bald künstlerisch vollendet dargestellt ist. Zahlreiche Lampen hängen von den Gewölben herab, vermögen aber die Verwahrlosung nicht ganz zu verdecken. Unter dem westlichen



Kreuzarm zeigt sich die Öffnung einer Zisterne. Sie enthält gutes Wasser. In den Seitenräumen haben Angehörige berühmter Familien der Kreuzfahrer ihr Grab gefunden, und ihre Namen bürgen dafür, daß diese Kirche ehemals glorreichere Zeiten gekannt hat.

#### 6. Vom Abendmahlsaal zum Ölgarten.

Während die Streitfrage immer noch nicht restlos gelöst ist, wo das Prätorium des Pilatus gestanden hat, besteht kein vernünftiger Zweifel über die Lage des Abendmahlsaales und des Gartens Gethsemane. Wen diese Unsicherheit über den Ort der Verurteilung Jesu wundert, der muß bedenken, daß Jerusalem mehrmals so von Grund auf zerstört worden ist, daß der heutige Boden an manchen Stellen 15—20 Meter höher liegt als zur Zeit des Herrn und daß die heutigen Stadtmauern fast überall anders verlaufen als damals. Golgotha und das heilige Grab lagen, wie uns die Evangelien und der Hebräerbrief ausdrücklich melden, außerhalb der Stadt, bilden aber heute den Mittelpunkt des Stadtplanes.

Die einzelnen, durch das Leiden Jesu geheiligten Stätten hatten wir wiederholt besucht. Dreimal durften wir am Freitag nachmittag an der gemeinsamen feierlichen Kreuzwegandacht auf der *Via dolorosa* teilnehmen. Der Zug beginnt auf dem Kasernenhof der Burg Antonia. Die verschiedenen religiösen Orden und Genossenschaften der lateinischen Katholiken Jerusalems senden abwechselnd ihre Mitglieder zu dieser öffentlichen Huldigung an den leidenden Messias. Ein Franziskanerpater betet an den einzelnen Stationen vor, alle Teilnehmer erwidern. Um jeder Störung durch Andersgläubige vorzubeugen, geht ein Polizeisoldat voraus. Alle Katholiken, die das Glück hatten, das Heilige Land zu besuchen und in Jerusalem einen Freitag zu verbringen, werden sich stets mit Dank gegen Gott dieser ergreifenden Verehrung des Leidens Christi erinnern, besonders der letzten fünf Stationen, bei denen man ganz sicher ist, wirklich an derselben Stelle zu knien, wo sich jene bitteren Leidensszenen abgespielt haben.

Ehe wir von Jerusalem schieden, wollte ich aber auch einmal vom Anfang bis zum Ende den Weg gehen, auf dem unser Erlöser am Abend vor seinem Leiden zum Ölgarten hinaus und von dort als Gefangener zum Hause des Hohenpriesters zurückgegangen ist. Um nach Möglichkeit alle Vorbedingungen zu einem gnadenreichen Nachleben jener heiligen Stunden unserer Heilsgeschichte zu schaffen, wählte ich dazu einen Donnerstag Abend, den letzten in Jerusalem. Während des Aufenthaltes daselbst hatten wir uns soviel Ortskenntnis in der Heiligen Stadt erworben, daß wir nicht mehr zu fürchten brauchten, uns zu verirren.

Mit einem Reisegefährten pilgerte ich also am Spätnachmittag des 22. Oktober zuerst südwärts nach dem Abendmahlsaal. Beim Tofator



mußten wir an den gewaltigen Türmen des einstigen Herodespalastes vorüber. Die Bauart und das Baumaterial der untern Teile dieser Schutz- und Trutzburg verraten, daß sie aus herodianischer Zeit stammen. An diesen Steinen ist also der Heiland oft vorübergeschritten. Wenn wir den Zeugnissen des Flavius Josephus, des jüdischen Geschichtschreibers und Zeitgenossen der Apostel, glauben dürfen, war in diesem Palaste auch das *Prätorium des Pilatus*. Die Grundmauern der heutigen Zitadelle wären demnach Zeugen der Gerichtsverhandlungen vor Pilatus, der Geißelung, Dornenkrönung und endgültigen Verurteilung Jesu gewesen. Dort stand der „Ecce homo“; dort wurde ihm der Straßenräuber Barabbas vorgezogen; dort wich der feige Landpfleger Schritt um Schritt vor den wilden Forderungen des verheßten Judentums und seiner gewissenlosen Führer zurück. An diesen Steinblöcken brach sich das Echo jener entsetzlichen Selbstverfluchung Israels: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ Hier nahm dann der Erlöser sein Kreuz auf die zerschlagenen Schultern und schleppte es auf Golgotha zu, bis Simon von Cyrene es ihm abnehmen mußte.

Durch eine stille Gasse gelangten wir am Hause Marias, der Mutter des hl. Markus, vorbei zum Davidstor. Den Weg wird einst auch Petrus gegangen sein, als ihn der Engel aus dem Kerker befreite und dann die treffliche Rhode, Marias Dienstmädchen, den Apostel draußen stehen ließ, ohne die Türe aufzumachen, wie es in der Apostelgeschichte so schön erzählt wird. Vor dem Davidstor liegen mehrere Friedhöfe der christlichen Konfessionen, von hohen Mauern umgeben. An einem Sonntag Nachmittag begegnete ich dort einem Leichenzug. Vorn auf schritten zwei Kirchenschweizer und stießen energisch mit ihren Stäben auf das Pflaster, um den Weg frei zu machen. Dahinter wurde der Sargdeckel getragen. Es folgten mehrere griechische Geistlichen und sangen nicht gerade sehr schön die liturgischen Gefänge. Vier Männer trugen auf den Schultern den offenen Sarg mit der Leiche. Es schien eine junge Frau oder ein Mädchen zu sein, mit Blumen geschmückt. Die Leidtragenden schlossen sich an. Ähnlich muß es beim Stadttor zu Naim gewesen sein, als Jesus der Witwe den einzigen Sohn zum Leben erweckte.

Nach einigen Schritten hatten wir die Stätte des *Abendmahlsales* erreicht. Sehr früh schon wurde hier eine christliche Kirche erbaut, an deren Stelle später eine fünfschiffige Basilika trat. Sie fiel dem Haß der Christenfeinde zum Opfer, und seit 1551 ist dieser heilige Ort in den Händen der Mohammedaner. Selbst den Bemühungen des deutschen Kaisers beim Sultan gelang es nicht, das Heiligtum wieder in christlichen Besitz zu bringen. Seit dem 12. Jahrhundert glauben nämlich die Mohammedaner, an dieser Stelle befinde sich das Grab Davids, der auch von ihnen hoch verehrt wird. Sein Grab wollen



sie um keinen Preis in die Hände der Ungläubigen d. h. der Christen kommen lassen. Lange Zeit gestatteten sie einem Christen nicht einmal die Besichtigung des Raumes.

Nachdem wir uns die Erlaubnis dazu verschafft hatten, stiegen wir auf einer Außentreppe zu einer kleinen Terrasse empor und betraten von dort aus das Obergeschloß, das den Abendmahlsaal umschließt. Heilige Erwartung erfüllt die Seele. Wie wird der Ort aussehen, der an Geheimnissen reich ist, wie nur wenige auf Erden? An der Geschichtlichkeit kann man ja nicht zweifeln; denn der heutige Bau stammt zum großen Teil aus dem 12. Jahrhundert und steht auf den Fundamenten der Kirche des vierten Jahrhunderts. Zu Jesu Zeiten lag das Haus in der Stadt, und die jüngst in der Nähe gefundenen Reste der herodianischen Mauer bestätigen das. Davids Grab aber war nie hier, sondern drüben auf dem alten Sion. In einem Raume, der das Grab des größten Königs Israels barg, hätte Jesus das Osterlamm nicht essen können.

Wie der Raum ausgesehen hat, als an jenem 14. Nisan die beiden Apostel Petrus und Johannes hier alles zur Feier des Ostermahles herrichteten, wissen wir nicht. Soviel geht aus der hl. Schrift hervor, daß es „ein großer Saal war, mit Polstern belegt“, ein „Obergemach“, das 120 Personen Platz bot. In seiner heutigen Gestalt gleicht der Raum dem Speisesaal eines mittelalterlichen Klosters, 14 Meter lang und 9 Meter breit. Zwei Säulen teilen ihn in zwei Schiffe. Die architektonischen Linien und die Ausgestaltung weisen ins 12. Jahrhundert. Ein Eisengitter schließt den Saal ab.

Was hätte ich darum gegeben, wenn mir der Wächter erlaubt hätte, einige Stunden allein in der Stille des Saales zu verbringen, um aus der Erzählung des Neuen Testaments der Reihe nach all die wunderbaren Begebenheiten nachzuerleben, die sich hier vom 14. Nisan bis zum 6. Sivan des Todesjahres Jesu, in den 7 gnadenreichsten Wochen der Weltgeschichte, zugetragen haben! Die Jünger haben da mit dem Meister das Passahmahl gefeiert, haben sich von Jesus die Füße waschen lassen, haben sich entsetzt über den Verräter in ihrer Mitte, haben zwischendurch selbst hier noch eine Eifersuchtszene herbeigeführt im Streit um den Vorrang. Das erste hl. Meßopfer ist an dieser Stätte gefeiert worden mit der ersten hl. Kommunion und der Priesterweihe der Apostel.

Es ist einem, als töne noch leise das Echo der gottmenschlichen Stimme durch den Raum, wie der Meister Abschied nahm von den Seinen und das hohepriesterliche Gebet sprach. Da stand er, um ihn herum die elf ernstesten Männer, als er begann, die Augen zum Himmel erhoben: „Vater, die Stunde ist gekommen . . .“ Dann verließ er mit ihnen den Saal. Wie ganz anders wieder war es, als wiederum hier sich die geängstigten Jünger nach der Kreuzigung



sammelten, ratlos und mutlos, bis am dämmernden Ostermorgen Magdalena atemlos hereingestürzt kam und die Kunde brachte: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe fortgebracht, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ Dann überholte eine aufregende Nachricht die andere, bis am Abend der Auferstandene selbst durch die verschlossenen Türen dieses Raumes kam und sich zu erkennen gab. Hier wurde das Bußsakrament eingesetzt an jenem Osterabend. Eine Woche später hat hier Thomas, „der erste Harnackianer“, sein Knie anbetend gebeugt vor dem lebenden Christus. Nach der Auferstehung war in diesem Obergemach wieder die junge Kirche versammelt und wartete auf die Gottesgabe des hl. Geistes, wie Kinder, die auf das Christkind warten.

Nun wurde ich auf einmal fast stolz bei dem folgenden Gedanken: Hier, wo so Heiliges sich vollzog, hier haben die Trierer ein besonderes Recht; denn hier wurde „unser Apostel“, der hl. Matthias, gewählt. Die Mutter Jesu war auch dabei. Da ward mir ganz klar, warum wir in St. Matthias zu Trier ein so herrliches Gnadenbild der Gottesmutter haben. Maria hat damals mitgebetet, daß die Wahl den rechten Mann aus dem Jüngerkreis treffe. Dann aber kam der Pfingststurm, daß das Haus erzitterte; in Feuerzungen ließ sich Gottes Geist auf die Versammelten herab und weihte sie zu lebendigen Gottestempeln. Das war die Geburtsstunde unserer Kirche; hier stand ihre Wiege.

Doch wir wollten ja den Spuren des Erlösers folgen, wie er am Vorabend seines Leidens von hier zum Ölgarten ging. Wir lehrten darum, nachdem wir uns bei den deutschen Benediktinern in Mariä Heimgang, neben dem Abendmahlssaale, verabschiedet hatten, zum Davidstor zurück und stiegen dann außerhalb der Stadtmauer ins Tropäontal hinab. Zu Lebzeiten Christi war das jetzt öde daliegende oder als Gartenland benutzte Gebiet bebaut. Über den Ophelhügel geht der Blick zum Ölberg hinüber. Das Dorf Siloa lagert sich an seinem steilen Westabhang regellos hin. Über den Teich Siloa und das Hinnomtal hinweg sieht man südwärts das Kloster St. Onuphrius und daneben den Blutacker. Der Sündenlohn des Judas diente dazu, ihn zu kaufen und zur Begräbnisstätte für Heimatlose zu bestimmen. Freundlichere Erinnerungen weckt ein Blick nach Norden, wo die Stadtmauer von der Umfassungsmauer des Tempelplatzes abgelöst wird.

Nahe bei der Südostecke fällt der Pfad über die Schutthalden ins Redrontal hinab. An der Marienquelle herrscht noch reges Leben. Frauen und Mädchen steigen die steilen Stufen hinab und schleppen auf dem Kopfe die mit Wasser gefüllten Kannen und Krüge herauf.

Die gegenüberliegende Flanke des Ölberges ist über und über mit jüdischen Gräbern bedeckt. Auf halber Höhe zieht sich die Fahr-



straße nach Jericho hindurch. Wir erreichen die Talsohle und überschreiten den ausgetrockneten Bach Kedron. Nur zur Hauptregenzzeit führt er Wasser. Die Übergangsstelle dürfte dieselbe sein wie zu Jesu Zeiten. Ob der Herr an jenem Donnerstag abend nicht an seinen königlichen Vorfahren David dachte, der einst ähnlich wie er mit wenigen Getreuen das undankbare Jerusalem verließ, um vor Absalom zu fliehen? Weinend, das Haupt verhüllt und barfuß, stieg der König den Ölberg hinan.

Unter den vielen Gräbern fallen hier drei durch ihre Größe und Eigenart auf. Im Laufe der Geschichte wechseln ihre Namen. Das eine ist bekannt als „Grab Absaloms“. Die Bauart erlaubt den Schluß, daß eines von diesen Denkmälern schon stand, als Jesus am Vorabend seines Leidens hier vorüberging. Der Pfad führt in nordöstlicher Richtung zwischen Mauern aufwärts. Zur Linken dehnt sich der gut gepflegte Olivengarten der Franziskaner in der Talmulde aus. Gerade kam ein Bruder daher, mit ihm zwei Araber, die eine Eselin mühsam weiterschoben. Das klapperdürre, zerschlagene und zerschundene Tier drohte jeden Augenblick umzufallen. Der Bruder hatte es ihnen um einige Piaster abgekauft und ließ es in den Garten bringen, wo er sich in franziskanischer Liebe um die „Schwester Eselin“ Sorge machte. Wir benutzten die Gelegenheit, um das Gelände zu besichtigen und einige Steine aus dem Bachbett als Erinnerung mitzunehmen. Auffallend viele feingeschnittene Steinchen von alten Mosaikböden lagen umher.

Nach wenigen Minuten hatten wir die Jerichostraße überschritten und standen nun vor der neuen Basilika im Garten Gethsemane. Über der Stadt lag das goldene Licht der untergehenden Sonne wie ein verklärender Schimmer. Rasch stiegen die dunklen Schatten der Nacht aus dem Tale herauf. Diese Stunde hatten wir uns gewünscht für den letzten Besuch der hl. Stätte. „Düster sank der Abend nieder in das stille Kedrontal“, klang es uns durch die Seele. Am hellen Tage ist in der Basilika alles noch zu neu, das Licht und die Farben zu unruhig. Die Patina des ehrwürdigen Alters fehlt noch, wenn uns auch die sorgsam gehüteten Reste der altchristlichen Gethsemanekirche im Fußboden der neuen Basilika bezeugen, daß wir an der Stätte weilen, wo der Heiland sein bitteres Leiden begonnen hat. Man hat diese Reste gefunden, als nach dem Kriege die Basilika zuerst einige Meter weiter südlich gebaut werden sollte.

Da uns der freundliche Bruder Sakristan von den früheren Besuchen her kannte, durften wir trotz der vorgerückten Stunde noch in die Kirche. Eine unbeschreibliche Weihe war über den dunkelnden Innenraum ausgegossen. Die bei Tage etwas aufdringlich bunten Bilder der drei Absiden leuchteten nur noch matt auf. Umso mehr hob sich die Gestalt des am Boden knienden Erlösers auf dem mittleren



Bild über dem Hauptaltar ab. Bei dem leichtflimmernden Schein des ewigen Lichtes konnte man fast glauben, das Bild bewege sich und lebe.

Während wir da knieten und das erste Gesehlein des schmerzhaften Rosenkranzes beteten, kam mir unser trierisches Gethsemaneslied aus der „Truknachtigall“ Friedrich von Spee's nicht aus dem Sinn:

„Bei stiller Nacht, zur ersten Wacht

Ein Stimm sich gunt zu klagen.

Ich nahm in acht, was sie doch sagt;

Tät hin mit Augen schlagen.“

Was in jener Stunde der Gottessohn an seelischen Leiden durchkostet und was er aus der Todesnot seiner Menschennatur heraus im Gebete gesprochen hat, das läßt sich an dieser Stätte leichter nachempfinden als sonstwo. Es sei denn, daß eine Seele ihre eigenen Ölbergstunden erlebt und alle Kraft aufbieten muß, um dem Meister das schwerste Wort nachzusprechen: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige.“

Als wir die Kirche verließen, war es dunkel geworden. Im Garten standen die uralten Ölbäume, aus den Wurzeln jener Oliven erwachsen, unter denen damals der Herr im Gebete mit sich selber rang, während die drei Apostel vor Müdigkeit und Trauer eingeschlafen waren. Es war so still umher, daß man fast glauben mochte, auf demselben Pfade, auf dem wir eben heraufgekommen waren, müsse der Verräter mit dem ganzen Troß daherkommen, um den Herrn mit einem Kusse zu verraten. Dieselben Sterne, die jetzt über der Stadt, dem Kedrontal und Ölberg glitzerten, schauten damals auf diese Szene herab oder hätten es lieber nicht getan, wie Fr. v. Spee so ergreifend sagt:

„Der schöne Mon will untergohn,

Für Leid nicht mehr mag scheinen.

Die Sterne lahn ihr Glikhen stahn,

Mit mir sie wollen weinen.

Kein'n Vogelsang, noch Freudenklang

Man höret in den Luften.

Die wilden Tier trauern auch mit mir

In Steinen und in Klusten.“

Schweigsam stiegen wir zur Stadt hinauf, durchschritten das Stephanstor und kehrten auf der Via dolorosa zu unserm Quartier zurück.

## 7. Über den Ölberg nach Bethanien.

Um von Jerusalem nach Bethanien zu gelangen, hätten wir den kürzesten Weg wählen können, der durch das Stephanstor ins Kedrontal hinabführt. Zwischen dem Mariengrab und dem Garten Gethsemane hindurch geht er dann zur Höhe des Ölberges hinauf und auf dessen Ostseite hinab über Bethphage nach Bethanien. Auf diesem Wege



ist der Heiland am Sonntag, Montag und wahrscheinlich auch am Dienstag der Leidenswoche abends zu seinen bethanischen Freunden gegangen, um nicht in der von Festpilgern überfüllten Hauptstadt übernachten zu müssen.

Trotz der begreiflichen Lockung, auch hier den Spuren des Erlösers zu folgen, wählten wir bei der ersten Fahrt nach Bethanien einen kleinen Umweg. So konnten wir mehr sehen und kennen lernen. Vom Neutor aus fuhren wir deshalb nordwärts bis zum neuen Militärfriedhof, wo die im Kriege gefallenen und an Krankheiten gestorbenen Soldaten in langen Reihen ruhen. Nicht weit davon entfernt genießt das Auge einen prachtvollen Rundblick über ganz Jerusalem, das Bergland Judäas und die Wüste Juda bis hinab zum Toten Meer und über die Jordansenkung hinweg in die fahlen Höhen Moabs.

Es war kein übler Einfall des neuen Judentums Palästinas, der Zionisten, an dieser Stelle die Universität Jerusalems zu errichten. Den Studenten und Dozenten wird zwar der Weg manchmal recht mühsam und weit erscheinen, aber bei den heutigen Verkehrsmöglichkeiten spielen Entfernungen die geringste Rolle. Das ist sicher, daß sich ein für die Zukunft seiner Rasse schwärmendes, jugendliches Herz hier von selbst weitert und begeistert, wenn das Auge mit einem Blick ein an Geschichte so reiches Gebiet überschaut. Hier, wo einst Titus sein Feldherrnzelt aufgeschlagen hatte, um durch seine römischen Legionen Jerusalem dem Untergang zu weihen, soll dem jüdischen Geist eine Heimstätte geboten sein, um zu neuem Ruhm zu gelangen. Vielleicht tue ich manchem Leser einen Gefallen, wenn ich über diese jüdische Universität Jerusalems einige Bemerkungen einfüge.

Während noch um Palästina gekämpft wurde und einige Meilen nördlich von Jerusalem noch die Geschütze donnerten, wurde schon am 24. Juli 1918 der Grundstein zum Neubau gelegt. Das internationale Judentum wußte damals längst, wie sich die Sieger zum Zionismus stellen würden. Die Erklärung des englischen Ministers Balfour vom 2. November 1917 hatte bereits „die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“ in Aussicht gestellt und dafür nicht nur das Wohlwollen der englischen Regierung zugesagt, sondern auch versprochen, „die größten Anstrengungen zu machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern“. Die übrigen Mitglieder der Entente beeilten sich, entsprechende Erklärungen abzugeben.

Recht lehrreich für das Verständnis der Ereignisse von 1918 sind auch die Reden, die bei jener Grundsteinlegung gehalten wurden. Sogar bei dieser Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt konnte einer der Redner, es war kein Engländer, sich nicht enthalten, von „einer Welt“ zu sprechen, „die von den Gewalttätigkeiten des rasenden



preußischen Ehrgeizes befreit ist“. Vielleicht hat es ihn geärgert, daß nur einige Schritte von der Universität entfernt sich die herrliche deutsche Augusta-Viktoria-Stiftung als Wahrzeichen deutschen Könnens und Willens erhebt. Ihr Turm ragt so hoch empor, daß man ihn neben dem Russenturm vom Toten Meere her sehen kann.

Dr. Weizmann, der Führer der Zionisten, hielt eine lange Programmrede über die Universität und ließ recht kräftig den Unterton eines an sich begreiflichen Stolzes über die Erfolge der zionistischen Bestrebungen mitklingen; begreiflich vom Standpunkt des Judentums. Ähnlich war es, als am 1. April 1925 die Universität in Gegenwart Balfours feierlich eröffnet wurde. Daß für diesen Tag in der ganzen jüdischen Weltpresse mehr Reklame gemacht wurde, als für manche andere Feier, die größere Bedeutung hat, wird niemand wundernehmen. Alle Regierungen waren eingeladen worden sowie alle Universitäten. Einige hatten Vertreter gesandt. Ob sie nicht enttäuscht heim gekommen sind? In den illustrierten Blättern konnte man damals ein mächtiges Gebäude mit Kuppel als „Universität zu Jerusalem“ sehen. Wir waren deshalb ein wenig überrascht, als wir ein halbes Jahr später zum Skopus hinaufstiegen und nur ganz bescheidene Anfänge der Verwirklichung fanden. In den Blättern war nämlich die geplante, nicht die bestehende Herrlichkeit zu schauen. Ob Lord Balfour heute nochmals hinginge, nachdem ihm die Araber einen so wenig herzlichen Empfang bereitet haben, besonders in Damaskus? Selbst englische Zeitungen verurteilen diese Herausforderung der einheimischen Bevölkerung. Um das Gesicht zu wahren, erklärte Balfour, eher müßten Himmel und Erde vergehen, als daß auch nur ein Wort an seiner „Erklärung“ geändert würde. So durfte ein anderer sprechen; bei Lord Balfour klingt es matt.

Die Sprache an der Universität ist hebräisch. Als Studenten sind Angehörige aller Nationen und Religionen zugelassen. Die Universität soll aber auch, so erklärte Dr. Weizmann, „allen Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Es muß dem jüdischen Handwerker und Landarbeiter möglich sein, Gelegenheit zu finden, in seinen freien Stunden seine Bildung zu erweitern und zu vervollständigen. Die Türen unserer Bibliotheken, Lesesäle und Laboratorien müssen allen offenstehen. Auf diese Weise wird die Universität ihren wohlthuenden Einfluß auf die Gesamtheit des Volkes ausüben.“ Leider waren die Ferien noch nicht beendet, als wir dort waren, sonst hätte ich gar zu gern diese Art einer neuen Universitas einmal im Betrieb gesehen. Folgende Fakultäten und Institute sind bereits eingerichtet: 1. Für Chemie und Mikrobiologie, verbunden mit einer Werkstätte für Feinmechanik. 2. Für hebräische Wissenschaft, Sprache, Geschichte, Archäologie, Philosophie und Recht der Hebräer. 3. Ein Institut für tropische Medizin. Ob wirklich „in dieser Freistadt die heute ruhelos



zwischen Himmel und Erde schwebende jüdische Seele morgen zur Ruhe kommen wird“, wie Weizmann verkündete?

Die nahegelegene prachtvolle Stiftung der deutschen Protestanten konnten wir nur von außen besichtigen. Der englische Oberkommissar des Landes hat darin seine Residenz aufgeschlagen. In letzter Zeit haben sich, wie wir hörten, die Aussichten etwas gebessert, daß die Anstalt den Deutschen zurückgegeben werden soll.

In südlicher Richtung setzten wir unsern Weg über den Höhenrücken des Ölberges fort, der hier bis 818 Meter emporsteigt. Von Jerusalem aus lassen sich an seinem langgestreckten Kamm vier Erhebungen wahrnehmen, deren zweite von Norden her „Biri Galiläi“ genannt wird. Auf der dritten erhebt sich die Himmelfahrtskapelle und eine Anzahl Kirchen und Klöster. Alle überragt der „Ruffenturm“. Der südlichste Gipfel heißt „Berg des Ärgernisses“, weil dort einst Salomon die ärgernisgebenden heidnischen Kulte seiner Nebenfrauen pflegte. Heute erhebt sich daselbst das Kloster der französischen Benediktiner.

Am meisten Beachtung verdient die Stätte der Himmelfahrt Jesu. Vom Abendmahlsssaale her war der Herr mit seinen Jüngern über den Bach Kedron herüber gekommen, wohl auf demselben Wege, den er sechs Wochen früher zum Garten Gethsemane gegangen war. Neben der Todesangstkapelle führt der Weg zur Höhe des Berges hinan. Hier oben gab der scheidende Meister seinen Aposteln als letzten Auftrag den Missionsbefehl: „Geht hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Um dann den Abschied zu erleichtern, fügte er hinzu: „Und siehe, ich bin bei euch immerdar bis an das Ende der Welt“ (Mt. 28, 19—20). „Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gegen Himmel“ (Lk. 24, 51).

Schon die Kaiserin Helena ließ an dieser Stelle einen Rundbau und eine große Kirche errichten. Um die jetzige Himmelfahrtskapelle herum sind noch die Säulenbasen des alten Heiligtums zu sehen. Am Himmelfahrtsfeste halten hier die lateinischen Katholiken vom Vorabend an, die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgen feierlichen Gottesdienst. In der Kapelle wird der berühmte „heilige Stein“ gezeigt, in dem der Erlöser die Abdrücke seiner Füße zurückgelassen haben soll, als er zum Himmel auffuhr. Man sollte dem Gottesohn nicht solche Dinge andichten, die weder seiner erhabenen Person noch dem ernstesten Zwecke seiner Wunder entsprechen. Das Christentum bedarf dieser Spielereien nicht.

Während wir den Stein und die Kapelle betrachteten, lieferte uns der arabische Wächter einen Beweis, daß die Leute nicht aus-



sterben, vor denen schon St. Paulus seinen Schüler Timotheus nachdrücklich warnt: „Sie haben den Sinn für die Wahrheit verloren, so daß sie die Frömmigkeit nur als ein Mittel zum Gelderwerb betrachten“ (1 Tim. 5, 6). Der Mann kam mit einem Bündel Ölweige herein, berührte damit die sogenannten Fußspuren Christi und überreichte jedem von uns mit sehr frommer Gebärde ein Zweiglein zum Andenken an diese Stunde. Als wir uns aber zum Gehen anschickten, verriet er seine wahre Absicht, legte das fromme Mäntelschen ab und forderte unter Hinweis auf das Andenken von jedem ein Backschisch. Als wir ihn abwiesen, wurde er grob, nahm uns den Ölweig wieder ab und lief eine Strecke weit neben unserem Führer her, um wenigstens etwas von diesem herauszupressen.

Ich käme an kein Ende, wollte ich von den vielen Kirchen, Klöstern und Überlieferungen des Ölberges im einzelnen berichten. Neben dem Kloster der Karmeliterinnen erhebt sich die „Vaterunser-Kirche“. Die Evangelisten berichten ja an zwei Stellen, daß Jesus die Jünger gelehrt habe, das Vaterunser zu beten; einmal war es am See Genesareth; als zweite Stelle bezeichnet die Überlieferung den Ölberg. Auf den Wänden des Kreuzganges dieser Kirche liest man das Gebet des Herrn in 35 Sprachen.

Eine Grotte in der Nähe wird als der Ort angegeben, wo Jesus öfter sich mit seinen Aposteln aufhielt. Die Grundmauern einer alten Basilika sowie Reste eines Mosaikfußbodens sind dort freigelegt worden. Etwas westlich davon am Bergeshang hat wohl der Herr gegessen, als er die Rede vom Untergang Jerusalems und vom Weltende hielt. Zwei Tage vorher hatte ihn hier das Volk umjubelt und ihm als dem Messiaskönig gehuldigt. Er aber stand da, sah auf den gerade gegenüberliegenden Prachtbau des Tempels und auf die herrliche Stadt und weinte über Jerusalems Verblendung. Heute noch ist es ein grandioses Bild, das da sich dem Auge bietet, das aber auch die schreckliche Erfüllung jener prophetischen Worte Jesu mit Händen greifen läßt.

Wie ein Gruß aus jenen Tagen war es, als am Eingang zur Vaterunser-Kirche ein taubstummer Knabe sich uns anschloß und um Almosen bat. Wir waren nun auf dem Weg des Triumphzuges Jesu am Palmsonntag. Einer *via triumphalis* gleicht er allerdings heute wenig. Er ist vielmehr so holprig und steinig, daß einige Kollegen entsezt aus dem Wagen sprangen, als die Pferde etwas schnell den steilen Abhang hinunter auf Bethphage zueilten. Ich mußte an das Wort Jesu denken, das er auf dem steinigen Wege zu den eifersüchtigen Pharisäern sprach: „Wenn diese da schweigen, werden die Steine reden.“

Bethphage ist der kleine Ort, in den Jesus die beiden Jünger schickte, um das Eselsfüllen mit der Eselin zu holen. An mehr als einem Beispiel hatten wir gelernt, wie gut es war, daß die Eselin neben dem Füllen herlief, weil noch niemand darauf gegessen hatte. In der



neuen Kirche der Franziskaner besichtigten wir den Hauptzeugen der Überlieferung, daß hier auch zu Jesu Zeiten Bethphage oder „Feigenhausen“ gelegen habe. Es ist ein in der Erde gefundener Steinblock, dessen Bildwerke für die Tradition sprechen. Die Söhne des hl. Franz hatten ihre besten Kutten und Gürtel angelegt, nicht unfertwegen, sondern weil es der Vorabend des Franziskustages war. Ihre schönen weißen Bärte wallten malerisch über das braune Mönchskleid.

Ein Schluck kühlen Wassers aus der tiefen Zisterne, mit etwas Klosterwein vermischt, erfrischte unsere Kräfte, und nun ging es zwischen alten und neuen Mauern weiter den Ostabhang des Berges hinab auf *Bethanien* zu. Der „Weg“ war selbst für orientalische Wagen nicht mehr fahrbar. Wir freuten uns, auf den Pfaden des Meisters wandern zu dürfen, die er so oft gegangen war, wenn er sich in das gastfreundliche Heim seiner bethanischen Freunde zurückzog, um ein wenig Ruhe zu finden. Auf diesem Wege muß auch Martha Jesus entgegengeeilt sein, als er endlich kam, nachdem Lazarus schon vier Tage im Grabe lag. In der Ferne leuchten die Berge des Ostjordanlandes auf, wohin die Boten dem Heiland die Nachricht von der Krankheit seines Freundes brachten. Die trostvollen Worte des Evangeliums beim „Requiem“, wie sie uns Johannes im 11. Kapitel überliefert, sind damals hier zwischen Jesus und Martha gewechselt worden. Dann kam auch die stille Maria und wiederholte den Ausdruck ihres Schmerzes mit den gleichen Worten wie ihre Schwester.

Den Herrn aber ergriff die Trauer der beiden so sehr, daß auch er weinte und die Umstehenden sagten: „Seht, wie lieb er ihn gehabt hat.“ Wir folgten dem Pfade, den damals der Trauerzug ging, um zum *Grabe des Lazarus* zu gelangen. Ein kleiner Fellachenjunge, ein Prachtkerlchen mit seinem braunen Gesicht, den schwarzen Haaren und blendendweißen Zähnen, lief neben mir her. Flink wie eine Katze, sprang er barfüßig über die Steinblöcke und bot mir einige Ringe zum Kauf an. Ein Blick genügte, um festzustellen, daß die „Steine“ darin nur Glasstücke waren; aber der kleine Schlingel beteuerte immer wieder, sie seien „very good, very good“. Er hätte gern herausgebracht, was ich für ein Landsmann sei, und konnte nicht begreifen, daß ich selbst keinen Ring brauchte und auch keine Frau hätte, die ein Andenken an el-Azarije (Bethanien) haben wollte. Wie eine Kopie dieses Fellachensbuben ist das, was in Webers Dreizehnlinden steht von dem

„Braunen Bursch mit nackten Füßen,  
Eggi, den die Lasterzungen  
Nur die wilde Katze hießen.  
Grau, zerseht und schief gebunden  
War das Wams des losen Rangen;  
Um den Nacken, um die Schläfe  
Kroch sein Haar wie schwarze Schlangen,



Biegsam wie die Haselgerte  
 Und ein Kletterer sondergleichen,  
 Trug er wenig Lust zum Schaffen,  
 Desto mehr zu kecken Streichen."

Eggis Doppelgänger in Bethanien war aber auch ein gefälliger Bursche. Am Eingang zum Lazarusgrab wurden wir mit Kerzen ausgerüstet und stiegen dann in das Grab hinab. Der heutige Zustand ist sehr verwahrlost und der Zugang fast halsbrecherisch. Die Stätte eines der größten Wunder Jesu möchte man anders finden. Früher stand eine Kirche über dem Grabe. Das Grab ist in den Kalkfelsen gehauen, ebenso die Vorkammer. Die Anlage gleicht nicht dem Grabe Jesu, sondern der Zugang war ursprünglich durch eine wagerecht liegende Steinplatte verschlossen, die aufgehoben werden konnte, während der Verschlussstein am Grabe Jesu senkrecht vor der Öffnung stand und weggerollt wurde. Das entspricht den Angaben des Johannesevangeliums. Der Junge hatte gemerkt, daß unser Führer französisch sprach, und nun kommandierte er fortwährend, als wir hintereinander hinunterkrochen: „Attention à la tête, Achtgeben auf den Kopf!“ Mehrere recht unsanfte Stöße der Tropenhelme wider die Decke bewiesen, wie gut es der Kleine mit unseren Köpfen meinte. Es war aber auch etwas Berechnung dabei. Als wir nämlich wieder herauskamen, standen sein Vater und seine Mutter vor dem Eingang, und alle drei hielten die Hände hin: „Bachschisch, Bachschisch!“ Bald war die gesamte Dorfjugend um uns herum und wiederholte in endlosem Echo: „Bachschisch, Bachschisch!“

Über dem Orte ragt die Ruine eines mittelalterlichen Kastells empor. Zur Zeit Jesu lag Bethanien weiter oben am Berge. Das Lazarusgrab zog den Ort tiefer hinab an die Straße nach Jericho, weil die Pilger das Grab sehen und die Eingeborenen etwas an den Pilgern verdienen wollten. Im Mittelalter stand in Bethanien eine Abtei. Wo das Haus der drei Geschwister stand, ist nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Sonst wäre diese Stätte gewiß ein noch mehr besuchter Wallfahrtsort wegen der trauten Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Die allzu geschäftige Martha, die im Hause umherrennt und sich nichts genug sein läßt, um den lieben Gast zu bewirten; die beschauliche Maria, zu Füßen des Meisters sitzend oder sein Haupt mit kostbarer Narde salbend; der wiedererweckte Lazarus, aber auch der über Verschwendung nörgelnde Judas, sie alle hätten in diesem Heiligtum zu Bethanien dem Pilger etwas zu sagen.

Unbekannte Jesusworte klangen wie weicher Glockenton um uns, während wir auf der Jerichostraße bei sinkendem Tag nach Jerusalem zurückkehrten. Wie ein unerschöpfliches Motiv der Freundschaft des Gottesohnes mit drei glücklichen Menschenkindern klang das Wort des vierten Evangelisten hindurch: „Jesus aber hatte die Martha und ihre Schwester und den Lazarus lieb“ (Joh. 11, 5).



### Unter deutschen Landsleuten in Palästina.

Jeder, der längere Zeit im Ausland weilte, kennt die Freude eines Zusammentreffens mit Landsleuten mitten unter anders denkenden und anders sprechenden Menschen. Wer ein Haus, eine Anstalt, eine Kolonie besucht, wo ihm der vertraute Laut der Muttersprache ans Ohr klingt, oder wer auch nur auf der Straße einem Landsmann begegnet, der hat wohl das Empfinden, als habe er im weiten Meer der Fremde eine Insel der Heimat entdeckt, zu der er sich immer wieder gern zurückzieht, damit es ihm nicht unter den fremden Menschen zumute wird, wie dem „Zigeunerknaben im Norden“, den das Heimweh packt. Der deutsche Pilger findet im hl. Land an mehreren Orten Niederlassungen seiner Landsleute. Davon möchte ich hier einiges berichten und beschränke mich auf die Anstalten der deutschen Katholiken.

#### 1. An der Stätte des ersten Pfingstfestes.

Das Wunder des ersten christlichen Pfingstfestes hat sich im Abendmahlsaal ereignet. Leider ist diese ehrwürdige Stätte immer noch in den Händen der Mohammedaner, seitdem die Hüter des Heiligtums, die Franziskaner, im Jahre 1551 daraus vertrieben worden sind. Unter dem Druck der Verhältnisse war der Sultan im Jahre 1919 bereit, die Legende vom Davidsgrab als unbegründet zu erklären und den Abendmahlsaal an den König von Italien abzutreten. Das Vorhaben kam nicht zur Ausführung, sodaß dem Christentum immer noch die Besitzrechte auf den Ort seiner Wiege vorenthalten bleiben.

Aber nur einige Meter vom Abendmahlsaal entfernt, steht der Prachtbau der Dormition, der herrliche Dom „*Mariä Heimgang*“. Die Mauern der alten Abendmahlsbasilika ragen teilweise in den Bereich der Dormition hinein, sodaß man ohne Übertreibung sagen darf: wir stehen hier an der Stätte des ersten Pfingstfestes. Auf diesem Platz mag sich die Menschenmenge mit den Vertretern aus aller Welt versammelt haben, als der hl. Petrus seine mutige Pfingstpredigt hielt. Dort klingen nun deutsche Laute an unser Ohr.

Im Jahre 1898 hat Kaiser Wilhelm II. den Platz erworben und ihn den deutschen Katholiken zum Geschenk gemacht. Der Deutsche Verein vom hl. Lande ließ darauf durch den Kölner Dombaumeister Renard jenen Bau errichten, der heute ein Wahrzeichen Jerusalems und eines der schönsten Denkmäler deutscher Kunst und Frömmigkeit im Orient darstellt. In der Krypta des an das Aachener Münster erinnernden Gotteshauses bezeichnet ein Altar den Ort, wo die Gottesmutter im Hause des Apostels Johannes gestorben ist. Daher der Name Dormitio Sanctae Mariae, Mariä Heimgang. Das Altarbild aus der Beuroner Kunstschule stellt die Szene des Hinscheidens Mariä im Kreise der Apostel dar.



Seit zwanzig Jahren feiern deutsche Benediktiner aus der Beuroner Kongregation auf der Dormition die hl. Geheimnisse. Nach dem Weltkriege war das Heiligtum vorübergehend in andere Hände gekommen. Weil sich der König von Italien als Nachfolger des Königs von Neapel auch als rechtmäßigen Erben des Abendmahlsaaes betrachtete, hofften die italienischen Franziskaner wieder im Zönakulum einzuziehen zu können, während belgische Benediktiner die Dormition übernommen hatten. Aber die Verhandlungen zwischen England, Italien und der Türkei über den Abendmahlsaal sind ergebnislos geblieben. In die Dormitionskirche aber hat der ausdrückliche Wille des hl. Vaters die deutschen Söhne des hl. Benediktus zurückgerufen. Die Erhebung des Klosters zur Abtei ist inzwischen erfolgt. Wie sehr das Wirken der Patres geschätzt wird, beweist die Tatsache, daß ihnen der lateinische Patriarch von Jerusalem die Leitung seines Priesterseminars in Bet Dschala bei Bethlehem übertragen hat.

Als wir an einem Sonntag nachmittag zum erstenmal das Kloster besuchten, kamen wir vom armenischen Hause St. Jakob und vom Hause des Raiphas her, wo wir wenig von christlicher Bruderliebe verspürt hatten. Vor der Pforte der deutschen Benediktiner aber sagte uns unser französischer Führer: „Hier finden wir freundliche Gesichter, hier sind wir wie zu Hause.“ Die Aufnahme unserer neunköpfigen Gesellschaft aus sieben Nationen hätte wirklich nicht herzlicher sein können. Dabei hatte alles etwas Ungesuchtes, Natürliches an sich, und dieser Eindruck verstärkte sich bei den späteren Besuchen. Etwas von der echt katholischen Atmosphäre der „Pax Christi in regno Christi“ umweht den Besucher.

Um die weite Aussicht bei guter Beleuchtung genießen zu können, bestiegen wir zuerst die Kuppel der Kirche. Von ihrer Höhe herab läßt sich am leichtesten eine Übersicht über die heilige Stadt und ihre Umgebung gewinnen. Neben dem Kloster ragt der charakteristische Glockenturm empor. In seinen gefälligen Formen hat sich in harmonischer Weise die abendländische und morgenländische Baukunst vereinigt. Das Werk, das hier der Deutsche Verein vom hl. Lande geschaffen hat, verdiente es, daß bei der feierlichen Einweihung am 10. April 1910 Prinz Eitel von Preußen und zwei bayerische Prinzen sowie ein großer Pilgerzug aus allen Teilen der deutschen Lande zugegen waren.

In der Kirche sah ich zum erstenmal im Orient die Altäre mit lebenden Blumen und Zierpflanzen geschmückt. An die sogenannten Blumen aus Metall, Wachs, Papier oder Porzellan, wie man sie fast überall findet, mag sich unser Auge nicht recht gewöhnen. Zwei Kapellen im Innern des Gotteshauses sind bereits prachtvoll mit Mosaikmalerei geschmückt und mit gediegenen Kunstwerken der Plastik und Metallkunst ausgestattet. Der erste deutsche Pilgerzug nach dem Kriege brachte großmütige Opfer, um das Werk der weitem Ausschmückung dieses Ehrendenkmals der deutschen Katholiken wieder aufnehmen zu können.



Wenn dann an dieser heiligen Stätte fromme Mönche das Lob Gottes singen und der Himmelkönigin huldigen, deren Leben hier zu Ende ging, dann wird das nicht weniger zur Ehre der Heimat beitragen als manches andere, wovon man mehr spricht. Besonders in den Pfingsttagen wird die Kirche Mariä Heimgang der Schauplatz erhebender Feierlichkeiten. Die Katholiken aller Länder versammeln sich daselbst, um in den verschiedensten Sprachen und Riten das Geburtsfest der Kirche dort zu begehen, wo einst das Wort der Apostel von allen Nationen wie die eigene Muttersprache verstanden wurde. Wenn leider das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Christen gerade in Jerusalem wenig zur Geltung kommt und sich gewöhnlich ein trauriges Bild der Zerrissenheit zeigt, so wird doch die Feier der Pfingstoktav in der Dormition zu einer Rundgebung der einen katholischen Weltkirche. Wie wertvoll das gerade jetzt ist, da dem Christentum in seiner Heimat neue Schwierigkeiten erwachsen, braucht nicht gesagt zu werden. Als bei dem Pontifikalamt am Pfingstfest 1925 der englische Weihbischof Keane umgeben war von italienischen, französischen, österreichischen und spanischen Priestern, während die deutschen Benediktiner den Choral sangen, und als sich alle vor der hl. Kommunion den Friedenskuß gaben, da war das ein echt katholisches Fest der Völkerversöhnung im deutschen Mariendom zu Jerusalem.

## 2. Caritasübung der deutschen Borromäerinnen in Palästina.

Am Wege nach Bethlehem liegt in der Templerkolonie das neue Mutterhaus der Borromäerinnen von Trebnitz, „Regina Angelorum“ oder auch „St. Karl“ genannt. Die Schwestern wirken schon seit 42 Jahren im Orient. Bis zum Kriege hatten sie ihr Mutterhaus in Alexandrien, verlegten es aber unter dem Einfluß der Nachkriegsverhältnisse nach Jerusalem. Die christliche Liebestätigkeit hat den Schwestern die Achtung aller gewonnen, sodaß ihnen, entgegen den sonstigen Gewohnheiten, das zur Erweiterung des Hauses nötige Baugelände überlassen wurde. Zur Anlage eines schattigen Parkes lieferte die Regierung 2000 Bäumchen. Im Jahre 1923 konnten die ersten 17 Schwestern in Jerusalem die feierlichen Gelübde ablegen. Mit dem Hause ist ein Altersheim, eine Schule und eine Armenapotheke verbunden. Alleinstehende Leute, die einen stillen Lebensabend in der heiligen Stadt genießen möchten, finden in „Regina Coelorum“ ein schönes Heim.

Die Schwestern begingen gerade das Silberjubiläum zweier Mitschwestern, als wir hinkamen, sodaß wir alle in Feststimmung fanden. Die Provinzialoberin und ihre Assistentin zeigten uns die ganze Anstalt, den gutgepflegten Obst- und Gemüsegarten, den stillen kleinen Friedhof und den hoffnungsvoll grünenden jungen Park mit den verschiedensten Baumarten. Dabei wußten sie in der anregendsten Weise



manche lehrreiche Einzelheit aus ihrer langjährigen Erfahrung im Orient zu erzählen, besonders aus den leidvollen Kriegsjahren. Eine Zeitlang schien es, als seien mehrere Niederlassungen dem Untergang geweiht, aber seitdem die Frist zur Veräußerung deutschen Vermögens am 5. August 1925 abgelaufen ist, dürfen unsere Landsleute in Palästina wieder aufatmen.

Eine staatlich geprüfte Krankenschwester war gerade in der Armen-apothekē tätig. Täglich nehmen etwa 80 Personen aller Konfessionen und Religionen die Hilfe der Schwestern in Anspruch. Ungefähr 20 Frauen warteten mit ihren kleinen und großen Kindern, bis sie an die Reihe kamen. Die Apotheke dient zugleich als Behandlungszimmer für leichtere Fälle. Als ich eintrat, war die Schwester daran, einem Araberkind die kranken Augen zu behandeln. Der Kleine schrie fürchterlich und verriet, daß seine Lungen und Stimmorgane recht kräftig waren. Die Augenleiden sind im Orient wohl die am meisten verbreitete Krankheit bei Kindern und Erwachsenen. Überall begegnet man Blinden, und es kam mir nicht mehr auffallend vor, daß in den Evangelien so oft von Blindenheilungen die Rede ist. Unsauberkeit wegen des Wassermangels, die vielen Insekten, mangelnder Schutz der Augen des neugeborenen Kindes, das scharfe Sonnenlicht und andere Ursachen wirken bei der Verbreitung des Übels mit. Umso segensreicher ist das Wirken der Barmherzigen Schwestern, vor allem unter der armen Bevölkerung.

Eine zweite mohammedanische Frau, die im Zimmer wartete, zog sofort den Schleier vors Gesicht, als ich den Raum betrat. So fordert es die Landessitte. Nachdem die Schwester mit dem kleinen Araber fertig war, kam ich selbst an die Reihe; denn die Moskitos hatten mich so zugerichtet, daß die Schwester ein ganz bedenkliches Gesicht machte. Ihre Salbe hat jedoch das Übel rasch beseitigt.

Auch ein Maschinenhaus haben sich die Borromäerinnen eingerichtet und versorgen so ihre Anstalt mit elektrischem Licht. Die Frage der Beleuchtung ist in Jerusalem noch ebenso unvollkommen gelöst wie die Wasserversorgung. Lampe und Kerze sind noch in ihren alten Rechten, müssen aber nach und nach der elektrischen Birne weichen.

Seit sieben Jahren liegt der Haushalt des Österreichischen Hospizes wieder in den Händen der Borromäerinnen. Leiter des Hauses ist Prälat Fellingner, der Generalvikar von Jerusalem, manchem PalästinaPilger als sachkundiger und liebenswürdiger Führer bekannt. Auch den Haushalt des lateinischen Patriarchen Barlassina und des Priesterseminars zu Bet Dschala führen unsere Schwestern. Das sind ehrenvolle Beweise des Vertrauens, das man dem Ordnungssinn und Fleiß deutscher Ordensfrauen entgegenbringt.

In der westlichen Vorstadt haben die Borromäerinnen wieder ihre höhere Mädchenschule eröffnet. Sie steht in allen Kreisen der



Bevölkerung in hohem Ansehen. Lange Jahre hat der bekannte Lazaristenpater Schmidt an der Schule gewirkt, sodaß sie heute noch allgemein die „Schmidt-Schule“ genannt wird. Sie ist Eigentum des Deutschen Vereins vom Hl. Lande. Es wäre ein Segen für die katholische Mission Palästinas, wenn es gelänge, die Schule zum Lyzeum auszubauen und ihr ein Lehrerinnenseminar anzugliedern. Die Katholiken Palästinas besitzen nämlich noch keines. Die Andersgläubigen haben eher die Bedeutung ähnlicher Anstalten erkannt. Es ist zu hoffen, daß in absehbarer Zeit das deutsche Paulushospiz vor dem Damaskustore freigegeben wird und seine stolze Pforte den Pilgern aus der Heimat wieder öffnen kann. Wenn dann die deutsche Flagge von neuem über den wuchtigen Mauern dieses Hauses weht, wird es allen ein Zeichen sein, daß wir dem Frieden näher gekommen sind.

Von großer Bedeutung für die Palästinapilger und ein Segen für die einheimische Bevölkerung sind die Anstalten der Borromäerinnen in der aufblühenden Hafenstadt Haifa. Dort landen ja jetzt die meisten Schiffe, nicht mehr in Jafa mit seinen gefährvollen Klippen. Rechnen wir noch das Krankenhaus in Beirut und die beiden kleinen Niederlassungen in Emmaus hinzu, so wirken zur Zeit deutsche Ordensschwestern in 11 Anstalten Syriens und Palästinas. Sehr hoffnungsvoll gestaltet sich nach Überwindung der großen, durch den Weltkrieg geschaffenen Schwierigkeiten das Wirken der Borromäerinnen in Ägypten. In Kairo und Alexandrien haben sie wieder ihre Mädchenschulen eröffnet. Seitdem sie im November 1925 auch die Pflege im Krankenhaus des angesehenen Prof. Dr. Papajoannou zu Gise, im Schatten der Pyramiden, übernommen haben, sind den Schwestern bereits vier weitere Krankenhäuser und Kliniken angetragen worden. Aber die Zahl von 139 Schwestern in 16 Anstalten ist viel zu gering, als daß sie den vielen Anforderungen entsprechen könnten, die an sie gestellt werden. Wenn aber etwas imstande ist, auch dem Islam Hochachtung vor der Religion Jesu abzugewinnen und die alten Vorurteile der nichtkatholischen Christen im Orient gegenüber den Katholiken zu beseitigen, so ist es in erster Linie die stille Caritasübung Barmherziger Schwestern. Hat doch schon der erfolgreichste Missionar der Urkirche, der Apostel Paulus, der Liebe den Vorrang vor dem Glauben und der Hoffnung zuerkannt. Es wäre darum recht zu begrüßen, wenn das Probationshaus, das die Borromäerinnen von Jerusalem seit 1923 zu Altstädten (Algäu) besitzen, ihnen opferbereite deutsche Mädchen für die Orientmission in ausreichender Zahl als Schwestern zuführen könnte.

### 3. Im deutschen Heim zu Emmaus.

Von dem deutschen Hospiz zu Tabgha am See Genesareth habe ich früher schon berichtet. Sogar der englische Minister Balfour mußte bei seinem Besuche gestehen, Tabgha sei das lieblichste Plätzchen,



das er in Palästina gesehen habe. Und Diplomaten pflegen sich vorsichtig auszudrücken, wenn sie fremde Leistungen loben. Hätte Balfour auch das deutsche Hospiz in den Bergen Judäas, in Emmaus-Rubee, besucht, er hätte gewiß auch dort sich auf deutschem Boden wohlgefühlt. Am 17. Oktober machten wir einen lustigen Ritt von Jerusalem her nach Emmaus. Am Morgen wählten wir den „Jüngerweg“, d. h. den Pfad, den am Osternachmittag der auferstandene Erlöser mit den beiden Jüngern gewandert ist. Das war für uns ein seliges Erlebnis, den Spuren zu folgen, auf denen der Gottessohn damals den zwei Männern „erklärte, was in allen Schriften von ihm geschrieben steht“.

Bei Nebi Samwil bogen wir etwas vom Wege ab, um diesen höchsten Punkt der Gegend mit seiner weithin sichtbaren Moschee zu besuchen. Von hier aus erblickten die Kreuzritter zum erstenmal Jerusalem, wenn sie auf der alten Römerstraße über Anwas vom Meere herüberkamen. Montjoie, Mons Gaudii, Berg der Freude, nannten die frommen Ritter darum den Berg. Im Weltkrieg bildete die Moschee einen wichtigen Beobachtungsposten und wurde deshalb stark beschossen. An allen Häusern und Mauern sah man noch die Spuren. Zwischen den Steinen lagen Sprengstücke der Granaten. Das Minarett ist erneuert, die Moschee noch nicht. Trotzdem forderte der Wächter 45 Piafter, etwa 10 Mark, für die Erlaubnis zum Eintreten. Er ist zugleich Lehrer an der dortigen Schule und ließ seine Schüler „sich beschäftigen“, während wir da waren. Aus dem Schulraum zu ebener Erde klang ein ohrenbetäubendes Schreien heraus, sodaß es mich reizte, mir diesen Schulbetrieb einmal näher anzusehen, während die andern mit dem Lehrer vor der Moschee verhandelten.

Nur Knaben waren in der Schule. Sie saßen in zwei Gruppen am Boden auf Matten. Links in der Ecke lag eine Stufe höher die Matte des Lehrers. An der Wand hing ein schwarzes Brett als Schultafel mit einigen arabischen Zeichen.

Nur hochend ließ sich darauf schreiben. Aber die Tafel schien wenig gebraucht zu werden; denn des Lehrers Sonnenschirm hing darüber. Jede der beiden Schülergruppen war mit Lesen und Auswendiglernen beschäftigt, und zwar jede mit etwas anderm. Dabei bemühten sie sich, ihren Fleiß durch gegenseitiges Überbieten im Schreien der Sätze zu beweisen. Der Lehrer konnte also in weiter Ferne feststellen, daß seine Schüler fleißig lernten. Als ich in die Tür trat, bemerkten sie mich in ihrem Eifer zunächst nicht. Aber sobald sie meiner ansichtig wurden und mich als Hadschi erkannten, verstummte der Lärm, sie hielten mir die Hand hin und bettelten um Backschisch; Hadschi und Backschisch gehören nun einmal zusammen.

Gegenüber Nebi Samwil liegt auf schöngeformter Bergkuppe das alte Gibeon, wo Josue sich von den schlauen Bewohnern überlistete



ließ und dann jenen berühmten Sieg errang, bei dem „stille stand der Lauf des Mondes und der Sonne, bis das Volk über seine Feinde gesiegt hatte“. Westwärts grüßte uns das Ziel des Tages, und nach etwa einer Stunde konnten wir vom Rücken unserer Langohre heruntersteigen vor der Kirche von Emmaus. Gleich beim Eingang in das armselige Bergdorf waren wir an einem großen saubern Hause mit schönem Blumengarten vorbeigekommen. Die edle Baronin Frentag wollte darin ein Heim für Aussätzige einrichten. Ihr Plan scheiterte aber am Widerstand der Bevölkerung. Nach dem Verlust ihres Vermögens war die Stifterin froh, als vor kurzem die deutschen Bormäerinnen das Anwesen erwarben. Vorher schon hatten sich die Schwestern des gegenüberliegenden deutschen Hospizes liebevoll der Armen und Kranken angenommen. Nun haben sie ein eigenes Heim für ihren Samariterdienst.

In der Gegend weit und breit berühmt ist die Schwester Benedikta, „die Frau von Kubebe“ bei den Arabern genannt. Sie ist unermüdlich in ihrer Sorge um die Kranken. Wer gehen kann, kommt zur Frau von Kubebe, holt sich Arznei, läßt sich verbinden. Wer nicht mehr gehen kann, zu dem eilt die Schwester über Berg und Tal. Einmal sollte sie zu einem Kranken reiten, steigt aufs Pferd, fällt herunter, bricht sich eine Rippe, steigt sofort wieder auf, reitet eine Stunde weit, versorgt den Kranken, reitet wieder heim und denkt nun auch an ihre zerbrochene Rippe, da der Schmerz nicht mehr zu ertragen ist. Da wundert es einen nicht, daß die dortigen Araber für die Alemanni, die Deutschen, begeistert sind.

In der schönen Kirche des Franziskanerhospizes besuchten wir zuerst den Herrn im Sakrament, der sich hier beim Brotbrechen den Jüngern zu erkennen gab. Reste eines alten Hauses in den Fundamenten der Kirche sind eine starke Stütze der Überlieferung. Dann eilten wir den Hügel hinan zum deutschen Heim in Emmaus. Pater Müller hat da aus der Steinwüste ein Idyll hervorgezaubert, so reizend, daß man aus dem Staunen nicht herauskommt. Das gemütlich und gediegen eingerichtete Haus ist in einem Wald versteckt, Obstbäume auf der einen, ein Wald von Nadelholz auf der anderen Seite. Zum Studieren ist das Heim ebenso geeignet wie zur Erholung in frischer Bergluft. Der Gründer des Hauses hat Schweres gelitten während des Krieges, besonders in der Gefangenschaft. In Vertrich hat er sich solange erholt, bis er es nicht mehr aushielt ohne sein Emmaus-Kubebe, wo er jeden Baum und Strauch liebt wie seine Kinder. Jetzt sitzt ihm wieder der Schalk im Nacken wie früher. Überall in Haus und Garten begegnet man den Zeugen seines köstlichen rheinischen Humors, ob es nun die komischen Steinfiguren an den Wegen oder die „Tante aus München“ als Kaffeewärmer im Speisesaal, oder „Fritz und Luise“ im Wäldchen sind. So heißt nämlich ein allerliebstes Gazellenpaar in einem Gehege.



Über der Schutzhütte liest man den Vers: „Raum ist in der kleinsten Hütte — Für ein glücklich liebend Paar.“ Ein schöner Trost für Wohnungssuchende! P. Müller tat es sehr leid, daß er in der Eile vergessen hatte, etwas für seine zwei Lieblinge in die Tasche zu stecken. Sie schauten darum auch ganz erstaunt darein, warum sie dieses Mal denn nichts bekämen? Ein Stückchen Zucker, das ich für mein Langohr bei mir hatte, verschmähten sie. Fritz hat am liebsten Zigaretten. Und als ihm jemand eine Zigarre hinhielt, um ihn zu necken, war er nicht wenig überrascht, als Fritz sofort zugriff und das teure Kraut verschluckte.

Wir hätten gern länger in diesem gemütlichen Heim zu Emmaus gewohnt. Aber die Zeit drängte zum Ausbruch. Müde vom ungewohnten Ritt über Stock und Stein kamen wir am Abend nach Jerusalem zurück.

### In der Heimat Johannes des Täufers.

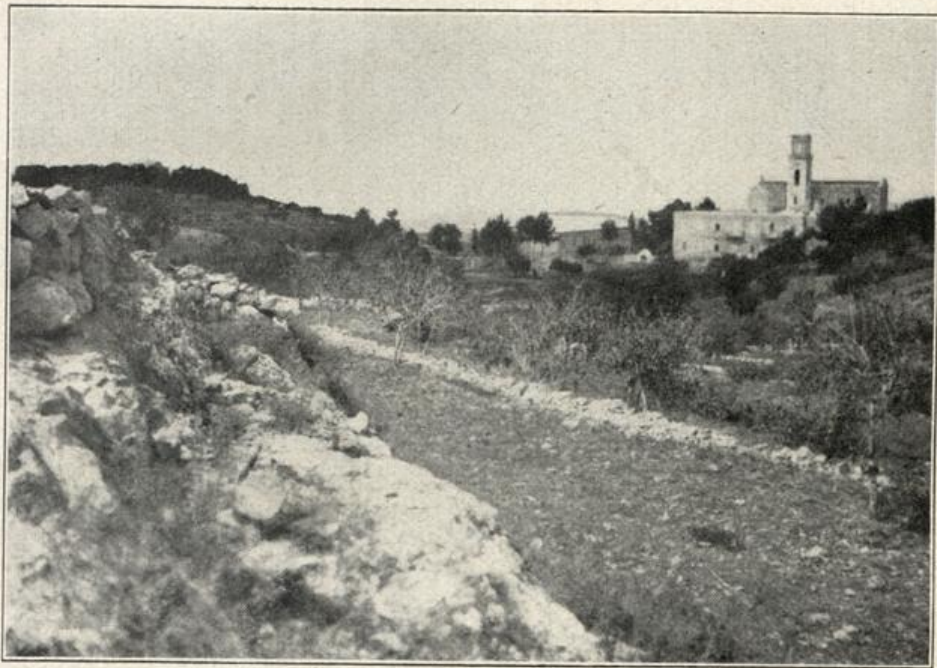
„In jenen Tagen machte sich Maria auf und eilte ins Gebirge, nach einer Stadt in Juda. Und sie betrat des Zacharias Haus und grüßte die Elisabeth.“ Schon bei der Fahrt nach Jafa hatten wir von ferne diese Stadt in Juda mit ihren schlanken Türmen und dunklen Zypressen begrüßt. Am Mittwoch, dem 14. Oktober, sollten wir sie näher kennen lernen. Ain Karim heißt der Ort heute oder auch St. Johann im Gebirge.

Der Weg dorthin ist von Jerusalem her in etwa anderthalb Stunden zu gehen, für Fußgänger sehr staubig, für Wagen sehr holperig. So eintönig die erste Hälfte des Weges durch das Russenviertel und Juden-viertel in der westlichen Vorstadt auch sein mag, ebenso abwechslungsreich ist die zweite Hälfte. In der Mitte ungefähr liegt das neue Zionisten-dorf Bet Hakerem mit seinen freundlichen Häuslein aus Stein. Neben dem Wege her läuft über der Erde das Eisenrohr der Wasserleitung. Das Eingraben wäre in dem harten Felsgestein schwierig und teuer. Jeder mag sich denken, welches Labsal solches Wasser im Sommer ist, wenn es durch die glühend heißen Rohre in die Häuser geleitet wird — falls überhaupt welches darin ist.

Eine prächtige Aussicht entschädigt das Auge auf der Höhe hinter Bet Hakerem. Im Süden lugt ein Stück von Bethlehem und Bet Dschala zwischen Olivenbäumen hervor. Westlich glänzt in der Ferne der Spiegel des Mittelmeeres auf; östlich ragt der Russenturm auf dem Ölberg, daneben der Turm des deutschen Augusta-Viktoria-Stiftes empor und am Ende der Stadtmauer im Süden der feingegliederte Turm der Kirche Mariä Heimgang. Bet Hakerem eignet sich also vorzüglich, um von dort aus durch Flaggenzeichen das Land zu alarmieren bei drohender Gefahr, wie es beim Propheten Jeremias geschieht (6, 1).

Nun fällt der Weg in ein liebliches Tal hinab. Bald liegt die Heimat des Vorläufers Jesu als ein entzückendes Bild vor uns. Born in



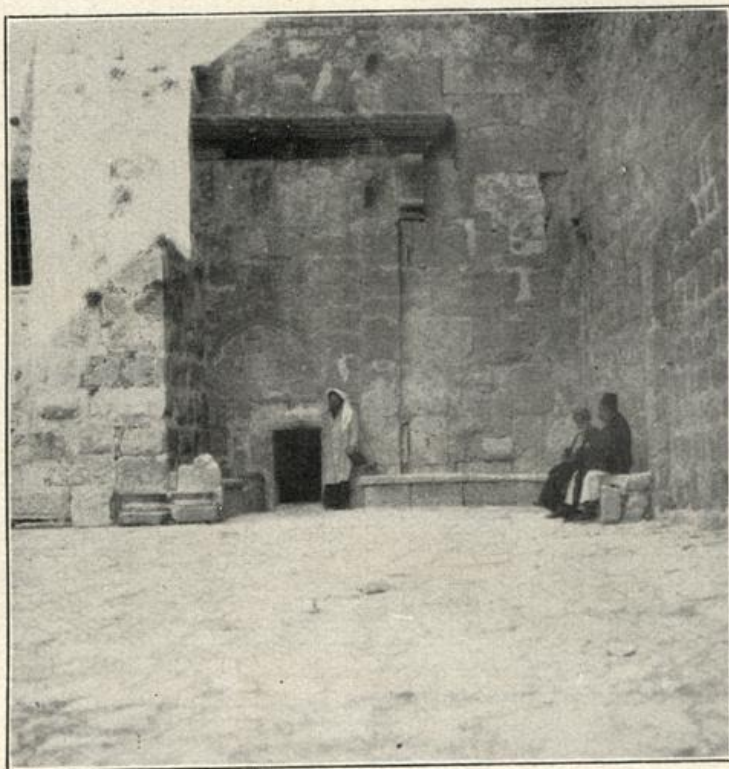


Emmaus-Kubebe (S. 127)



Min Karim — St. Johann im Gebirge (S. 128—132)





Eingang zur Geburtskirche in Bethlehem (S. 133)



Bethlehem von Osten (S. 133)



der Tiefe lehnt sich die Casa Nova an die Johanneskirche an, dahinter das Kloster der Sionschwestern. Links am Berge eine saubere Kolonie russischer Familien, früher reich und angesehen, heute arm geworden als Opfer der Inflation in der Heimat. Das dunkle Grün der ernstesten Zypressen stimmt so gut zu der Lebensnot der Bewohner. Neben der russischen Kirche steht die katholische Kirche Mariä Heimsuchung. Eine spätere Tradition verlegt nämlich den Ort der Heimsuchung nicht in das Haus des Zacharias. Wenn aber der Vater des Täufers nicht zwei Häuser besessen hat, läßt sich diese Überlieferung nicht mit den Angaben des Lukasevangeliums vereinbaren.

Als wir zur Kirche der Heimsuchung hinaufstiegen, kam uns eine Schwester aus dem Kloster der Rosenfranzschwestern mit zwei Waisenkindern entgegen, um uns kleine Andenken anzubieten. Die bekannten Bildchen mit den „Blumen aus Jerusalem“ sind zwar nicht nach jedermanns Geschmack, aber die armen Ordensfrauen und ihre einheimischen Schützlinge suchen sich durch die Herstellung dieser Andenken etwas zum Lebensunterhalt zu verdienen. Wie hier in Ain Karim, so kämpfen auch an anderen Orten des hl. Landes viele Klöster und Anstalten um ihre Existenz. Es ist durchaus begreiflich und zeugt vom frommen Sinn der Mitglieder, wenn viele Ordensgemeinschaften bestrebt sind, an den heiligen Stätten Niederlassungen zu besitzen. Dennoch scheint mancherorts in Palästina darin des Guten zuviel geschehen zu sein, sodaß wertvolle Kräfte brachliegen, die sonstwo reiche Früchte tragen könnten. Wenn in Ain Karim mit seinen 2000 Einwohnern, worunter nur etwa 250 Katholiken sind, allein vier katholische Niederlassungen mit Schulen bestehen, so läßt sich leicht ermessen, daß keine davon recht gedeihen kann. Wer die Verhältnisse in Palästina kennt, wird verstehen, warum die Anstalten der deutschen Katholiken daselbst, besonders diejenigen unserer Borromäerinnen, sich großer Wertschätzung erfreuen. Sie tragen den obwaltenden Bedürfnissen nach Kräften Rechnung und leisten praktische Arbeit.

Obschon der Name Ain Karim auf einen gewissen Wasserreichtum hinweist, besitzt der Ort nur eine einzige Quelle. Die Mohammedaner haben ihr eine religiöse Weihe erteilt, indem sie ein Minarett daneben gebaut haben, ähnlich wie an der Siloaquelle zu Jerusalem. Der Turm paßt sich schön in das Gesamtbild des lieblichen Städtchens ein und stellt eine Verbindung der südlichen mit der nördlichen Häusergruppe her. Aus der Quelle zu trinken, war nicht möglich, so dicht umlagerten und umdrängten sie die Frauen, Mädchen und Kinder des Ortes. Die Kinder lieben die Spielplätze bei den Quellen, weil sie dort „Kuchen backen“ und „spülen“ können; denn das tun sie im Morgenlande ebenso gern wie im Abendland. Zwei kleine Mädchen saßen am Boden und kneteten tapfer „Teig“. Dabei hatten sie sich von oben bis unten gründlich beschmutzt; aber an jedem Arm leuchtete ein vergoldetes Armband,



das die eitlen Evasstöchterchen auch bei dieser Beschäftigung nicht ablegen wollten.

Wie oft mag Elisabeth den Weg zu dieser Quelle gemacht haben! Wie oft hat auch Maria hier Wasser gesucht, als sie drei Monate lang den Haushalt ihrer Base besorgte! Derlei Erinnerungen hingen wir nach, als wir zur Kirche des hl. Johannes pilgerten. Eine Schar kleiner Buben lief uns beständig nach und bettelte um Backschisch. Murillos herrliche Bilder vom Jesusknaben und seinem kleinen Spielkameraden Johannes traten mir vor die Seele, als ich die muntere Gesellschaft beobachtete. Als ich aber einem davon klar machen wollte, der kleine Johannes habe sicher nicht so schmutzige Hände und kein so schlecht gewaschenes Gesicht und nicht so viele Löcher im Röckchen gehabt und habe die Leute nicht so angebettelt, sondern etwas gelernt, da fand ich wenig Verständnis. „Hadschi baba, Backschisch,“ war die einzige Antwort des kleinen Schlingels.

In der Kirche war gerade der Nachmittagsgottesdienst im Gange, als wir eintraten. So blieb uns Zeit, in stiller Betrachtung die heiligen Geheimnisse zu überdenken, die sich da abgespielt haben. Die Kirche steht ja auf uralten Fundamenten, und die Überlieferung, daß Min Karim die „Stadt in Juda“ sei, wo das heilige Ehepaar Zacharias und Elisabeth lebte, geht in die ersten Jahrhunderte zurück. Der Evangelist Lukas, der „Madonnenmaler“, hat uns die verschiedenen Szenen so anschaulich geschildert, daß jedes Kind sie kennt und liebt: die Geschichte vom Priester Zacharias und seinem Weibe Elisabeth, die beide gerecht waren vor Gott und bis in ihr hohes Alter kein Kind hatten; von dem Besuche der demütigen Jungfrau aus Nazareth bei ihrer ältern Verwandten im Gebirge; von ihrer freudigen Begrüßung; von der Geburt des hl. Johannes und den Wundern, die dabei geschahen. Zwischen den Bergen von Min Karim erklang der erste Gruß aus Menschenmund an die Gebenedeite unter den Weibern. Hier hat der Erlöser seine ersten Gnaden gespendet durch die Heiligung des Vorläufers am Herzen der von Gott gesegneten Mutter. Hier sang Maria aus übervoller Seele den schönsten Hymnus, das Magnifikat. Hier stimmte Zacharias das Benediktus an. In Min Karim sind also die beiden Lieder entstanden, die jetzt noch Tag für Tag in den Laudes und der Vesper erklingen.

Was aber dem Ort eine besondere Weihe gibt, ist die Tatsache, daß hier Maria ein Vierteljahr hindurch wie ein schlichtes Dienstmädchen im Hause der Freundin gearbeitet hat, um ihr alle Last abzunehmen. Und doch war Maria schon von Gott begnadet und erhöht, wie nie eine Tochter der Erde. Gerade dieses gänzliche Sichselbstvergessen Marias kann vielen ein Vorbild und eine Mahnung sein in



einer Zeit, der das Dienen so schwer fällt, daß sie fast nicht mehr von Dienstmädchen, sondern lieber von „Hausangestellten“ spricht.

In seinem Mystrium Metanoie hat Reinhard Johannes Sorge mit seltener Tiefe das Geheimnis im Leben dieser beiden heiligen Frauen Maria und Elisabeth dargestellt. Unter dem Sternenhimmel Judäas leuchtet es beiden in nächtlichem Zwiegespräch beglückend auf: „Das Geheimnis des Magdtums.“ Beide erkennen als Sinn ihres Lebens:

„Gänzlich Magd sein,  
Nicht fragen, nicht das Haupt umwenden, niemals  
Hinzaudern auf geheißnem Weg, sich bücken,  
Wo Er nur will, sich seitlich oder geradwärts  
Hinneigen Seinem hohen Wink gemäß.  
Fragt denn die Magd, wozu der Herr befiehlt,  
Sind denn Magdschritte ihr zu eigen? Nein,  
Des Herrn an jedem Ort, auf allen Pfaden.  
Die Magd verherrlicht nur den Herrn als sein  
Gewisses Werkzeug.“

Als dann Maria von Ain Karim schied und durch die Nacht heimwärts schritt, da trug die reine Magd von Nazareth „den Herrn der Sterne durch die Sterne hin“!

Um so wunderbare Begebenheiten am Ort ihres Geschehens nochmals nachempfinden zu können, machte ich zwei Tage später mit einem Kollegen wiederum den Weg nach St. Johann im Gebirge. Diesmal war es in früher Morgenstunde, weil wir an der heiligen Stätte die hl. Messe feiern wollten. Die Straßen Jerusalems waren noch still und menschenleer. Eine unbeschreibliche Weihe lag über den Bergen und Tälern. Je näher wir unserm Ziele kamen, umso zahlreicher begegneten uns die Frauen vom Lande in ihrer sittsamen und schmuken Tracht aus Blauleinen mit Kopfschleier. Das Gesicht war nicht verhüllt. Viele trugen das Haar in langen Zöpfen. Barfuß schritten sie den steilen Berg hinan, auf dem Kopf oder der Schulter schwere Lasten von Früchten und Gemüse. Einige hatten ihre Gartenerzeugnisse in Körbe gepackt und damit einen Esel über und über beladen. Sie zogen zum Markt nach Jerusalem. Die Zahl der Männer, die uns begegneten, war auffallend gering im Vergleich zu derjenigen der Frauen. Das Dienen ist von jeher Frauenlos im Orient gewesen. Aus dem würdevollen Gang dieser Fellachinnen konnte man erkennen, daß sie auf ihre Last fast stolz waren, da sie ja auf den Wegen wanderten, die einst von der Zierde aller Frauen, der Sitti Mirjam, in dienender Liebe geheiligt worden sind.

Die Männer dagegen saßen oder hockten oder standen in Gruppen vor den Haustüren Ain Karims, bliesen in stoischer Ruhe den blauen Rauch durch die brodelnde Wasserpfeife und fühlten sich als Herren des Hauses, während die Frau auf dem Markte zu Jerusalem sehen



mochte, wie sie einige Piaſter für ihren Gebieter und die Kinder verdiente. Andere politisierten und verarbeiteten durch weiſe Männerreden, was einer, des Lesens kundig, aus der Zeitung bekannt gab vom Kampf der Drusen drüben im Hauran gegen die Franzosen oder von Abd el Krim im fernen Marokko oder vom Wachsen der Zionisten im eigenen Lande. Käme heute Min Karims größter Sohn, der Vorläufer des Messias und der Herold einer neuen Zeit, wieder in seine Heimat, er müßte seine Predigt an diese Landsleute im Schatten der engen Gassen des Städtchens gerade so beginnen wie damals am Jordan: „Metanoeite, gebt euren Gedanken eine andere Richtung!“ — „Bringet Früchte, der Belehrung würdig!“ — „Schon ist die Art den Bäumen an der Wurzel. Und jeder Baum, der keine Edel Früchte bringt, wird umgehauen und als Brennholz weggeworfen!“

### In Bethlehem, der Stadt der ersten Weihnacht.

Eine Woche weilten wir bereits in Jerusalem und hatten uns in seinen Mauern schon tüchtig umgesehen. Endlich kam der 7. Oktober, der in unserm Reisekalender den Vermerk trug: „Fahrt nach Bethlehem“. Ein schönes Ziel am Rosenkranzſte! Es war, als hörten wir die frommen Hirten die Einladung an uns richten: „Kommt, laßt uns nach Bethlehem hinübergehen und schauen, was sich daselbst ereignet hat, wie Gott es uns verkünden ließ.“

Rasch waren wir am Saffator zu Jerusalem, unter den Mauern der Herodesburg, mit zwei Wagenführern einig über die kurze Strecke von acht Kilometern. Lieber hätten wir ja den Weg zu Fuß gemacht oder auf einer Eselin, wie einst Maria und Joseph, als sie von Norden kommend, an Jerusalem vorbei nach Bethlechem reisten zur Eintragung in die neuen Steuerlisten. Aber der Weg ist handhoch mit gelbweißem Kreidestaub bedeckt, und zahlreiche Autos, Kamelkarawanen und barfüßige Araber sorgen dafür, daß der Staub in Bewegung bleibt. Da ist der ratternde Kraftwagen immer noch das geringere Übel, wenigstens für jeden, der darin sitzt.

Nahe beim Bahnhof lugt zwischen Bäumen die deutsche Tempelkolonie hervor. Ein Begebau zwingt uns, eine Strecke über die Felder zu fahren, die öde und sonnenverbrannt auf den Frühregen warten. Dort, wo der Weg rechts nach Hebron abzweigt, grüßt von weitem schon ein kleiner Kuppelbau herüber, das Grab Rachels. Auf dem Wege nach Hebron mußte sie ihr Leben opfern, als sie Benjamin das Leben schenkte. Hier hat sie Jakob begraben, und ihr Grabmal ist seit Jahrtausenden ein Denkmal aller Mütter, die lebenspendend, wie Heldinnen des Mutterberufes sterben. Darum ist auch die Klage der Stamm-mutter doppelt ergreifend beim Kindermord von Bethlechem: „Horch, auf einer Anhöhe vernimmt man ein Klagen und schluchzendes Weinen.“



Rachel beklagt ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie dahin sind."

Wir halten uns am Grabe Rachels nicht auf. Wir sind ja auf dem Wege der Weisen aus dem Morgenlande und suchen die Stätte, wo Israels König geboren ward. An einer Wegekrümmung liegt vor uns Bethlehem, die Stadt der ersten Weihnacht. Da verstand ich die Freude der Magier, als sie den Stern wiedersehen, der ihnen den Weg zum Christkind zeigte. Drüben auf der südlichen Höhe ragt gleich einer Festung die Gebäudemasse empor, in der wie ein kostbarer Edelstein das Heiligtum geborgen liegt. Bald halten unsere Wagen vor der Klosterpforte der Franziskaner. Wir sind fast die einzigen Pilger und freuen uns dessen, denn an solchen Stätten möchte man möglichst allein sein. Nur eine ältere englische Dame fragt ängstlich, ob sie sich uns anschließen dürfe. Sie fürchtet sich allein.

Das Äußere des uns umgebenden Bauwerks sieht wirklich zum Fürchten aus: Hinter uns die Kaserne der Polizeitruppen; davor ein freier Platz, den rechts die dicken Mauern des griechischen und armenischen Klosters, links eine Friedhofsmauer einfassen. Auf dem Platz eine schlecht verdeckte Zisterne. Im Hintergrund eine hohe Mauer, deren Fenster klein und mit Eisenstäben vergittert sind. Ragte nicht ein Kreuz darüber empor, so käme wohl niemand auf den Gedanken, vor einer der schönsten Kirchen Palästinas und einer der ältesten Kirchen der Welt zu stehen. Einst schritt der Pilger durch ein hohes Portal ins Innere. Noch sind die Umrisse in der Mauer zu sehen. Heute aber bildet den Zugang eine Öffnung, die nicht den Namen einer Tür verdient, so eng und niedrig, daß sich ein Kind bücken muß, um hineinzukommen. So mußte dieses Heiligtum vor Überfällen geschützt werden. Noch ist in der Vorhalle zur Linken die Wachtstube der Polizeisoldaten.

Ist man aber in die Basilika eingetreten, so wird Auge und Herz entzückt durch die prachtvolle Raumwirkung des Innern. Zwar sind die Wände kahl; nur an einzelnen Stellen haben sich Reste der kostbaren Mosaikmalerei erhalten und lassen ahnen, welche Farbenpracht einst diese fünfschiffige Basilika erfüllt hat. Die Hauptteile des Gotteshauses stammen aus der Zeit Konstantins und seiner Mutter Helena. Es blieb vor dem Geschick so vieler altchristlichen Tempel Palästinas bewahrt, weil die mohammedanischen Horden über dem Portal ein Bild fanden, das die Anbetung des göttlichen Kindes durch die Magier darstellte. Und weil einer davon in der Tracht der siegreichen Eroberer dargestellt war, sahen sie darin eine Verherrlichung des eigenen Volkes und verschonten die Kirche. Lange gehörte sie den Katholiken, bis die schismatischen Griechen und Armenier sie mit Gewalt in ihren Besitz brachten. Den gänzlichen Mangel ihres Empfindens für Architektur haben sie auch hier bekundet, indem sie zwischen Langhaus und Kreuzschiff eine kahle Mauer aufrichteten und dadurch die einzigartige Raumwirkung



zerstörten. Vor kurzem erst ist diese Barbarei durch die Regierung gutgemacht und die Mauer niedgerissen worden. Welcher Glanz hat sich im Laufe der Jahrhunderte in diesen heiligen Hallen entfaltet, wenn die Christen von Jerusalem her in feierlicher Prozession nach Bethlehem wallten, um dort die hl. Nacht zuzubringen! Eisengepanzerte Ritter und flinke Knappen schritten zur Kreuzfahrerzeit hindurch und haben hier ihren Führer Balduin zum König gekrönt. Dann kamen Zeiten, in denen die Basilika trauerte wie eine einsame Witwe; in denen sie es dulden mußte, daß an heiliger Stätte blutige Kämpfe zwischen den christlichen Konfessionen um den Besitz dieser Kirche ausgefochten wurden.

Doch all diese frohen und trüben Erinnerungen werden beim ersten Besuch zurückgedrängt von dem Sehnen nach jenem Plätzchen in der stillen Krypta, wo sich die heiligen Geheimnisse der Weihnacht abgespielt haben. Im linken Kreuzarm führt eine Treppe hinab, auf der die lateinischen Christen zur Grotte von Bethlehem gelangen. Eine Felsenhöhle von 12,4 Meter Länge, 3,9 Meter Breite und 3 Meter Höhe nimmt uns auf. In einer kleinen Nische am Ostende steht ein kleiner Altar, ein Marmortisch auf vier Säulen. Darunter ist der Boden mit einer weißen Marmorplatte bedeckt, und in ihrer Mitte trägt ein silberner Stern die Umschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ — „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden.“ Tag und Nacht brennen 15 Silberlampen über diesem Stern.

Seligste Weihnachtsfreude durchzieht die Seele, wenn der Pilger hier niederkniet und in wortlosem Dank gegen den Schöpfer empfindet, wie groß die Liebe Gottes ist, der ein Menschenkind geworden ist, damit wir Menschen Gotteskinder werden könnten. Hier hat die reinste Mutter als erste dem Gotteskind den Tribut der Anbetung gezollt; hier hüllte sie seine zarten Glieder in schützendes Linnen und bettete es nebenan in die Krippe. Einige Schritte von dem Silberstern entfernt, steht in einer andern Nische ein zweiter Altar, dort wo nach der Überlieferung der Platz der Krippe war.

Sooft es die Zeit erlaubte, gingen wir während unseres Aufenthaltes einzeln in die stille Grotte hinab, um dort zu beten und über die Weihnachtsgeheimnisse nachzusinnen. Und als ich in der Nacht um 2 Uhr, nur vom Ministranten und einem Franziskanerbruder begleitet, daselbst das hl. Meßopfer feiern durfte, da war am 8. Oktober mein schönstes Weihnachtsfest. Welcher Priester bliebe nicht zeitlebens dankbar für dieses Glück, in der Grotte zu Bethlehem das Christkind selbst unter den eucharistischen Gestalten in den Händen tragen und auf das weiße Linnen des Altares legen zu dürfen?

Wenn es fern von Bethlehem schwer begreiflich erscheint, wie sich ein Mann von der Bedeutung eines hl. Hieronymus so lange Jahre hier neben dieser Felsenhöhle eine Einsiedelei schaffen konnte, wie sich



vornehme römische Frauen zusammen mit Paula und ihrer Tochter Eustochium aller Bequemlichkeiten entäußerten, um hier mit dem Christkind arm zu sein, so wird es einem an Ort und Stelle begreiflich. Es geht einem hier auch das rechte Verständnis dafür auf, daß der Wesenskern des Christentums das Opfer ist. Hier hat ja nach dem tiefen Wort des Philipperbriefes der Gottessohn „sich selbst entäußert, nahm Knechtsgestalt an und wurde den Menschen gleich und im Äußern als ein Mensch befunden“. Aus dieser dunklen Grotte stieg das erste Gebet des göttlichen Kindes zum Vater im Himmel empor: „Siehe, Vater, ich komme, um deinen Willen zu erfüllen.“ Die heute mit Marmor und Brokat umkleideten Wände dieser Höhle vernahmen das erste Weinen des Kindes, waren aber auch Zeugen, wie die Hirten kamen, um vor ihm anbetend das Knie zu beugen.

Wie lange die heilige Familie in der Grotte wohnen mußte, wissen wir nicht. Ähnliche Felsenhöhlen dienen heute noch vielfach in Palästina Menschen und Tieren als Obdach; und gerade die Kalkfelsen in und um Bethlechem sind reich an kleinern und größern Grotten. Wer Bethlechem besucht, sollte nicht versäumen, eine davon, die „Milchgrotte“, zu besichtigen. Sie liegt in südöstlicher Richtung etwa 10 Minuten von der Geburtskirche entfernt und ist zu einer Kapelle umgestaltet. Die Legende erzählt nämlich, bei der Flucht nach Ägypten habe die Gottesmutter hier einen Augenblick Schutz und Rast gesucht, um dem Jesuskinde ihre Mutterbrust zu reichen und es für die nächtliche Flucht zu stärken. Ein sinniger Gedanke ist es gewiß, auch diesem süßen Geheimnis der wahren Mutterwürde Marias eine Stätte besonderer Verehrung zu widmen.

Als wir an der Pforte läuteten, öffnete ein Sohn des hl. Franziskus, Bruder Giuseppe, schien aber über die Störung wenig erfreut zu sein. Es schien aber nur so, denn nachdem er uns alles gezeigt hatte, gab er beim Abschied jedem ein Sträußlein Blumen aus dem liebevoll gepflegten Garten seiner Klausur mit. Über dem Eingang zur Grotte steht ein Bild Marias mit ihrem Kinde, darunter die Worte: „Zeige, daß du Mutter bist!“ Die Katholiken Portugals haben die Felsenkapelle so reich ausgestattet, daß es uns fühlen Nordländern des Guten beinahe zu viel zu sein scheint, wenigstens was die Zahl der Statuen und Bilder betrifft. Der katholische Mütterverein von Bethlechem hält hier seine religiösen Veranstaltungen, und ich möchte jedem Mütterverein ein so stimmungsvolles und sauberes Plätzchen wünschen. Aber nicht nur katholische Frauen und Mütter, auch mohammedanische, griechische und armenische pilgern von nah und fern zu dem Gnadenbild der Milchgrotte, um in den Sorgen und Leiden ihres mütterlichen Berufes den Schutz und die Hilfe der Sitti Mirjam, der Frau Maria, anzurufen. Oft ist ihr Vertrauen wunderbar belohnt worden.

Nach Osten weiter wandernd, gelangten wir auf halber Bergeshöhe



zu einem neuen, dem hl. Joseph geweihten Kirchlein, fanden es aber verschlossen. Eine weite Aussicht entlohnte uns reichlich für den beschwerlichen Gang. In der Ferne wird der Blick durch die Moabiterberge begrenzt. Steil fallen ihre zerklüfteten Hänge in den tiefen Kessel des Toten Meeres hinab. Rechts ragt wie eine rechte Trutzburg der Frankenberg empor, auch Dschebel-el-Furedis, Herodesberg, genannt. An seinem Fuße gründete Herodes die Stadt Herodia und auf dem Gipfel die Festung Herodium. Zweihundert Stufen führten hinauf. Dort oben wurde der Kindermörder von Bethlechem begraben, nachdem er zu Jericho als Siebzigjähriger seinen körperlichen und geistigen Qualen erlegen war. Sein Leichenzug von dort über die Berge Judäas herüber sollte feierlich sein, wie noch keines Fürsten Begräbnis gewesen war. So hatte er verordnet; aber heute ist keine Spur seines Grabes mehr zu finden, während aus aller Welt die Pilger zur Geburtsstätte des Kindes eilen, dem er nach dem Leben strebte.

Zur Linken schweift das Auge weit über die kahlen Höhen der Wüste Juda. Vor uns aber liegt, gegen kalte Nordwinde geschützt, ein fruchtbares Tal, darin das Hirten-dorf Beth Sahur und jenes Feld, auf dem die Hirten Nachtwache bei ihren Herden hielten. Dort erklang das erste Gloria, als die Engel der Welt den Frieden verkündeten. Wie weit aber die Menschen noch vom wahren Christentum entfernt sind, kam uns in der Geburtsgrötte Christi so recht zum Bewußtsein, als während der hl. Messe in der Nacht ein Polizeisoldat mit geladenem Gewehr einige Schritte neben dem Altare auf der Treppe saß und Wache hielt. Ein Kollege, der dort während des armenischen Gottesdienstes beten wollte, wurde buchstäblich hinausgeworfen.

Nicht weit vom Hirtenfeld liegt der Akers Booz. Dort hat einst die Moabiterin Ruth Ähren auf gelesen und ist dann als Frau des Booz Davids Ahnfrau und Stammutter des Messias geworden. Wie oft mag der junge David die gleichen Wege mit seiner Herde gezogen sein, auf denen wir nun schritten. Auf diesen Bergen hat er die wilden Tiere erlegt und sich im Gebrauch der Schleuder geübt. Hier hat er die herrlichen Bilder aus Natur und Leben in seine empfängliche Seele aufgenommen und sich zu einem der größten Dichter der Weltliteratur befähigt, wie wir ihn aus seinen Psalmen kennen. Hier in den Bergen mußte er gesucht werden, als Samuel kam, um Jesses Sohn zum König in Israel zu salben.

Das Hirtenfeld und Hirtendorf lagen so verlockend im Talgrund, daß ich mit einem Kollegen hinunter wanderte, während die anderen nach Bethlechem zurückgingen; denn die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf uns nieder. Wir suchten die vielen Wachtürme in den Weinbergen zu zählen, von denen schon Isaias spricht. Aber wir kamen an kein Ende. Bethlechem mit seiner Umgebung ist nämlich berühmt wegen seiner gutgebauten Gärten und Äcker. Oliven, Feigen und Trauben



gedeihen vorzüglich. Während die Umgebung Jerusalems im Sommer öde und grau ist, gleicht Bethlehem mit seinem Nachbarstädtchen Bet Dschala einer immergrünen Oase. Der Name Bethlehem = Brothausen deutet ja auf die Fruchtbarkeit hin. Daß es so geblieben ist, während andere Gegenden, die ehemals ebenfalls fruchtbar waren, heute einer Wüste gleichen, verdankt Bethlehem dem Fleiß seiner überwiegend christlichen Bevölkerung. Die freie Zeit verwenden die Bewohner Bethlehems zu einer blühenden Hausindustrie, und ihre Arbeiten in Perlmutter, Olivenholz und Asphaltstein genießen Weltruf. So war das Städtchen vor dem Kriege eines der wohlhabendsten in Palästina. Ein Kaufmann, bei dem ich einige Andenken erwarb, besaß allein zwölf Filialen im Ausland, auch in Revelaer. Die Not des Krieges hat furchtbare Opfer in Bethlehem gefordert. Ein Viertel der Bewohner starb an Seuchen, viele verloren ihr ganzes Vermögen. Erst nach und nach erholt sich die Bevölkerung aus ihrer dumpfen Verzweiflung und gewinnt jene fröhliche, sonnige Art wieder, die ihr stets eigen war. Es scheint ein ganz eigener Menschenschlag zu sein. Die Stadt zählte vor dem Kriege etwa 12 000 Einwohner. Bethlehems Frauen sind bekannt durch ihre Schönheit. Einige müssen es wohl wissen; denn sie schritten sehr selbstbewußt einher. Andere verrieten ganz ungezwungen eine so edle Würde, ein so vornehm freundliches Wesen, daß sie die schönsten Motive zu einem Madonnenbild geliefert hätten. Die Frauenkleidung in Bethlehem trägt nicht wenig zu dem Ruhm der dortigen Frauen bei. Ein dunkler Rock, eine rotgestreifte Tacke, als Kopfbedeckung eine steife Mütze und darüber ein wallender weißer Schleier sind so einheitlich in Schnitt und Farbe, als gehörten alle Frauen einer Ordensgenossenschaft an. Kostbare Stickereien auf der Brust und alte Gold- und Silbermünzen an der Mütze oder am Halschmuck erhöhen die Farbenpracht. Eine moderne Europäerin braucht man nur neben diese Frauen aus Bethlehem zu stellen, um die Häßlichkeit unserer Frauenmoden zu veranschaulichen.

Nur zu rasch gingen die schönen Stunden in Bethlehem zu Ende. Wie gern hätten wir den vielen klösterlichen Anstalten des Städtchens einen Besuch abgestattet, aber es war uns diesmal nicht möglich. Als wir uns von den freundlichen Söhnen des hl. Franz verabschiedeten, hieß es: „Auf Wiedersehen in Bethlehem.“ Wer möchte auch nicht dort öfter weilen, wo das ganze Jahr hindurch etwas wie Weihnachtsmelodien durch die Seele des gläubigen Christen klingen, wo Millionen von Pilgern ihre Knie gebeugt haben an der Stätte der Geburt des Gotteskinds, seitdem der Stern die ersten Pilger herbeigeführt hat aus fremdem Land zu dieser kleinsten unter Judas Fürstenstädten. Was der hl. Lukas von den Hirten an der Krippe erzählt, durften wir dankerfüllten Herzens beim Abschied auf uns anwenden: „Die Hirten kehrten heim und lobten und priesen Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie es ihnen verkündet worden war.“



### Von Jerusalem nach Jericho.

Am Neutor zu Jerusalem standen wieder unsere beiden Kraftwagen bereit, und mit fröhlichem „ah vamus“ setzte der Führer den Anlasser in Bewegung. Um die nördliche Stadtmauer herum, am Damaskustor und Herodestor vorbei, hinter uns eine lange dichte Staubwolke aufwirbelnd, glitten wir rasch ins Wadi Sitti Mirjam, ins Tal der Frau Maria hinab, das im Kedrontal seine Fortsetzung nach Süden findet. Da wir schon manchesmal auf unsern Fahrten und Wanderungen hier vorübergekommen waren, grüßten wir die Altertümer links und rechts wie gute Bekannte.

Die vorzüglich ausgebaute Straße nach Jericho überschreitet beim Grabe Mariens den fast immer wasserlosen Kedronbach und zieht sich langsam ansteigend den Ölberg entlang. Tausende von jüdischen Gräbern säumen den Weg ein. Ihre Toten erwarten hier im Angesicht des Tempelberges den Tag der Auferstehung, während gegenüber, im Schatten der gewaltigen Tempelmauer, der mohammedanische Friedhof den ganzen Abhang bedeckt. Oberhalb des jüdischen Dorfes Rafr Silwan biegt die Straße nach Osten ab. Nun wird es einsamer. Über tiefe Tal-schluchten geht der Blick südwärts nach den sonnenverbrannten Höhen der Wüste Juda, wo zuweilen das hochgelegene Der Dosi, das Kloster des hl. Theodosius, auftaucht. Links steigt der Ölberg empor.

An einer scharfen Straßenschleife ändert sich das Bild; der einzige Ort zwischen Jerusalem und Jericho, el-Azarije, liegt vor uns. Es ist das alte Bethanien, die Heimat der dem Heiland so treu ergebenen Geschwister Lazarus, Maria und Martha. Die Dorfjugend scheint uns wiederzuerkennen; denn einige Tage vorher hatte sie uns umringt und Badschisch erbettelt, als wir das Lazarusgrab besuchten. Gleich hinter dem Dorfe windet sich der Weg steil ins Tal hinab. Jerusalem liegt 780 Meter über dem Meeresspiegel, das Tote Meer dagegen 394 Meter unter ihm, sodaß bei der Fahrt von Jerusalem zur Jordankmündung ein Höhenunterschied von rund 1200 Meter zu überwinden ist. Es mutet einen etwas eigentümlich an, wenn neben der Straße ein Schild auftaucht mit der Inschrift „Meeresspiegel“, und wenn es dann noch weiter abwärts geht. Man hat das Empfinden, als müßten auf einmal von links und rechts irgendwoher die Meeressluten hereinbrechen. Aber nur an der wachsenden Hitze verspürt man es, daß die Sonnenstrahlen in diesem tiefsten Kessel der Erde sich gründlich auswirken können.

Wo der Weg zum erstenmal den Talgrund erreicht, sprudelt eine Quelle, von den Arabern „Quelle der Tränke“, Ain el-Hod, genannt. In der Bibel heißt sie „Sonnenquelle“, und die Pilger nennen sie seit dem ausgehenden Mittelalter „Apostelquelle“. Ob die Apostel mit dem göttlichen Meister sich am klaren Wasser der Sonnenquelle er-



frischten, wenn sie vom Jordan herüber nach der hl. Stadt wanderten, wissen wir nicht; denn die neue Straße, an der die Quelle fließt, trifft erst in einiger Entfernung von hier mit dem alten Verbindungsweg zwischen Jericho und Jerusalem zusammen. Da sich Menschen und Tiere um die Quelle drängten, reizte es uns nicht, daraus zu trinken, zumal das Wasser nicht ganz frei von Blutegeln sein soll.

Solange der Fremde es im Orient überhaupt aushalten kann, sollte er im Wassertrinken sehr vorsichtig sein, um sich so am wirksamsten gegen mancherlei Gefahren zu schützen, die damit verbunden sind. Niemand sollte aber auch versäumen, eine Feldflasche mit kaltem Tee oder Kaffee bei sich zu tragen, besonders bei längeren Wanderungen. Unter der Sonne Palästinas herrschen andere Lebensbedingungen als bei uns.

Im letzten Sommer hat ein junger deutscher Student der Medizin aus Hannover auf tragische Weise sein Leben eingebüßt, weil er die wohlgemeinten Ratschläge der Landeskundigen nicht beachtete. Er war mit seinem Freunde aus Krefeld am Donnerstag vor Pfingsten vom Johanneskloster bei Jericho aufgebrochen, um nach dem Kloster Mar Saba in der Wüste Juda zu wandern. Die beiden Studenten, als deutsche Wanderburschen gekleidet, verirrten sich und waren am Mittag vor Durst schon so erschöpft, daß sie nicht mehr weiter kamen. Auch in der Abendkühle vermochte der eine nicht mehr sich fortzuschleppen. Da machte sich der junge Mediziner um 8 Uhr abends auf den Rückweg, um Hilfe für seinen Freund zu suchen, kehrte aber nie mehr wieder. Der Erschöpfte lag nun zwei Nächte und einen Tag meist bewußtlos in der dünnen Einöde, bis vorübergehende Beduinen sein leise gestöhntes „Moja, Moja-Wasser, Wasser“ hörten. Es war das einzige arabische Wort, das er kannte. Die Beduinen nahmen sich seiner an und brachten ihn ins Kloster Mar Saba, von dem die beiden nur mehr eine Viertelstunde entfernt waren, als die Kräfte versagten. Der Student erholte sich bald und hoffte bei der Rückkehr nach Jerusalem seinen Freund wiederzufinden. Aber niemand wußte etwas von dem jungen Mediziner. Die deutsche Kolonie in Jerusalem forschte lange vergeblich nach einer Spur von ihm, bis es endlich gelang, seine Leiche zu finden. Ein Beduine hatte den Verschmachteten entdeckt und ihn, da er schon von wilden Tieren entstellt worden war, im Wüstenand begraben. Man setzte dann seine sterblichen Reste in geweihter Erde zu Jerusalem bei. Ein schlichtes Holzkreuz in der Wüste bezeichnet die Unglücksstätte. Während unseres Aufenthalts in der hl. Stadt wurde wiederholt von dem traurigen Geschick des jungen Mannes gesprochen, und ich wollte hier darauf hinweisen zur Warnung für jugendliche Wanderer, daß man in Palästina sich anders ausrüsten muß als in der Heimat.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt und Jericho liegt in grauenvoller Wüsteneinsamkeit auf einem steilen Hügel Chan Hatrura, die Herberge des barmherzigen Samari-



ters“, hart an der Straße. Die jetzigen Gebäude bieten Raum für ganze Karawanen von Lasttieren und Herden von Kleinvieh. Man darf sich jedoch einen solchen Chan nicht wie ein europäisches Gasthaus vorstellen. Der Orientale braucht vor allem einen ummauerten Hofraum, wo er seine Tiere unterstellen und sich selbst in einer Ecke zur Ruhe hinstrecken kann. Die Geschichte vom barmherzigen Samaritaner ist gewiß nur eine Parabel, aber wir dürfen wohl annehmen, daß Jesus an ein wirkliches Ereignis angeknüpft hat, als er das herrliche Gleichnis erzählte.

Wahrscheinlich stand schon zur Zeit Christi an derselben Stelle wie heute eine Herberge. Mehr als einmal hat dann der Messias mit seinen Jüngern dort gerastet; denn er mußte den beschwerlichen Weg zu Fuß machen. Hier kam er auch bei seinem letzten Gang nach Jerusalem vorbei, als er eine Woche vor seinem Tode von Jericho aufbrach und seinen Jüngern mit so heiliger Entschiedenheit voranschritt, daß alle erstaunt waren, wie der Evangelist Markus erwähnt. Sie ahnten, daß es jetzt zu einer Entscheidung kommen müsse, weil ja die Feinde Jesu bereits den Befehl erlassen hatten, jeder sei verpflichtet, den Aufenthaltsort des Nazareners anzuzeigen, damit die Behörde ihn verhaften könne. Jesus aber ging mutig der Gefahr entgegen und sagte den Aposteln klar voraus, was seiner in Jerusalem wartete. Die vom Vater festgesetzte Stunde seines Leidens und Sterbens war da, darum weicht er den Feinden nicht mehr aus. Mit welcher Behmut mag sein gottmenschliches Auge bei diesem Gange auf den Bergen und Tälern seines so innig geliebten Heimatlandes geruht haben, auf denselben Bergen und Tälern, durch die unser Weg an jenem schönen Oktobertage uns führte. Der Staub dieser Straße hat sich an seine heiligen Füße gesetzt, und zu den gleichen Sternen schaute er empor, die bei der Heimkehr am Abend über uns leuchteten. Das sind Stunden voll solcher Weihe und fast fühlbarer Gottesnähe, wie sie nur im „Heiligen Lande“ erlebt werden können.

Ohne Begleitung möchte ich auch heute noch nicht den einsamen Weg von Jerusalem nach Jericho machen; denn daß einer zwischen diesen kahlen Bergen der schweigenden Wüste „unter die Räuber fällt“ und das Schicksal des Mannes in der Parabel teilt, kommt trotz Polizei ab und zu immer noch vor. Als wir in der Nacht zurückfuhren, fiel mir eine gewisse Unruhe unseres sonst so kaltblütigen arabischen Wagenführers auf. Immer wieder schaute er sich um, ob der zweite Wagen noch hinter uns sei. Bei der zweiten Nachtfahrt auf derselben Strecke, etwa eine Woche später, war sein Verhalten ebenso. Aber gottlob hat uns niemand irgendwie belästigt, und die Karawanenführer oder Beduinen mit ihren Herden, denen wir begegneten, waren froh, wenn ihre Tiere glücklich an den surrenden Ungetümen mit den glühenden Feueräugen der Scheinwerfer vorbei waren.



Dort, wo das Tal beginnt sich in der Jordansau zu verlaufen, und die Berge den Blick nach Moab hinüber freigeben, machten wir Halt und erstiegen einen kleinen Hügel, den eine Art Blockhütte krönt. Nicht weit davon entfernt steht wie ein verwunschenes Schloß das vielbesuchte mohammedanische Heiligtum *Nebi Musa* mit einer Moschee aus dem 13. Jahrhundert. Ein dichter Wulst formloser Kuppelbauten legt sich ringsum. Hier verehren die Mohammedaner das Grab des Nebi Musa, des Propheten Moses. Der große Führer Israels steht ja auch bei den Anhängern Mohammeds in hohen Ehren, ähnlich wie die Patriarchen und David, der glorreichste König Israels. Vom Ostufer des Toten Meeres herüber, wo ihm Gott auf dem Berge Nebo einen Blick ins Land der Verheißung gestattete, habe Moses dem Tode entfliehen wollen, so erzählt die arabische Legende. Dann hätten ihn aber am Toten Meere Engel in Todeschlaf versetzt und an der Stätte des Heiligtums in einem von außen weißen, von innen schwarzen Sarg begraben.

Jedes Jahr feiern die Mohammedaner hier ihr größtes Volksfest. Von Jerusalem kommt eine feierliche Prozession nach Nebi Musa, und acht Tage lang dauert der Festjubiläum beim Heiligtum. Die Pilger werden dabei auf Kosten des Heiligtums unterhalten. Religiöse Volkstänze nach Art der Derwische steigern die Begeisterung, die sich in den letzten Jahren gern gegen die verhassten Zionisten Luft machte.

Sobald wir zwischen den letzten Hügeln hindurch waren, trat am Ende der schnurgerade die weite Ebene durchschneidenden Straße die herrliche Dase von *Jericho* ins Blickfeld. Je mehr das allgemeine Weiß-Grau der kahlen Berge und die staubbedeckte Jordanebene El-Ghor das Auge schmerzen und ermüden, umso wohlthuender wirkt das üppige Grün der Gärten dieser „Palmenstadt“. Eine wahrhaft tropische Flora gedeiht daselbst, weil die Wurzeln in dem fruchtbaren Boden hinreichend Feuchtigkeit finden und die Temperatur bis 50 Grad steigt. Das Wasser wird zum Teil aus dem Wadi el-Kelt herabgeleitet, zum Teil entspringt es der starken Elisäusquelle. Jericho hat im Laufe der Jahrhunderte dreimal seine Lage gewechselt. Dabei hat die Wasserversorgung stets eine große Rolle gespielt. An Ausdehnung ist das heutige Jericho umfangreicher als die von Josue eroberte Stadt, an Bedeutung reicht es weder an jene Festung der Kanaaniter noch an die Gründung des Herodes heran. Erst in den letzten Jahren regt sich wieder mehr Unternehmungsgeist unter der Bevölkerung Jerichos, weil die Hauptverkehrsader zwischen Palästina und dem Ostjordanland hindurchführt.

Das neue Jericho hat zwar einige nach orientalischen Begriffen großartige Gasthäuser und Verwaltungsgebäude, ist aber sonst ein schmutziges Nest mit elenden Lehmhütten. Wir bogen gleich beim Eingang links ab und fuhren zwischen den Gärten hindurch auf das alte Jericho zu. Ein großer Teil der Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, war damit beschäftigt, die dichten Dornhecken am Wege zu



jäubern, sodaß wir stellenweise kaum vorbeikamen. Ob es auf diesem Wege war, wo einst der Zöllner Zachäus auf den Maulbeerfeigenbaum kletterte, um den Messias sehen zu können? In seinem Hause ist dann der Gottessohn zu Gast geblieben, zum großen Arger der Pharisäer. Zachäus war sogar Oberzollinspektor und ein reicher Mann. Daraus geht hervor, daß damals Jericho ein wichtiger Handelsplatz war. Seine Lage bei der Übergangsstelle über den Jordan brachte das mit sich.

Wo mögen damals die Blinden am Wege gegessen haben, deren Heilung so anschaulich erzählt wird? Wer die drei Evangelien genau kennt, weiß, wie schwer es ist, diese Frage zu entscheiden. Ohne sie gelöst zu haben, langten wir bei dem Hügel an, der einst die Festung Jericho trug. Trotz der reichen Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher und Gartengewächse hätten wir vergeblich gesucht, wenn es einem von uns in den Sinn gekommen wäre, sich eine *J e r i c h o - R o s e* zu pflücken und als bleibende Erinnerung nach Europa mitzunehmen. Aus alten Pilgerberichten ist zu ersehen, daß Jericho einst in herrlichem Rosenflor prangte. Aber was den Pilgern oft von geschäftstüchtigen Händlern als echte „Rose von Jericho“ angeboten wird, ist weder eine Rose, noch wächst die Pflanze in Jericho. Sie hat nicht in den fruchtbaren Gärten der Palmenstadt, sondern in den wasserlosen Einöden Arabiens, Persiens und Ägyptens ihre Heimat. Jeder Pflanzenfreund kennt das dürre, braune, kugelförmig zusammengerollte Gebilde. Es gleicht mehr dem Gerippe einer Pflanze und hat die Eigentümlichkeit, alsbald wieder im Wasser sich zu öffnen, auch wenn die „Rose“ jahrelang vertrocknet war. Die Phantasie der Orientalen und der fromme Glaube der Pilger haben allerlei sinnvolle Legenden über diese Pflanze gedichtet und sie gern mit der ersten Weihnacht oder der Flucht nach Ägypten in Verbindung gebracht. „Raff Mirjam“ nennt sie der Araber, d. h. „Marienhand“. Wie die Finger einer Hand sich austun, so öffnet sich die dürre Blume im Wasser. „Auferstehungsblume“ heißt sie deshalb in der Botanik. Wenn aber die Gottesmutter nach dem Buche Sirach „eine Rosenpflanzung in Jericho“ genannt wird, so ist dabei an echte Rosen gedacht, nicht an diese Rose, die keine Rose ist.

Rechts am Wege rauscht bei Alt-Jericho aus einem großen Sammelbecken das Wasser der Elisäusquelle, so stark, daß es eine Mühle treibt. Der Prophet Elisäus hat das Wasser dieser Quelle auf Bitten der Bewohner Jerichos durch eine Hand voll Salz wunderbar von seinem bitteren Geschmack befreit und ihm befruchtende Kraft verliehen. Darum trägt die Quelle seinen Namen. Die Stadtverwaltung Jerusalems dachte einmal in den letzten Jahren daran, dieses Wasser trotz der großen Entfernung und verschiedenen Höhenlage nach der wasserarmen Hauptstadt hinauf zu leiten. Aber damit würde der Palmenstadt Jericho die Lebensader abgeschnitten, und bald wäre von den paradiesischen Gärten keine Spur mehr zu sehen.



Die Besichtigung des Ruinenfeldes des alten Jericho nahm längere Zeit in Anspruch. Was der österreichische Forscher Dr. Sellin hier ausgegraben hat, erregte Staunen und Bewunderung in den Kreisen aller, denen an der Erforschung Palästinas und am besseren Verständnis der Bibel gelegen ist. Zwar sind noch nicht alle Fragezeichen über Jerichos Vergangenheit gelöst, auch nicht nach den neuesten Untersuchungen des Amerikaners W. F. Albright. Aber soviel dürfte sicher sein: was der Spaten des Archäologen in Jericho ans Tageslicht gebracht hat, liefert wertvolle Bestätigungen der Angaben des Alten Testaments über diese Stadt und ihre Zerstörung durch Josue.

Der Stadthügel hat die Form einer Ellipse, ist innerhalb der Umfassungsmauer nur fünf Hektar groß und liegt ganz frei, sodaß man ihn von allen Seiten umgehen kann, wie es die Israeliten bei der Eroberung taten. Die Straßen der Stadt waren sehr eng und winkelig. Überall sind in den Schuttschichten Brandspuren zu sehen. Es lassen sich zwei Perioden in den Ruinen feststellen. Eine kleinere Stadt der Kananäer reicht bis 2000 v. Chr. hinauf, also in die Zeit Abrahams. Eine zweite größere löste sie ab. Auch sie wurde gewaltsam zerstört. Die Fundamente der Mauern sind aus Steinen gebaut. Was darüber liegt, sieht wie gestampfte Erde aus. Bei näherem Zusehen aber sieht man deutlich, daß die Mauer aus Lehmziegeln besteht, die an der Sonne getrocknet sind. Eine solche Mauer bot naturgemäß nicht soviel Widerstand wie eine festgefügte Steinmauer. Also auch in dieser Hinsicht läßt sich das Zusammenstürzen der Mauern Jerichos leichter begreifen. Scherben, Steinwerkzeuge, zerbrochene Mühlsteine von Handmühlen und dergleichen lagen umher, alles Zeugen, daß die Stadt nicht langsam ausstarb, sondern gewaltsamer Zerstörung zum Opfer fiel, wie der biblische Bericht erzählt. Ein scheues Häslein hatte in den Ruinen Schutz gesucht und sprang erschrocken davon, als wir nahten, das erste, das wir in Palästina sahen. Gleich darauf scheuchten wir einen Schakal auf, der wahrscheinlich dem armen Häslein auf der Spur war. Unser Dazwischenkommen verjagte ihm die leckere Beute.

Überrascht horchten wir alle auf, als um 2 Uhr plötzlich Glockengeläute über die stille Ebene klang. Es kam von dem gegenüber trozig aufragenden Berge Quarantal her, wo griechische Mönche ein Kloster haben, wie ein Schwalbennest an die steile Bergwand geklebt. Dieser Berg ist die Stätte des vierzigtägigen Fastens und der Versuchung Jesu. Die Glocken riefen wohl die frommen Mönche zur Vesper. Gar zu gern wäre ich hinaufgeklettert, aber die Zeit erlaubte es nicht; wir wollten ja noch zur Taufstelle Christi am Jordan und zum Toten Meere hinab. Der aufgeschreckte Schakal war eine gute Illustration zu der Bemerkung des Evangelisten Markus, Jesus sei in der Wüste „bei den wilden Tieren“ gewesen, als der Teufel ihn versuchte.



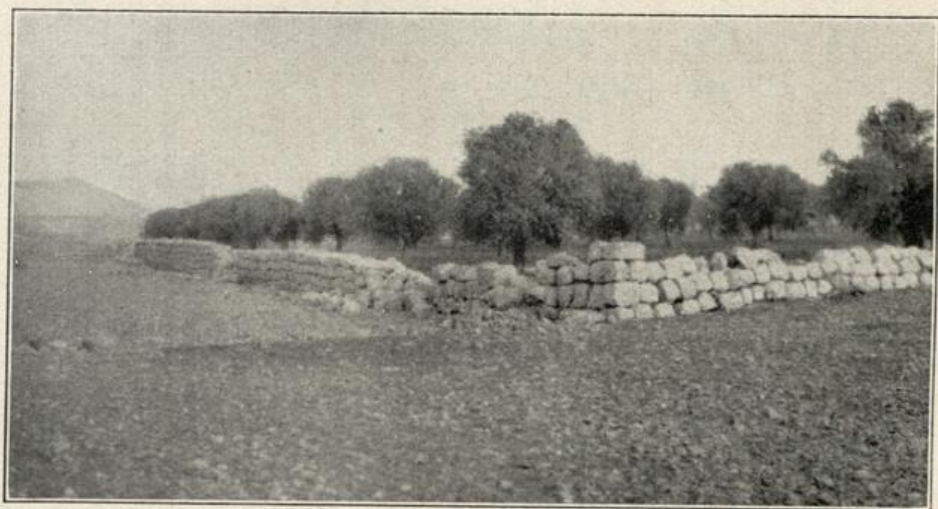
## Am Jordan und am Toten Meer.

Eine weite, kahle Ebene liegt zwischen Jericho und dem Jordan, nur von einigen Dornhecken ein wenig belebt. Das Bachbett des Wadi-el-Kelt durchschneidet das Gelände in der Richtung des Weges zur Tauffstelle Christi und mündet etwas nördlich von ihr in den Jordan. Links vom Wege liegt ein kleines Ruinenfeld. Viele sind der Ansicht, daß es der Ort des alten Gilgal ist, jenes Denkmals aus zwölf Steinen, das Josue zur Erinnerung an das Überschreiten des Jordans und das erste Betreten Palästinas durch das aus Ägypten ausgewanderte Volk der Juden errichtete. Ist diese Ansicht richtig, dann hat hier sechs Jahre lang die Bundeslade in dem heiligen Zelt gestanden, und das erste Osterfest im gelobten Lande wurde hier gefeiert.

Je näher wir dem Jordan kommen, umso hügeliger wird das Gelände. Die Formen der Kreide- und Schlammhügel sind so phantastisch, daß man fast glauben möchte, sie seien das Werk der Laune irgend eines orientalischen Despoten und nicht die Schöpfung der Natur. Ein grünes Band zieht sich von Nord nach Süd durch die grauweiße Landschaft; es ist das dichte Gestrüpp, das mit tropischer Fülle den Wasserlauf des Jordans umsäumt, als wolle es den Fluß ganz für sich haben, dem es sein Dasein verdankt. Allerlei Getier findet darin Unterschlupf. Einst hausten auch Löwen in diesem Dickicht. Der Jordan aber scheint sich in dieser ewig grünen Umgebung so wohl zu fühlen, daß er sich möglichst lange dazwischen aufhält, in zahllosen Schlangenwindungen hin und her zieht und so den Augenblick hinauszögert, wo seine schlammigen Fluten im tiefen Schoße des Toten Meeres ihr Grab finden. Der Fluß hat zwar immer noch starkes Gefälle, aber er ist ruhiger geworden, als ob er fühle, daß nach einigen Kilometern seine Wanderung zu Ende ist. Man kennt ihn hier kaum wieder, den „Springer“, wie sein Name sich deuten läßt, der auf der kurzen Strecke von der Quelle bis zum See Genesareth mehr als 700 Meter herabspringt wie ein übermütiger Ränge. Im Becken des Galiläischen Meeres wird er vom jugendlichen Übermut geläutert. Dann fällt sein Lauf bis zum Toten Meere nochmals um 190 Meter auf einer Strecke, die in der Luftlinie nur 104 Kilometer beträgt; aber die Länge des Flußlaufes erreicht infolge der vielen Windungen fast das Dreifache.

Drei verschiedene Stufen lassen sich deutlich in der Bildung des Tales wahrnehmen. Diese erste ist durch gewaltige Erdsenkungen entstanden und verläuft fast genau von Norden nach Süden. In die Mergelschichten der breiten Erdspalte hat der Fluß sein Bett gegraben und bahnt sich heute noch bei Hochwasser oft neue Wege. Dieses unterste Flußbett nennen die Araber ez-Zor. Etwa 15 Meter höher erhebt sich ein zweiter Uferrand, den das Wasser aber nur mehr selten erreicht. Nur an einzelnen Stellen ist diese el-Ghor genannte Mulde bebaut, sonst



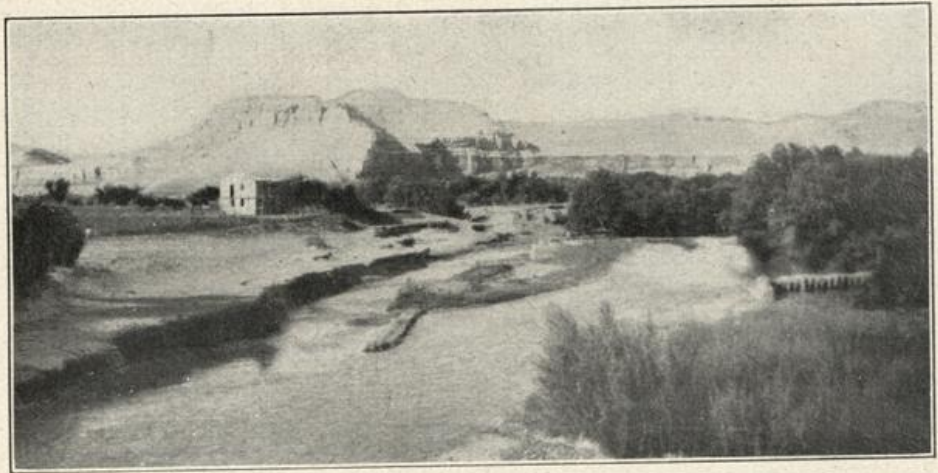


Feld der Hirten bei Bethlehem (S. 136)

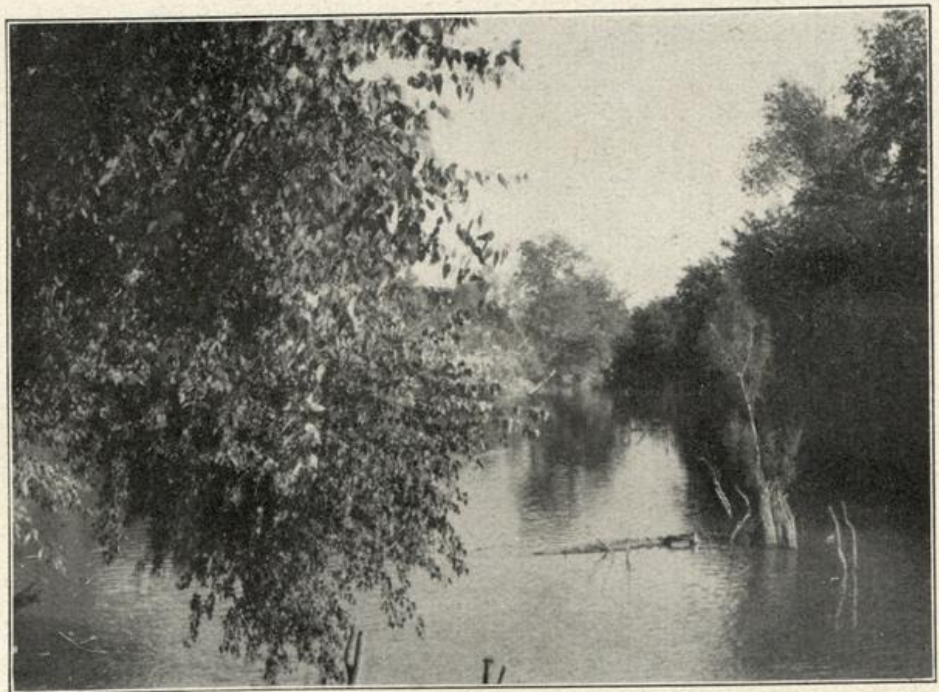


Ö.bäume und Weinbergsturm bei Bethlehem (S. 136)





Jordanlandschaft (S. 144)



Jordan bei der Taufstelle Jesu (S. 145 – 147)



eine erschreckend öde, unfruchtbare Wüste von zwei bis drei Stunden Breite. Dann steigen meist steile Berge auf, besonders im Osten. An ihnen zeigen sich die Spuren der ältesten Periode, in der noch ein gewaltiger See das ganze Becken ausfüllte.

Die Erdsenkung des Jordantales ist die tiefste von allen bekannten auf Erden. Die Luftschn-Senke in Zentralasien liegt 130—150 Meter unter dem Meeresspiegel. Der Jordan dagegen, der vom schneebedeckten Hermon herabkommt, fließt beim Hule-See noch zwei Meter über dem Meeresspiegel, die Oberfläche des Sees Genesareth aber liegt 208 Meter unter dem Mittelländischen Meer, und das Grab des Jordans, das Tote Meer, sogar 394 Meter. Da das Tote Meer selbst an seiner tiefsten Stelle 399 Meter tief ist, erreicht die Erdsenkung in seinem Bette die gewaltige Tiefe von 793 Meter.

Wir brauchen uns deshalb nicht zu wundern, daß gegenwärtig wiederum Pläne ausgearbeitet werden, um sowohl das starke Gefälle des Jordanwassers zu Kraftzwecken auszunützen, als auch durch eine Leitungsanlage zwischen Mittelmeer und Totem Meer jene Tiefenverhältnisse in den Dienst der Industrie zu stellen. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt, den ja die jehigen Herren Palästinas, die Engländer, mit Vorliebe einnehmen, scheint das ein ausgezeichnete Plan zu sein. Aber gerade in Palästina möchte jeder Mensch, der noch höhere Ideale kennt, am liebsten von Fabriken und Industrieanlagen nichts oder möglichst wenig sehen. Und daß von dergleichen „Fortschritten“ das Heil eines Landes und erst recht das Glück der Einzelmenschen nicht abhängt, dürfte uns heute mehr und mehr einleuchten.

Wir kamen an den Jordan an der Stelle, wo nach alter Überlieferung Johannes den Erlöser getauft hat. Erst wenn man unmittelbar davorsteht, erblickt man zwischen dem Dickicht das gelbliche Wasser. Das Flußbett ist ungefähr so breit wie die Sauer bei ihrer Mündung in die Mosel, aber viel tiefer. Aus den Umbildungen des Flußbettes bei Hochwasser mag es zu erklären sein, daß die Taufstelle Jesu in ihrer jehigen Gestalt recht ungeeignet wäre zur Taufe großer Menschenmengen im Flusse selbst. Die Taufe geschah ja nicht durch Aufgießen von Wasser, sondern durch ein Tauchbad. Ursprünglich lag der von den Pilgern besuchte heilige Ort auf der linken Seite des Flußlaufes, wurde aber zur größeren Bequemlichkeit auf die rechte Seite verlegt, damit die von Jericho herkommenden Pilger nicht überzusetzen brauchten. Weil die Taufe selbst im Flusse gespendet worden ist, braucht sich niemand durch diese Verlegung in seiner Andacht stören zu lassen.

Es ist allerdings schwer, an dieser Stelle sich die heiligen Geheimnisse zu vergegenwärtigen, die sich da abgespielt haben, als Jesus gleich den übrigen Heilsbegierigen vor Johannes hintrat, um sich von ihm taufen zu lassen. Schwer wenigstens für den, der äußerer Mittel



bedarf, um die Vergangenheit neu aufleben zu lassen; denn das Auge sucht vergeblich nach einem würdigen Erinnerungszeichen an jene denkwürdige Stunde der Einführung des Messias in sein öffentliches Wirken, wobei die drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit in Erscheinung getreten sind. Aber nach den Leistungen der Griechen und Rassen in der „Aus schmückung“ anderer Heiligtümer darf man sich freuen, hier davon verschont zu sein und den Taufort Christi in seiner naturhaften Schönheit zu sehen. Der Baumwuchs ist hier besonders reich zu beiden Seiten des Flußbettes, und wie Festkränze winden sich die Schlinggewächse von Stamm zu Stamm, von Ast zu Ast. Auch die Vogelwelt hat ihre munteren Sänger hierher gesandt, um dem zu huldigen, der so liebevoll ihrer in seinen Gleichnissen gedachte.

Das bunteste Leben entfaltet sich am Taufort Jesu, wenn am 6. Januar Tausende sich daselbst einfinden, um das Fest der Erscheinung des Herrn, der Offenbarung Christi vor den Menschen, zu feiern. Nicht nur am Ufer, sondern auch in den Wellen des Flusses drängen sich dann die Volksscharen, weil es zur üblichen Festfeier gehört, an jenem Tag ein Bad im geheiligten Jordanwasser zu nehmen.

Zwischen den Bäumen sind hart am Ufer unter einem Bretterdach Tische und Bänke aufgeschlagen. Feldbetten stehen umher, und auf einer Theke erblickt man Flaschen mit allerlei Likören und andern Stärkungsmitteln in flüssigem oder festem Zustande. Ein Blechschild, an einen Baumstamm genagelt, preist echt deutsches Exportbier an. Wir zogen es aber vor, in diesem „Hotel“ weder deutsches Bier noch orientalische Liköre zu trinken, sondern bestellten uns bei der Frau des Wirtes einen guten Kaffee. Er wurde uns in kleinsten Mokkafassen gereicht und war so steif wie eine kräftige Mehlsuppe. Während wir ihn nahmen, spielten die Jagdhunde des Wirtes zwischen und unter den Tischen und Bänken mit zwei Borstentieren, einer Mischart von Wildschwein und Hauschwein. Das Spiel war so bewegt, daß man bald nicht mehr wußte, welcher von beiden Teilen es als Ernst auffaßte. Wie reich das Dickicht der Ufer an Wild ist, verrieten die ausgestopften Exemplare verschiedener Tiere, die in ganz unmöglichen Stellungen auf den Bäumen herumturnten.

Neben dem eben geschilderten Raum für die Gäste des „Hotels“ unter Brettern und Baumkronen steht die Wohnung der Wirtsleute, eine Hütte, die nach der Wetterseite mit den Häuten erlegter Wildschweine ausgeschlagen ist. Im Inneren war sie für orientalische Begriffe recht wohnlich und behaglich ausgestattet. Mehr noch als dies fesselte der Backofen neben der Hütte meine Aufmerksamkeit, da ich bislang noch keinem von dieser Art begegnet war. Auf einem Unterbau aus Lehm wölbte sich eine fast halbkugelförmige Kuppel, einem großen Bienenkorb nicht unähnlich, aus Lehm gebrannt. Darin wird auf heißer Asche, in der Kieselsteine liegen, das Brot gebacken;



oder der Teig wird an den Innenwänden angeklebt und so zu dünnen Kuchen gebacken. Wahrscheinlich hat schon Sara vor 4000 Jahren in einem ähnlichen Ofen das Aschenbrot gebacken, als Abraham den Besuch der drei Fremden empfing und Sara hinter der Türe die Unterhaltung belauschte. Als ich mir das Innere des Ofens näher ansah, entdeckte ich eine prächtige Kaze, die darin ihr Schläfchen hielt. Im Backofen war es kühler als draußen, und in diesem sichern Schlupfwinkel brauchte sich die Kaze nicht von ihren übermütigen Hausgenossen, den Jagdhunden, stören zu lassen.

Nachdem wir mehrere photographische Aufnahmen der denkwürdigen Tauffstelle Jesu gemacht hatten, baten wir den Wirt, ob er uns nicht in seinem Kahn „St. Nikolaus“ bis zur Mündung des Jordans ins Tote Meer hinabrudern wolle. Als er jedoch versicherte, das nehme etwa drei Stunden in Anspruch, standen wir gern von dieser romantischen Fahrt ab und zogen es vor, unsere Kraftwagen zu besteigen und auf tief ausgefahrenen, sandigen Wegen die 7—8 Kilometer lange Strecke zurückzulegen.

Niemand sollte einen Besuch des Toten Meeres versäumen, wenn er in Palästina weilt. Schon als Naturerscheinung ist dieses Binnenmeer eine Sehenswürdigkeit, die kein Gegenstück auf Erden hat. Sein Wasser hat im nördlichen Teile eine Tiefe von fast 400 Meter. Bei einer Länge von 78 Kilometer und einer Breite von 17 Kilometer ist die Ausdehnung um ein Drittel größer als der Genfer See. In der südlichen Hälfte ragt die Halbinsel El-Bisan (= die Zunge) von Osten her bis nahe an das Westufer heran. Der südlich davon liegende Teil hat nur eine geringe Tiefe (4—6 Meter). Dort ist ohne Zweifel das Tal Siddim zu suchen. Bei einer vulkanischen Katastrophe zur Zeit Abrahams entzündeten sich die überall vorhandenen Asphaltquellen; durch gewaltige Eruptionen und Orkane wurden die brennenden Massen emporgeschleudert und fielen wie ein Regen von Feuer und Schwefel auf die dort liegenden Städte Sodoma, Gomorrha, Adama, Segor und Seboim herab. Das Salzwasser des Toten Meeres überflutete das Gebiet und vernichtete alles, was von Feuer und Erdbeben verschont geblieben war. So läßt sich der Bericht der Genesis über Gottes Strafgericht an den lasterhaften Bewohnern von Sodoma und Gomorrha sehr gut vereinigen mit den gegebenen Naturverhältnissen jener Gegend. Eine göttliche Strafe bleibt das Geschick der verkommenen Menschen, auch wenn sich der Schöpfer dabei der Naturgewalten bedient. Bahr Lut, Meer des Lot, nennen die Araber heute noch das Tote Meer.

Aus Bildern und Beschreibungen hatte ich mir eine so düstere, melancholische Vorstellung vom Toten Meer gemacht, daß mich der Anblick der Wirklichkeit angenehm überraschte. Dazu mag allerdings die Jahreszeit und die Tagesstunde beigetragen haben, in denen ich es sah. Im Sommer und Herbst erscheint ja die Landschaft Palästinas



überwiegend grau und sonnenverbrannt, besonders die kahlen Berge und Täler der Wüste Juda zwischen Jerusalem und dem Toten Meere. Darum fällt die Einöde, die das Salzmeer umgibt, weniger auf. Bei der milden Beleuchtung des Spätnachmittags schimmerte die weite Fläche in dunkelgrünem Licht. Beim Spiel der Wellen hüpfen glitzernde Silberstreifen darüber. Die umliegenden Berge waren in zartestes Violett getaucht, das in den wildzerissenen Schluchten Moabs in ein sattes Dunkelblau überging. Für einen Maler wäre das Tote Meer in jener Stunde ein Hochgenuß gewesen.

Kleine Asphaltstücke schwammen auf dem Wasser. Nahe am Ufer lagen zwei Barken und ein Segelboot und schaukelten auf den Wellen. Sie hätten den Anschein erwecken können, als seien es Fischerboote, deren Besatzung an Land gegangen sei; denn am Nordufer standen einige Hütten. Aber wir wußten, daß kein Lebewesen im Wasser des Toten Meeres aufkommen kann. Alle Fische, die vom Jordan oder den andern Zuflüssen hineingeraten, sterben sofort. Nur eine winzig kleine Mikrobe erträgt die scharfe Salzlauge. Diese Tatsache und die Todesstille der Umgebung machen die Bezeichnung „Totes Meer“ begreiflich. Es war deshalb ein eigenartiger Kontrast, daß im Sand des Nordufers mehrere Kinder spielten. Ihr fröhliches Lachen neben den plätschernden Wogen des Toten Meeres war wie ein Lied auf das Leben neben dem Symbol des Todes. Die Kinder gehörten zu den Familien, die sich in der Einöde niedergelassen haben, um etwas an den Fremden zu verdienen.

Um die Eigenschaften des Wassers genauer beobachten zu können, nahmen wir ein Seebad. Ich hatte bis dahin die Auffassung, als sei das Wasser trübe und faul, wie in einem Moor. Es ist im Gegenteil durchsichtig klar. Der Geschmack ist ganz widerlich, sodaß gewöhnliches Meerwasser daneben ein Labfal wäre. Obschon der Jordan täglich fünf bis sechs Millionen Tonnen Süßwasser hineinwirft und die übrigen Flüsse, besonders der Arnon von Osten her, ebenfalls zwei bis drei Millionen, ändert sich der Salzgehalt nicht. Bei der mehr als tropischen Hitze ist nämlich die Verdunstung außergewöhnlich stark. Täglich verdunsten auf der 926 Quadratkilometer großen Oberfläche rund acht Millionen Tonnen Wasser. Ohne diese Abkühlung müßte in dem Kessel eine unerträgliche Hitze herrschen. Das Wasser enthält außer 16,5 Prozent Magnesium ein Prozent Kalzium, ferner Brom, Chlornatrium und Kalium. Der Name „Salzmeer“ ist also wohlberechtigt. Im Altertum wurde der Bedarf Palästinas an Salz größtenteils den Ufern des Toten Meeres entnommen. Das Wasser ist ölig und flebrig und bildet beim Vertrocknen eine Kruste auf der Haut. Das spezifische Gewicht ist so schwer, daß der Mensch wie ein Stück Holz darauf liegen kann. Also brauchen auch Nichtschwimmer vor einem Bad in diesen Meereswogen nicht zurückzuschrecken. Nur den Kopf muß man



aus dem Wasser lassen, weil es den Augen schädlich ist. Der starke Wind trieb mir eine Welle ins Gesicht, und noch am späten Abend hatte ich den widerlichen Geschmack auf der Zunge. Nach dem Bade wäscht man sich mit Süßwasser ab. Wir mußten uns solches von den Eingeborenen kaufen. Noch tagelang zeigten meine Kleider, die am Ufer naß geworden waren, Ölflecken. Dennoch ist ein solches Bad eine gesunde Erfrischung und wird besonders gegen rheumatische Leiden empfohlen.

Unsere Wagenführer drängten zur Heimfahrt. Es fing bereits an zu dunkeln, als wir durch die staubige Ebene westwärts die Fahrstraße von Jericho nach Jerusalem zu erreichen suchten. In der rasch einbrechenden Dunkelheit kam uns die trostlose Öde dieser Strecke noch einsamer vor. Froh der neugewonnenen Eindrücke und Erkenntnisse, stiegen wir nach glücklicher Bergfahrt am Neutor zu Jerusalem ab.

### Eine Fahrt mit Hindernissen von Jerusalem nach Jafa.

Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit machte der Himmel ein trübes Gesicht, als wir in der Frühe des 13. Oktober auf der alten Straße nach Jafa hinausfuhren. Unweit der Hauptpost beginnt das neue Judenviertel Jerusalems. An den Plakatsäulen prangen nach europäischem Muster große Kino-Anzeigen. Ihren orientalischen Charakter verrät die hebräische Schrift. Gewöhnlich hat diese Schrift im Orient keine Vokalzeichen. Damit aber auch der weniger Geübte nicht achtlos am neuesten Schlager vorbeigehe, war das Titelwort „Messalina“ mit Vokalzeichen versehen. Der Name dieser berühmten Römerin sollte seine Zugkraft auf die Sensationslust des zionistischen Stadtteiles in vollem Maße ausüben.

Wir atmeten auf, als wir über den Bereich der neuen Vorstadt hinaus waren und den Blick ungehindert über das Bergland Judäas schweifen lassen konnten. Von Nordwesten her grüßt der hohe Turm von Nebi Samwil herüber. Die Straße fällt rasch in das tiefe Wadi Bet-Hanina hinab. So nennt sich hier das Tal Sorek. Das malerisch gelegene Qifta, das alte Nephthoa der Hl. Schrift, belebt das Bild zur Rechten, während jenseits des Tales Bet-Isa sich an den Berg anschmiegt. In der Nähe des aufblühenden Dalonije oder Kulon füllen gutgepflegte Gärten und Olivenhaine den Talgrund und seine Abhänge. Der Bach ist wasserlos, wie fast alle Bäche um diese Zeit.

Hinter Dalonije, wo die Straße wegen Neubau durch die Gärten geleitet ist, schrauben sich die Wagen mit Vollgas in scharfen Windungen den Berg hinan. Dabei enthüllt nach Südosten hin Ain Karim, die Heimat des Vorläufers Jesu, ihre Reize und fesselt das Auge bei jeder Wendung der Straße. Wohin man auch schauen mag, überall werden Erinnerungen an bedeutsame Ereignisse aus der Geschichte der Offenbarung oder aus der späteren Landesgeschichte Palästinas geweckt.



In Kiriath-Searim, der „Waldstadt“, machten wir Halt. Von Wald ist allerdings nichts mehr zu sehen, wenn auch die Ölbäume zahlreicher sind als in der Nachbarschaft. Schon zur Zeit der Briefe von Tell-Amarna war der Ort so bedeutend, daß er sich gegen Jerusalem empören konnte. Im Volksmund und in Pilgerberichten heißt er meist Abu Gosh. Das ist der Name eines berühmten Räuberhauptmannes, der hier an der Hauptstraße von Jafa nach Jerusalem den fremden Pilgern manches teure Lösegeld ausgepreßt hat, bis endlich Ibrahim Pascha ihn unschädlich machte.

Wir besuchten an jenem Morgen nur die herrliche Basilika aus byzantinischer Zeit; sie steht mit dem anstoßenden Kloster unter der Obhut französischer Benediktiner aus der Kongregation von Monte Cassino. Die Kirche ist sorgfältig erneuert worden, wobei alte Wandmalereien freigelegt wurden. In seiner Gesamtanlage und in den architektonischen Einzelheiten zeigt dieses Gotteshaus viele Eigentümlichkeiten. Ehedem erhob sich hier eine römische Festungsanlage, und durch eine Inschrift ist uns die Legion bekannt, die unter Vespasian den wichtigen Punkt besetzt hielt. Im Gastzimmer hingen Erinnerungen aus dem letzten Weltkrieg an den Wänden.

Als wir weiterfuhren, stand bereits ein schweres Gewitter am Himmel und trieb seine schwarzen Wolken vom Meere her immer näher auf uns zu. Wir hätten kein Empfinden für die Not der Bevölkerung haben dürfen, wenn wir uns über den langsam einsetzenden Regen nicht gefreut hätten, so wenig er auch in unsere Reisepläne passen wollte. Allenthalben sah man frohe Gesichter, daß nun endlich wieder etwas Wasser vom Himmel kam; und die ganze Natur schien aufzuatmen bei der langersehnten Erfrischung. Im gastfreundlichen Kloster der Trappisten zu Latrun fanden wir Obdach und konnten dort das Ende des Gewitters abwarten. Das ausgedehnte Anwesen der fleißigen Ordensmänner stellt eine Musterwirtschaft dar, scheint aber bei den umwohnenden Arabern wenig Nachahmung zu finden. Was die Bibel vom Weinberg des faulen Mannes im Gegensatz zu dem des fleißigen sagt, läßt sich immer noch beobachten. „Am Acker eines faulen Mannes bin ich vorbeigekommen und am Weinberg eines unverständigen Menschen. Da fand ich, daß er ganz in Nesseln aufgewuchert war. Unkraut bedeckte seine ganze Oberfläche, und seine Steinmauer war eingerissen. Ich aber schaute hin, hab meinen Sinn darauf gerichtet, hab hingeblickt und eine Warnung mir daraus genommen. „Ach, noch ein bißchen schlafen, noch ein Weilchen schlummern, ein wenig noch die Hände ineinanderlegen, um zu ruhen!“ So kommt die Armut über dich gleich einem Strolch und wie ein Reifiger der Mangel“ (Sprüche 24, 30—34).

Unweit Latrun, wo die Legende die Heimat des bekehrten Schächers sucht, liegt Amwas. Der Name erinnert ohne weiteres



an Emmaus. In Wirklichkeit lag hier schon zur Makkabäerzeit ein Ort Emmaus. In den jüdischen Freiheitskriegen und während der späteren Aufstände gegen die römische Besatzung spielte Emmaus eine wichtige Rolle. Im dritten christlichen Jahrhundert erhielt es den Namen Nikopolis und führt in den Pilgerberichten meist den Doppelnamen Emmaus Nikopolis.

Seit dem vierten Jahrhundert streitet dieses Emmaus mit anderen Orten um die Ehre, daß in seinen Mauern die berühmte Szene am Osternachmittag stattgefunden habe, in der die beiden Jünger den Auferstandenen beim Brotbrechen erkannten. Bis heute ist der Streit noch nicht zur Ruhe gekommen. Er lebte sogar mit neuer Hefigkeit auf, als in Amwas ein gewaltiges Bauwerk ausgegraben wurde. Darin wollten die einen die Reste einer christlichen Kirche aus dem 2. oder 3. Jahrhundert erkennen und jubelten über die Bestätigung ihrer Ansicht, daß hier das Haus des Kleophas gestanden habe. Aber die Ruinen sind nach ihrer Bauart und Anlage als römische Thermen zu erkennen, die allerdings später in eine christliche Kirche verwandelt wurden. Wie wäre es auch denkbar, daß die armen Christen des 2. und 3. Jahrhunderts hier in den Bergen Judäas eine so prachtvolle Kirche hätten errichten können? Weder in Rom noch in Jerusalem gab es damals eine christliche Kirche dieser Art.

Vor allem aber spricht die Entfernung von Jerusalem gegen diese Annahme. Wie hätten die beiden Jünger am Osternachmittag zuerst den Weg von 32 Kilometer von Jerusalem hieher machen, mit Jesus das Abendessen nehmen und dann nach Jerusalem zurückkehren können, wo sie die Jünger noch versammelt fanden?

Nach eingehender Besichtigung der Ruinen von Amwas setzten wir unsere Fahrt fort. Die Sonne lachte wieder vom Himmel, und die Landschaft war wie ein Wanderer, der sich den Staub von Rock und Gesicht gewaschen hat. Je näher wir Er-Ramle und Lydda kamen, umso fruchtbarer wurde die weite Ebene des ehemaligen Philisterlandes, umso zahlreicher aber auch die neuen Kolonien der Zionisten. Sie sehen fast alle maßlos prosaisch aus. Von Bodenständigkeit keine Spur. Daß die auf Denkmalschutz und Heimatpflege so stolze Menschheit diese Verschandelung des ehrwürdigsten Landes der Erde zuläßt, begreift nur, wer den Einfluß der jüdischen Weltpresse kennt.

Die Wege und Straßen in Lydda standen voll Wasser und waren entsetzlich schmutzig. Nachdem wir Palästina seit drei Wochen im Sommerkleid gesehen hatten, sollten wir jetzt eine Vorstellung von seinem Aussehen zur Regenzeit bekommen. Die Kinder patschten durch die Wasserlachen und hatten eine Freude, wie wenn bei uns der erste Schnee gefallen ist. Wiederholt mußten wir uns an die Wände der Häuser drücken, um von dem übermütigen Völklein nicht von oben bis unten bespritzt zu werden.



In der Georgskirche besuchten wir das Grab dieses Heiligen. Er genießt im ganzen Orient eine hohe Verehrung und ist so volkstümlich wie bei uns der hl. Martin. Von der herrlichen Kreuzfahrerkirche sind nur noch zwei Joche mit den beiden Apfiden erhalten und lassen ahnen, wie groß einst das Gotteshaus war. Weil die Kirche jetzt in griechischem Besitz ist, sind die Wände über und über mit Bildern behängt. Darunter fiel mir eine mehrfach vertretene Darstellung des hl. Johannes des Täufers auf. Er trug nicht nur seinen Bart und sein Kamelhaarkleid mit Ledergürtel, sondern dazu noch gewaltige Cherubflügel. Sie sollten wohl das Amt des Gottesboten andeuten.

Wer das schmutzige Lydda durchwandert, sollte nicht glauben, daß hier schon im 2. Jahrtausend vor Christus eine bedeutende Stadt stand. Eine der ältesten uns bekannten Christengemeinden außerhalb Jerusalems war diejenige von Lydda. Petrus selbst hat „die Heiligen, die zu Lydda wohnten“, besucht und dort den lahmen, seit acht Jahren ans Bett gefesselten Aneas geheilt. Zahlreiche Befehrungen in Lydda und Saron waren die Folge dieses Wunders. Dann kamen die Christen von Joppe herüber, um den Apostelfürsten in ihre Gemeinde zu bitten, da sie in großer Trauer um ihre edle Wohltäterin Tabitha waren. Petrus ging mit ihnen.

Auch wir machten uns auf den Weg, um das 20 Kilometer entfernte Joppe oder Jafa zu erreichen. Diesmal wären wir besser nach Apostelart zu Fuß gewandert als im Auto gefahren. Weil wir nämlich unterwegs nur einen Strich des Gewitters mitbekommen hatten, ahnten die Wagenführer nicht, welche Regenmengen hier in der Küstenebene niedergegangen waren. Sie wählten deshalb einen zur trockenen Jahreszeit gut fahrbaren Feldweg, statt nach Er-Ramle zurückzufahren und dort die feste Straße zu erreichen. Zwischen den Gärten Lyddas ging es noch einigermaßen gut, wenigstens uns im Wagen; denn links und rechts flatschte das Wasser hoch über die Hecken in die Gärten hinein.

Bald hatten wir unsern zweiten Wagen verloren, der einen andern Weg einschlagen wollte. Dann kamen wir an den Bahndamm, der uns erst zur Linken, dann zur Rechten begleitete. Daneben lagen Weizenfelder, vom Regen ganz aufgeweicht. Zwischen diesen Feldern und dem steilen Bahndamm zog sich unser „Weg“ dahin, d. h. eine einzige lange Wasserlinie. Nachher sahen wir auf der Karte, daß der „Weg“ zur Regenzeit als Bach eingezeichnet ist. Aber wir mußten vorwärts. Wollte der Führer den tiefsten Stellen ausweichen, so geriet der Hinterwagen ins Rutschen und drehte sich um die eigene Achse; jedesmal eine recht kritische Lage, in der wir mit dem Wagen ins Wasser fallen konnten. Doch mit Galgenhumor nahmen wir die Sache hin und verließen uns auf die gute Maschine und ihren geschickten Lenker. Vor uns fuhr ein Auto mit schwächerem Motor. Zionistische Einwanderer saßen darin. Zwischen ihren Koffern und Bündeln schau-



ten sie uns verzweifelt an, als ihre Maschine versagte und wir nun die zweifelhafte Ehre hatten, vorauszufahren. Der Bach erweiterte sich zu einem braunen Weiher. Drüben zog sich der Wasserstreifen unseres Weges weiter; also mutig hinein! Doch mitten drin gings nicht mehr. Das Wasser wurde so tief, daß es in die Maschine gelaufen wäre. Also rückwärts und dann mit einem Rad im Wasser, mit dem andern im weichen Weizenfeld um den Weiher herum! Es gelang. Einige hundert Meter vor uns sahen wir einen Wagen nach links ins Gebüsch abbiegen. Wir folgen ihm über einen Graben hinweg, den das Wasser in den Ackerboden gerissen hatte. Aber nach einigen Minuten hatten wir ihn eingeholt; denn er saß so tief im Schlamm, daß er nicht mehr vorwärts oder rückwärts kam. Die Insassen waren ausgestiegen, schoben und hoben und schimpften. Wir stiegen ebenfalls aus. Endlich war der Bordermann wieder flott. Nun galt es, unseren Wagen über dasselbe Hindernis hinwegzubringen. Die Stelle war um so gefährlicher, weil rechts hohes Gebüsch und links unter einer Böschung ein Morast war, während der Weg selbst stark anstieg. Mit seinem üblichen Ausruf: „ah vamus!“ gab der Führer dem Wagen Vollgas. Keuchend bohrte sich die prächtige Maschine in den grundlosen Schlamm. Der Wagen zitterte in allen Gliedern. Dann aber wurden die Borderäder frei, und mit einem mächtigen Satz saß der Wagen drüben auf festerem Boden. Ein allgemeines Bravo belohnte den tapferen Chauffeur.

Doch wir waren noch nicht „an Schmizzen Bades vorbei“. Wir saßen in einem Araberneck, dessen Namen wir auf keiner Karte fanden. Die Gassen waren so eng, daß der eine Kotflügel des Wagens fast die Lehmwände der Hütten einrannte, während der andere in den baumhohen Kaktushecken hangen zu bleiben drohte. Halb erstaunt, halb schadenfroh sahen die Leute uns an. Hier waren wohl noch nicht viele Kraftwagen durchgefahren. Fragten wir nach dem Weg, so wies uns der eine hierhin, der andere dorthin. Man hielt uns wahrscheinlich für jüdische Einwanderer, denen die Araber jede Verlegenheit gönnen. Als wir endlich keine Hütten, sondern nur mehr Gärten um uns hatten, kam uns zuguterletzt eine Kamelkaramane entgegen. Für beide Teile war die hohle Gasse zu eng. An einer etwas breiteren Stelle drückten die Kameltreiber ihre Tiere dicht an die Gartenhecken heran. Während wir vorüberfuhren, fraßen die Kamele über den Weg hinüber die Blätter von den Bäumen auf der andern Seite, blieben aber ruhig, als der Wagen unter ihren langen Hälsen hindurchfuhr.

Endlich erreichten wir wieder die Hauptstraße und langten in Jafa an, als die Mittagszeit längst vorüber war. Zu unserm Schrecken stellten wir fest, daß der andere Wagen mit unsern Kollegen noch nicht eingetroffen war. Eine halbe Stunde später kam er an, und wir erfuhren, daß wir nicht allein Pech gehabt hatten. Die andern hatten unterwegs fast zwei Stunden im Schlamm gesteckt und mußten



etwa 15 Araber herbeiholen, um ihren Wagen wieder herauszuziehen. Diese Fahrt zwischen Lydda und Jafa wird keiner von uns jemals vergessen.

Nach hinreichender Stärkung bestiegen wir die hohe Terrasse auf dem Kirchendach der Casa Nova. Von dort herab genießt man einen der schönsten Blicke in Palästina und vermag sich mühelos in die Lage des hl. Petrus zu denken, der hier beim Gerber Simon wohnte und auf dem flachen Dache die sonderbare Erscheinung mit den reinen und unreinen Tieren hatte, ehe die Boten des Hauptmanns Kornelius kamen, um ihn nach Cäsarea zu rufen. Das war ein Wendepunkt in der Geschichte des Christentums, weil nun der erste Heide in die Kirche aufgenommen wurde. Petrus hatte in Jafa die edle Tabitha oder Dorkas zum Leben erweckt. Rührend ist die Schilderung dieses Wunders in der Apostelgeschichte (9, 36—43) und zeigt uns, welchen Einfluß eine treue Jüngerin der christlichen Caritas in einer Gemeinde auszuüben vermag. Heute noch begehen die Christen von Joppe dankbar ihr Fest durch eine Prozession zu ihrem Grabe, am vierten Sonntag nach Ostern. Ein Teil der Stadt trägt den Namen Haret et-Tabith, Tabithaviertel.

Früher landeten die Palästinapilger meist in Jafa und wußten dann viel zu erzählen von den Gefahren seiner Felsenriffe und von der Schlaueit seiner Ruderer und Gepäckträger. Heute fahren die Schiffe meist nach Haifa oder nach Alexandrien, von wo gute Bahnverbindungen nach Jerusalem führen. Jafa wird also an Bedeutung sinken, wenn es den Juden nicht gelingt, einen neuen Hafen für Tel-Aviv zu bauen.

Nach dem Gewitter war das Meer zu unsern Füßen noch wild erregt und peitschte seine Wogen gegen die vielen Klippen und Felsblöcke im Hafen, daß der Schaum hoch aufspritzte. Zu unserer Überraschung erkannten wir unter den drei Dampfern, die vor Anker lagen, unsern „Boche“ aus dem Hafen von Konstantinopel, den deutschen Handelsdampfer „Stettin“. Er löschte seine Ladung und nahm gewaltige Mengen von den köstlichen Früchten der Saronebene auf. Mit aller Kraft wehrten sich die Ruderer in einem Rahn, damit er nicht gegen die Riffe geschleudert wurde. Ein brauner Junge schwamm unbekümmert zwischen den Fahrzeugen umher und sammelte abgetriebene Bretter und Latten.

Wie ein gewaltiges Amphitheater wächst die Stadt an dem fast halbrund gebuchteten Ufer empor. Die Straßen der Altstadt sind zum Fürchten eng und zum Schaudern schmutzig. Aber neben dem uralten Jafa, einer der ältesten Städte der Welt, ist seit dem Ausgang des Krieges die jüngste Stadt der Welt emporgewachsen, die einzige, in der nur Juden wohnen. Tel-Aviv hatte 1918 einige Reihen Häuser mit etlichen hundert Bewohnern; heute ist es eine Stadt mit



über 40 000 Einwohnern, ganz modern nach europäischem Muster gebaut und eingerichtet. Später kam mir eine ägyptische Zeitung in die Hand, in der Tel-Aviv als „Erneuerung des Königreichs Davids“ gepriesen wurde. Hier habe der „bisher in die Ghetti eingesperrte Geist Israels den Beweis erbracht, daß er zu ungeahnten Höchstleistungen befähigt sei, wenn er sich nur einmal nach eigenen Gesetzen auswirken dürfe“. In Jafa wußten Ortskundige weniger Rühmenswertes von Tel-Aviv, seinem kommunistischen Bürgermeister und seinem durch Parteizwist ohnmächtigen Stadtparlament zu erzählen.

Wie alt Jafa ist, deutet die Sage an. Wenn sie Trier schon 1300 Jahre vor Rom gegründet werden läßt, darf es uns nicht wundernehmen, wenn sie Noes Sohn Japhet als Gründer Jafas nennt oder auch Jopa, die Tochter des Nolos und spätere Gattin des Kepheus. In Jafa soll Perseus die an den Felsen geschmiedete Andromeda befreit und das Seeungeheuer erlegt haben, das die Jungfrau bewachte. Ein Offizier des römischen Feldherrn Pompejus brachte sogar das Gerippe eines gewaltigen Seetieres von Jafa nach Rom als Beweis für die Wahrheit jener Sage. Plinius weiß ebenso wie Strabo und Josephus Flavius zu erzählen, in Joppe seien noch die Reste jener Kette zu sehen, mit der Andromeda an den Felsen geschmiedet war.

Sicher dürfte sein, daß die Phönizier Joppe gegründet oder wenigstens die ältere Gründung zur Bedeutung gebracht haben. Die Lage der Stadt am Meere und ihre Eigenschaft als Pforte Palästinas haben viel Glück und Reichtum, aber auch viel Krieg und Not über sie gebracht. Blutiger Kampf tobte oft in Joppes engen Mauern. Das Beispiel ihrer Vorfahren zur Makkabäerzeit, als hier 200 Juden von den Heiden ins Meer geworfen wurden, scheint die heutigen arabischen Mohammedaner zur Nachahmung gereizt zu haben. Gerade in Jafa ist es ja nach dem Weltkrieg zu blutigen Aufständen der Araber gegen die Juden gekommen. Das Verhältnis zwischen Jafa und seiner zionistischen Nachbarin Tel-Aviv ist immer noch sehr gespannt.

Ungern verließen wir die hohe Terrasse der Peterskirche Jafas und kehrten zu unsern Wagen zurück. Sie hatten inzwischen eine gründliche Reinigung erfahren und brachten uns wohlbehalten nach Jerusalem. Unterwegs statteten wie in Kiriat-Sean der hl. Stätte einen Besuch ab, wo zwanzig Jahre lang die Bundeslade gestanden hat. Soeben ist dort auf alten Fundamenten eine neue Basilika errichtet worden. Sehr schön weicht sie die Inschrift über dem Portal „der Jungfrau Maria, der Arche des Neuen Bundes“. In der Nähe gelang es mir, eine sehr gut erhaltene Kelteranlage im Felsen des Weinbergs zu photographieren. Darin wurden früher die Trauben mit den Füßen ausgetreten, und der Most floß durch Felsenrinnen in eine tiefer gelegene Grube, wo man ihn in Tierschläuche füllte und heimbrachte.

Neben der Kirche liegt das Klosterchen der französischen Josephs-



schwestern. Die Oberin, Schwester Josephine, ist weit und breit bei Christen und Mohammedanern berühmt als die „Frau vom Berge“. Trotz ihrer 75 Jahre läuft sie täglich 3—4 Stunden über Berg und Tal zu den Armen und Kranken. Sie ist schon 53 Jahre in Palästina und hat sich einen köstlichen Humor und geistige Frische bewahrt. Wir kamen aus dem Lachen nicht heraus, während sie uns ihre Erlebnisse erzählte. Sie hat das Geld für den Bau der Basilika zusammengebetelt. Als sie nach ihrer Ausweisung durch die Türken nach Palästina zurückkehrte, brachte sie 2000 Franken mit als Bausumme. Davon schenkte sie 1000 den Armen und 1000 einem notleidenden Kloster. Dann fing sie an zu bauen. Aus dem Architekten ist durch ihr Gebet inzwischen ein eifriger Priester geworden. „Wenn wir keine Mittel mehr hatten zum Weiterbauen, so hielten wir eine Prozession zu Ehren des hl. Herzens Jesu im Klösterchen und drum herum. Dann kam wieder Geld. Der liebe Gott konnte uns doch nicht sitzen lassen. Wir bauten ja nicht zu unserer Bequemlichkeit, sondern zu seiner Ehre.“ Als wir einzeln vorgestellt wurden als Leute aus Italien, Spanien, Deutschland usw., lachte sie und sagte: „Ach was, das hat ja nichts zu bedeuten, wir sind alle Kinder desselben Vaters im Himmel.“ Dächten doch alle Christen so christlich! Am meisten freute sich Schwester Josephine, als wir ihr die bevorstehende Grundsteinlegung des Bibel-instituts der Jesuiten in Jerusalem meldeten. Da klatschte sie fröhlich in die Hände und rief: „Mein Gott, nun bete ich schon bald 50 Jahre darum, daß doch Jesuitenpatres nach Jerusalem kommen möchten. Endlich wird's.“

Noch oft mußten wir an die frohen Augenblicke bei Schwester Josephine in Kiriath-Jearim denken, hörten das kindlich frohe Lachen der greisen Ordensfrau und dachten: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“

#### An den Gräbern der Patriarchen.

Am 12. Oktober wollten wir den Gräbern der Patriarchen und ihrer Frauen in Hebron einen Besuch abstatten und dann Palästinas südlichste Stadt, das alte Bersabee oder Beerseba zu erreichen suchen. Daß es da unten im Süden, etwa 90 Kilometer von Jerusalem entfernt, weniger „Kultur“ gab als in der Großstadt, merkten wir daran, daß unser Führer das Essen für die Fahrt mitnehmen ließ. Umso mehr freuten wir uns; denn wer nur dann zufrieden ist, wenn er asphaltierte Straßen unter den Füßen und andere Annehmlichkeiten der Neuzeit um sich hat, soll keine Studienfahrten im Lande der Bibel machen.

Bis Bethlehem war uns der Weg bekannt. Wir ließen die Davidsstadt zur Linken liegen und gelangten bald zu den vielgenannten Teichen Salomons. Die gewaltigen Sammelbecken des im Orient doppelt geschätzten Lebenselementes, des Wassers, sind nur



wenig von der Hauptstraße entfernt. In der Nähe liegt ein großer Chan, eine „Herberge“ für Menschen und Tiere. Die starken Mauern lassen erkennen, daß die Anlage nicht nur Hirten und Herden und Karawanen ein geschütztes Obdach für die Nacht bietet, sondern auch in Kriegszeiten als Verteidigungsposten dienen sollte, damit der Feind nicht in den Besitz der Wasservorräte gelangte. Die Teiche sind in den letzten Jahren erweitert und mit einem neuzeitlichen Pumpwerk versehen worden. Das Wasser wird nach Jerusalem geleitet, genügt aber bei weitem nicht, um die Hauptstadt zu versorgen. Die Beschaffung des nötigen Trinkwassers zur Sommerzeit macht den Stadtvätern von Jerusalem nicht geringe Sorge. Sie erkennen, daß die starke Zunahme der Bevölkerung allerlei Fragen aufwirft, an deren Lösung man vorher hätte denken müssen.

Wenn auch die Teiche den Namen Salomons tragen und bei ihren gewaltigen Ausmaßen diesem mächtigen und klugen König Israels alle Ehre machten, so sind sie doch das Werk späterer Zeit. Ob sie aus den Tagen des Herodes stammen, ob Pontius Pilatus an der Leitung gebaut und sich mit den Juden noch mehr verfeindet hat, weil er das Geld dafür dem Tempelschatz entnahm, ist noch nicht einwandfrei erwiesen.

Der Weg schlängelt sich in südwestlicher Richtung zwischen den Bergen hin, auf und ab. Wo eine Quelle oder Zisterne ist, zeigt sich von weitem schon ein grüner Fleck in dem braunen Grundton der Landschaft. Die Gegend ist überreich an Namen von geschichtlicher Bedeutung, vor allem aus den jüdischen Freiheitskämpfen der Makkabäerzeit. Die neutestamentliche Heilsgeschichte hat hier weniger Spuren zurückgelassen. Wie weit Christus während seines öffentlichen Lebens über Bethlehem hinaus nach dem Süden gekommen ist, sagen uns die Evangelisten nicht.

Die Apostelgeschichte erzählt eine wichtige Begebenheit, deren Schauplatz wir bald erreichen, nämlich die Taufe des Kämmerers aus Äthiopien durch den Diakon Philippus. Hart am Wege fließt die Quelle, deren Wasser diesen ehrlichen Gottsucher zum Christusjünger gemacht hat. Dem Privatissimum hätte ich beiwohnen mögen, das da der schriftkundige Philippus dem Eunuchen gab, als beide im Wagen den gleichen Weg fuhren, auf dem wir südwärts strebten. Der geborene Heide hatte sich als Reiselektüre den Propheten Isaias mitgenommen und war davon so gepackt, daß er laut las, obwohl er allein im Wagen saß, bis Philippus ihn einholte und ihm die Schwierigkeiten des hl. Textes löste.

An der Quelle steht eine kleine Moschee und ein armseliger Chan. Alte Mauerreste verraten, daß schönere Bauwerke hier in Trümmer sanken. Das Wasser sammelt sich in einem großen Steintrog. Fellachensfrauen und Mädchen waren mit Waschen beschäftigt oder füllten ihre



Tierschläuche, um das kostbare Naß vielleicht stundenweit nach ihrer Hütte in den Bergen zu tragen. Schweigend machten sie uns Platz, daß wir einen Schluck aus der Quelle trinken könnten. Sind die Fremden weg, so hört auch das Silentium auf. Aus den Mienen der stummen Zuschauerinnen konnte ich entnehmen, daß ich gewaltig in ihrer Achtung stieg, als sie merkten, daß ich Kaffee in meiner Feldflasche mitführte. Und als ich die Quelle photographierte, wollten alle „daraufkommen“ und bemühten sich „recht freundlich“ dreinzuschauen.

Auf der gegenüberliegenden Höhe ragt eine Ruine zum Himmel wie eine Burg auf den Moselbergen. Es ist Bethzur oder Felsenhausen, eine alte Kanaaniterfestung. Dort hat Judas der Makkabäer den Kampf mit dem überlegenen Feind aufgenommen und einen seiner schönsten Siege über Tysias errungen.

Immer höher steigt die Straße und erreicht bei Bethel-Chalil den Sattel des Gebirges. Links erhebt sich der höchste Berg Südpalästinas bis 1027 Meter über das Mittelmeer, dessen Spiegel zur Rechten in der Ferne aufleuchtet. Trotz dieser Höhenlage ist der Boden recht fruchtbar und liefert außer Getreide, Feigen, Aprikosen und Oliven einen guten Wein. Als wir anhielten, um die in der Nähe liegenden Ruinen zu besuchen, boten uns die Eingeborenen prachtvolle Trauben zum Kauf an. In den Gärten herrschte munteres Treiben bei der Traubenlese. Als dem Verkäufer die feilgebotenen Trauben in den Staub und Unrat des engen Fußpfades fielen, hob er sie auf und wunderte sich, daß wir nun keine Lust mehr verspürten, gerade diese Erzeugnisse seines Weinberges teuer zu bezahlen. Ein Junge biß zuerst in eine Feige, um zu beweisen, daß sie vorzüglich sei; dann bot er sie feil. Ein anderer hätte gar zu gern ein Geschäft mit einer Frucht gemacht, die mehr einer Quitte als einem Apfel glich, aber er brachte nichts an den Mann.

Das weite Trümmerfeld von Bethel-Chalil stellt immer noch die Altertumsforscher vor schwierige Rätsel. Prof. Mader, einer der erfolgreichsten deutschen Forscher auf dem Boden Palästinas, war in jenen Oktobertagen gerade in Verhandlungen mit der Landesbehörde, um die Erlaubnis zur Untersuchung dieser bedeutsamen Stätte zu erhalten. Bis dahin waren die deutschen Gelehrten immer noch von dem friedlichen Wettbewerb auf dem Gebiete der Wissenschaft ausgeschlossen, während die Diplomaten übersoffen von „Völkerversöhnung“ und der „Geist von Locarno“ umging. Prof. Mader hofft den Nachweis zu erbringen, daß dort oben bei Bethel-Chalil das älteste Hebron gelegen habe. Der Name weist bestimmt auf den „Freund des Barmherzigen“, auf Abraham, hin.

Nach glaubhafter Überlieferung stand hier die Eiche von Mambre. Der Patriarch hat daselbst dem Herrn einen Altar gebaut und von Gott die drei großen Verheißungen empfangen. Daß der



Ort so herrlicher Offenbarung Gottes an die Menschen als Heiligtum in höchsten Ehren stand, ist leicht begreiflich. Isaaks Geburt ist hier den betagten Eltern verkündet worden, und im Alter von 180 Jahren starb er bei der Eiche von Mambre. Jakob kam mit seiner Familie hierher. Joseph, der Liebling des Vaters, träumte hier seine prophetischen Träume und ist mit seinem bunten Rock an den Festtagen über diese Höhen gewandert. Von hier hat er später den alten Vater nach Ägypten holen lassen. Da redet jeder Stein von Gottes Fügungen und Führungen, aber auch von menschlichen Irrungen und Verirrungen. Was will daneben der Streit der Archäologen bedeuten, wie alt die Mauerreste von Beth el-Chalil mit ihren wuchtigen, schön behauenen Quadern seien! Der Glaube an die „gesicherten Ergebnisse der neuesten Forschung“ wird etwas stark auf die Probe gestellt, wenn man bedenkt, daß die Datierung dieser Ruinen bei den verschiedenen Gelehrten um die Kleinigkeit von 3000 Jahren schwankt.

Von dem Heiligtum auf der Hochebene führt die Straße in das anmutige Tal hinab, an dessen Hängen sich Urba, der Vater Enaks, in der Urzeit ein herrliches Plätzchen für die „Stadt des Urba“ gesucht hat. Uns ist sie besser mit ihrem biblischen Namen Hebron bekannt, während der Araber sie el-Chalil, das heißt die Stadt des Freundes Gottes, die Stadt Abrahams, nennt. Um sieben Jahre älter als das alte Tanis in Unterägypten, gehört Hebron zu den ältesten Städten der Welt. Orientalische Phantasie hat den Ort mit dichtem Geranke sonderbarster Legenden umspinnen. Da wird auf einem Felde die rote Erde gezeigt, aus der Gott den ersten Menschen schuf. Da gibt es eine Grotte, in der sich Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradies versteckt haben sollen. Da wird der Acker verehrt, auf den bei der Ermordung Abels das erste Menschenblut geflossen ist; und die frommen Mohammedaner haben über dem vermeintlichen Grab des Brudermörders Kain eine kleine Moschee erbaut.

Solche Erzeugnisse der Einbildungskraft mögen dazu beigetragen haben, daß die mohammedanische Bevölkerung Hebrons gegen die Christen sehr fanatisch ist. Bis vor einigen Jahren war es nur einzelnen Mitgliedern christlicher Fürstenhäuser erlaubt worden, Hebrons größtes Heiligtum, den H a r a m e l - C h a l i l , zu betreten. Baugeschichtlich gehört die Stätte sicher zu den bedeutsamsten in Palästina. In ihren Einzelheiten noch nicht genügend erforscht, gehen die mächtigen Umfassungsmauern in den unteren Schichten wohl auf Herodes zurück, während die eigentliche Moschee eine gut erhaltene christliche Basilika aus der Kreuzfahrerzeit darstellt. In ihr befinden sich die Gräber der Patriarchen. Wie am Tempel zu Jerusalem, so versammeln sich auch hier an jedem Freitag die Juden, um über Israels Schicksal zu weinen. Hebron zählt außer etwa 20 000 Mohammedanern einige tausend Juden, aber nur wenige Christen.

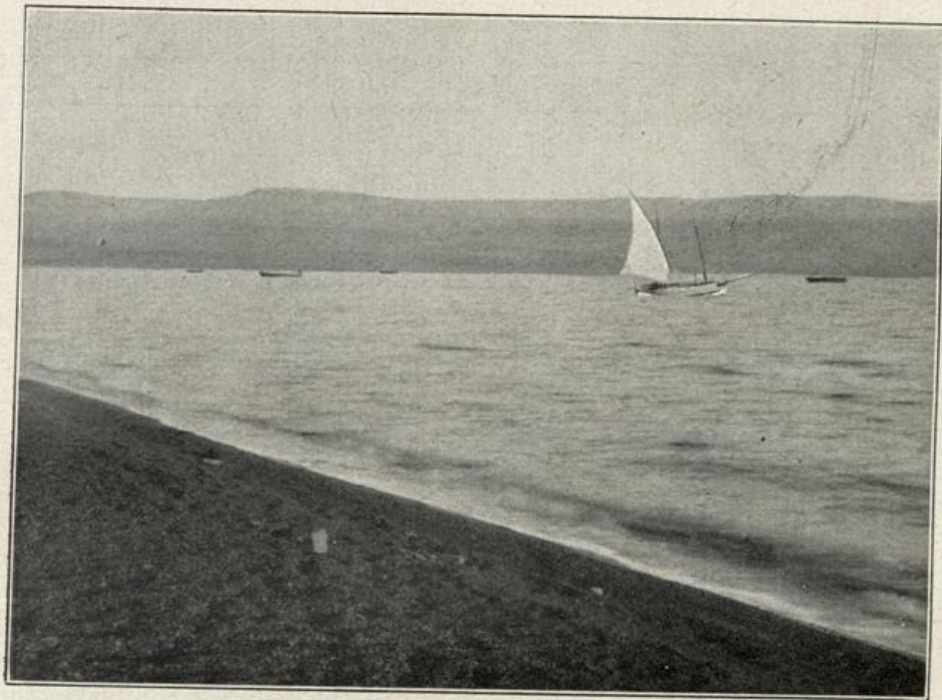


Durch die Fürsprache eines angesehenen Gelehrten zu Jerusalem war es unserm Führer gelungen, beim obersten mohammedanischen Mufti Palästinas für fünf Mitglieder unserer Studienkarawane die schriftliche Erlaubnis zum Besuch der Moschee zu erwirken. Die Erlaubnis für alle neun Teilnehmer war nicht zu erreichen. Auch so hielt es noch schwer, die Ortsbehörde in Hebron zu bewegen, sich der Entscheidung der Oberbehörde zu Jerusalem zu fügen. Während der Verhandlungen schauten wir uns die Teiche Hebrons an, in denen allerdings das Wasser fehlte. An einem dieser Teiche hat David die Glieder der Mörder Isboseths aufhängen lassen. David selbst ist in Hebron zum König ausgerufen worden und hatte hier seine Residenz, ehe er Jerusalem erobern konnte.

Neugierig schauten die Leute in unsere Bücher. Die „Sekundärschule“ hatte gerade Morgenpause, und die Schüler interessierten sich besonders für unsere Landkarten. Nachdem wir auf einer halbschneckenförmigen Treppe eine Terrasse erstiegen hatten, die einen Überblick über die Gesamtanlage des Haram el-Chalil gestattete, versuchten wir unser Glück, eines der mit fanatischer Eifersucht gehüteten größten Heiligtümer des Islam im Innern zu besichtigen. Wir hofften, der allmächtige Badschisch werde für alle neun Kollegen den Zutritt erwirken; aber es gelang nicht. Als wir dann die schriftliche Erlaubnis der obersten Instanz Palästinas für fünf von uns vorzeigten, ließ sich der Wächter, ehe er das Schreiben öffnete, unsere Namen diktieren. Dann verglich er sie sorgfältig mit den im Ausweis des Mufti verzeichneten Namen und wollte Schwierigkeiten erheben, als ein Name irrtümlich anders geschrieben war. Endlich gab er nach. Da wir uns weigerten, barfuß das Heiligtum zu durchschreiten, durften wir Überzüge anlegen.

Das Innere wirkt immer noch wie eine christliche Kirche aus romanischer Zeit, nachdem die Altäre beseitigt und durch Gebetsnische und Lesepult ersetzt wurden. Einzelne Beter knieten umher. Der Schritt blieb geräuschlos auf den Matten und Teppichen. Die Unterkirche ist seit Jahrhunderten von niemand mehr betreten worden. Dort befand sich die Höhle Matpela, die Abraham als Begräbnisstätte mitsamt dem Acker für 400 Schekel kaufte. Neben Sara hat er dort seine letzte Ruhestätte gefunden. Sein Sohn Isaak mit Rebekka, endlich Jakob und Lia wurden hier beigesetzt. Rachel ruht ja am Wege bei Bethlehem. Über den Gräbern sind große Kenotaphien errichtet und mit golddurchwirkten Teppichen überdeckt. Durch einen schmalen Schacht darf man einen Blick hinunter tun und gegen entsprechenden Badschisch seinen Namen auf einem Papierstreifen hinunterwerfen. Die Echtheit der genannten Gräber wird durch uralte Überlieferung verbürgt, ganz abgesehen von den Mitteilungen der Bibel über die Lage der Begräbnisstätte und die Beisetzung der Patriarchen daselbst. Der Bericht über den





Am Nordufer des Toten Meeres (S. 147–149)

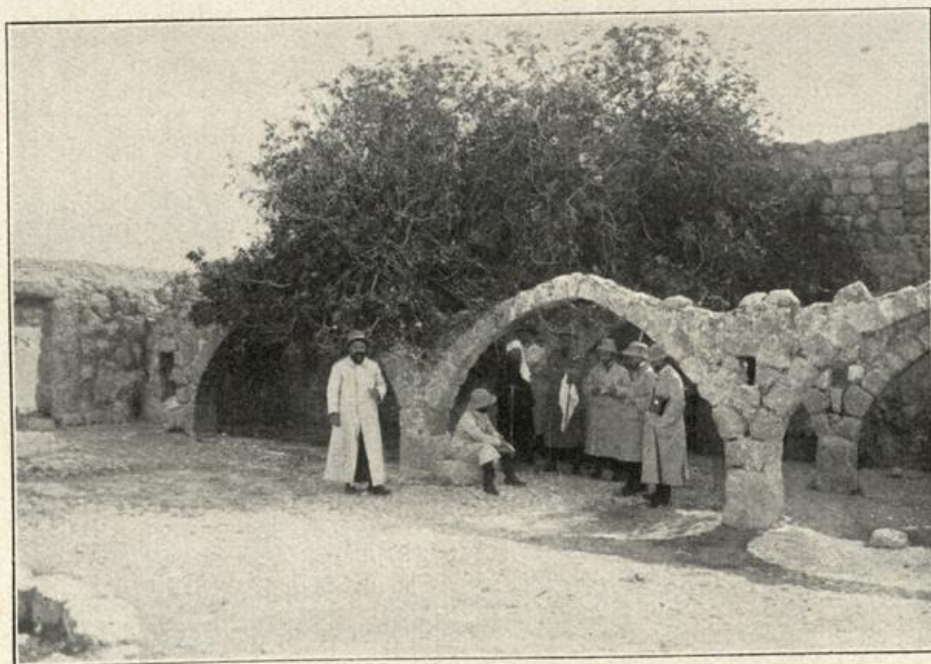


Jafa und Tel-Aviv (S. 154–157)





Kelteranlage im Weinberg (S. 155)



Bethfemes (S. 179)



Kauf des Grundstücks im 23. Kapitel der Genesis ist ein lehrreiches Kulturdokument.

Das Bewußtsein, am Ort einer 4000jährigen geschichtlichen Überlieferung zuweilen hier den Unsterblichkeitsglauben der Menschheit durch 40 Jahrhunderte verfolgen zu können, nötigt Ehrfurcht ab. Es macht sogar die Eifersucht begreiflich, mit der die Mohammedaner den Ort hüten. Aber ohne etliche Zeugnisse aus dem Reich der Legende kommen die Jünger des Propheten auch hier nicht aus. Darum zeigte uns der Wächter bald hier bald dort wunderliche Erinnerungen an Mohammed, wobei wir es mit Bedacht unterließen, unsere Zweifel allzu deutlich zu bekunden. Sogar das Grab des ägyptischen Joseph wird im Haram el-Chalil gezeigt. Als einer den Wächter aufmerksam machte, dieses Grab befinde sich doch bei Sichem, kam prompt die Antwort: „Dawohl, dort war es einmal, aber Moses hat es hierher versetzt.“ Leider hatte der wenig bibelfeste Verteidiger moslemischer Legenden vergessen, daß Moses nie einen Fuß auf den Boden Palästinas gesetzt hat.

Inzwischen hatten unsere weniger glücklichen Reisegefährten zweimal versucht, wenigstens dem Eingang des Heiligtums sich etwas zu nähern, waren aber jedesmal zurückgetrieben worden und zogen es dann vor, den Fanatismus nicht unnötig zu reizen, sondern im Schatten der hohen Umfassungsmauern geduldig zu warten, bis wir unsere Besichtigung beendet hatten und ihnen darüber Bericht erstatten konnten.

### In der Stadt der Wüste.

„Von Dan bis Bersabee“, sagte der Israelit, wenn er sein ganzes Vaterland von Nord bis Süd bezeichnen wollte, wie bei uns der Ausdruck „von der Maas bis an die Memel“ Gesamtdeutschland von West und Ost umgrenzt. Zu diesem südlichen Punkt Palästinas, zur „Stadt der Wüste“, gelangten wir am 12. Oktober, einem sonnigen Herbsttage. Friederike Kempners Wunsch ging da für uns in Erfüllung:

„Laßt mich in die Wüste eilen,  
Wo die vierzig Palmen sind,  
Wo die Dromedare weilen  
Und die Quelle ewig rinnt.“

Wüste, Palmen, Dromedare und seit Jahrtausenden rinnende Quellen sollten wir dort beieinander finden.

Beim Abschied von der Patriarchenstadt Hebron können wir nochmals die landschaftlichen Reize der Stadt und ihrer Umgebung genießen. Dann nimmt uns wieder das Bergland des Negeb auf. Je weiter wir nach Süden kommen, umso niedriger werden die Höhenzüge, umso einsamer schlängelt sich der Weg durch die Täler hindurch. Ab und zu steigt er über einen Bergrücken hinüber, um die Richtung auf sein Ziel nicht zu verlieren, wenn die Täler allzu weite Schleifen ziehen. Auf



den Talsohlen hat der Boden die dunklere Färbung des Ackerlandes. Selten begegnet uns ein Mensch oder eine Karawane. Die wenigen Dörfer liegen meist auf den Hügelrücken. Schmutzige Kinder, nur notdürftig gekleidet, spielen vor den Lehmhütten. Die Sonne kann sich nach Herzenslust auswirken. Ihr Licht und ihre Glut flimmern über der Landschaft wie über einem Backofen. Wir sind an der Grenze der Wüste angelangt.

Bald verliert sich der Blick in endloser Ferne, wo sich der Himmel mit dem Wüstenande berührt in einer unklar verschwimmenden Linie. Die Wüste hat manchen verwandten Zug mit dem Meere und ist doch wieder so ganz anders. Ein Bild der Unendlichkeit sind beide. Aber das ewig wechselnde Spiel der Wellen und des Lichtes macht das Meer zum Bild unaufhörlichen Lebens und Werdens, voll von Geheimnissen, die niemand ergründet. Die graue Fläche der Wüste dagegen ist eher ein Bild des Todes. Und doch scheint alles nach Leben zu schreien in dieser Dürre, in der einst wohl auch einmal frisches Grün den Schöpfer grüßte. Dem Psalmisten ist das ein Symbol der einsam gewordenen Seele in der Gottesferne:

„Ich breite meine Hände nach dir aus;  
Wie wasserloses Land lechzet nach dir meine Seele.“

Je näher wir an Bersabee herankommen, umso schlechter wird die Straße. Meist fahren wir nebenher über das flache Gelände, wenn nicht ein ausgetrocknetes Bachbett einen so tiefen Graben zieht, daß wir auf den Fahrweg biegen müssen. Mitten darauf liegt ein „Ford“ mit zerbrochener Achse. Ein brauner Junge sitzt darin, um zu wachen, daß nichts fortgeschleppt wird. Als wir gegen Abend auf der Heimfahrt wieder vorbeikamen, hatte sich das Bild nicht im mindesten geändert. In der Wüste muß auch ein Ford Geduld lernen, wenn ihm ein Unglück begegnet.

In der Umgebung Bersabees regt sich mehr Leben. Der Boden wird fruchtbarer. Stundenlang dehnt sich die leichtgewellte Ebene aus, ein unübersehbares Getreidefeld und Weideland. Esel, Kamele, Rinder und Ziegen suchen darauf nach den letzten Stoppeln. Kein Hälmchen ist zu sehen, und man fragt sich, wovon die Tiere leben können. Bissige Hunde klaffen uns entgegen, als ärgerten sie sich, daß wir so bequem vorwärts kommen, während ihnen die Sonne auf das zottige und verstaubte Fell brennt.

Ein Minarett ragt aus einer Dase empor, weithin ein Zielpunkt für das Auge. Dort liegt auch das Ziel unserer Fahrt. Immer zahlreicher werden die Karawanen. Wie Fürsten thronen die Beduinen hoch oben auf den Rücken der Kamele. Ein eintöniger Rhythmus liegt in dem lautlosen Schritt der Tiere, während der Reiter die schaukelnde Bewegung mitmacht. Blöde starren die Augen der Tiere ins Leere, während das nervöse Zucken der Lippen verrät, daß sie doch nicht so



empfindungslos sind, wie es scheinen könnte. Vornauf trippelt gewöhnlich ein Esel und zeigt den Weg, weil das Kamel so wenig Orientierungssinn hat, daß es nur schwer sich allein zurechtfindet. Das Wort vom „dummen Kamel“ hat seine Berechtigung; aber gegen den „dummen Esel“ wird jeder Verwahrung einlegen, der im Orient beobachtet hat, wie klug der Esel ist und wie geschickt er sich aus schwierigen Lagen herausfindet. Es müßte denn sein, daß seine europäischen Brüder in der Ausbildung ihrer Fähigkeiten zurückgeblieben wären.

Was wollte der Orientale ohne diese beiden Tiere Kamel und Esel anfangen! Sie dienen ihm als Reittiere und Lasttiere. Vor allem das Kamel ist in seiner staunenswerten Bedürfnislosigkeit für die weiten, wasserlosen Wege unerseßlich. Sein wolliges Haar wird zu den kräftigen, gegen Regen im Winter und Sonne im Sommer schützenden Stoffen verarbeitet. Selbst den Brennstoff für den täglichen Bedarf muß in den holzarmen Gegenden das Kamel liefern; an vielen Orten sieht man den trockenen Kamelmist vor den Hütten aufgeschichtet, wie hierzulande Reisig und Scheiterhaufen. So begreift es sich, daß eine orientalische Frau glücklich ist, wenn ihr Gatte sie beehrt mit dem Titel: „O du Kamel meines Hauses!“ Das ist der Ausdruck höchster Wertschätzung und zärtlicher Liebe.

Als ob die Wüstensöhne einen Sternlauf nach Bersabee veranstalten wollten, so strömten von allen Himmelsrichtungen die Kamelkarawanen dort zusammen. Es war Markttag. Bessere Gelegenheit zum Studieren hätten wir gar nicht finden können. So reinrassige Typen der eingeborenen Bevölkerung sind in dem Völkergemisch Jerusalems und der übrigen Städte fast Ausnahmen geworden. Lange wird es wohl in der Stadt der Wüste nicht mehr dauern, bis die „Kultur“ ihren verflachenden Einfluß so stark geltend macht, daß alle Poesie verwässert und alles Ursprüngliche verwischt und alles Echte vom Schein verdrängt wird. Seit dem Kriege besitzt nämlich Bersabee einen Bahnhof und ist durch den Schienenstrang mit Refah an der Strecke Haifa—El-Kantara verbunden. Ob bei diesem Bahnbau mehr die Sorge um das Wohl des Landes durch leichtere Abfuhr des Getreides oder aber militärische Erwägungen den Ausschlag gaben, haben wir nicht näher untersuchen wollen.

Schon die türkische Regierung wandte in den letzten Jahren ihres Bestehens in Palästina der Entwicklung Bersabees besondere Aufmerksamkeit zu. Die Brunnen wurden erneuert, die Stadt mit regelmäßigen Straßen und Neubauten versehen. So kommt es, daß dieses Neue wie etwas Gemachtes, nicht wie etwas aus eigenem Geseß Gewachsenes aussieht und wie ein Fremdkörper in all dem Naturhaften erscheint. Die Hauptstraße ist breit und wirkt in ihrer schnurgeraden Linie mit den Pfefferbäumen zu beiden Seiten und dem Verwaltungsgebäude im Hintergrund wie eine Allee.



Am „English Hotel“ hielten wir an, um ein Mittagessen einzunehmen. Dieses Hotel muß man gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Im Hausflur, dem größten Raum des Hauses, fanden wir zur Not Platz. Das Essen hatten wir von Jerusalem mitgebracht und einige Flaschen Elberfelder Bier dazu. Dem Wirt schien das selbstverständlich zu sein. Die große Kinderschar hatte viel Freude an dem Obst, das wir mit ihr teilten. Noch mehr freuten sich die Hühner und Küken unter dem Tisch, wo sie nach den Brosamen haschten, um sie sich dann streitig zu machen. Währenddessen braute die Wirtin, das Jüngste auf dem Arm, uns Kaffee. Das rötlich blonde Haar der Eltern und Kinder verriet, daß die Familie nicht von jeher in Bersabee ansässig war. Aus dem sorgenvollen und gedrückten Aussehen des Mannes mochte man den Schluß ziehen, daß die geschäftliche Lage des „English Hotel“ nicht gerade glänzend war. Im Hintergrund des Gartens prangte auf einer Badewanne das Zeichen des englischen Roten Kreuzes, ein Überbleibsel aus dem letzten Abschnitt des Krieges. Während des Imbisses studierte ich eine auf dem Kopf stehende Inschrift an der Tür des Wohnraumes. Endlich hatte ich den neuesten Beitrag zur Inschriftenforschung gefunden in der Feststellung, daß die Bretter dieser Tür im „English Hotel“ zu Bir es-Saba ehemals eine Nürnberger Bierkiste gebildet haben. Das war wohl ein Überbleibsel aus dem ersten Abschnitt des Weltkrieges, als hier die deutschen Feldgrauen gegen die Engländer kämpften. An der Wand hing noch die Erlaubnis des Kommandanten zum Verkauf alkoholischer Getränke in diesem Hotel.

Neben dem Verwaltungsgebäude ist ein neuer Stadtgarten angelegt worden. Mitten darin erhebt sich auf einer dünnen, hohen Säule die Büste des siegreichen englischen Generals Allenby. Viel Kunstfinn hat bei der Errichtung nicht mitgesprochen, und man weiß nicht recht: soll das Denkmal den Garten weihen, oder soll der Garten die Dürftigkeit des Denkmals verhüllen? Der Mann hat etwas Würdigeres verdient; denn wäre den Deutschen und Türken der Durchbruch zum Suezkanal gelungen, so hätte die englische Weltmacht an einer recht empfindlichen Stelle gepakt werden können.

Der Flur des Regierungsgebäudes dient zugleich als Spritzenhaus der Feuerwehr. Am schwarzen Brett lud eine Bekanntmachung in den drei Landessprachen — Arabisch, Englisch, Hebräisch — zur Teilnahme an der Wallfahrt zum „Feste der Jungfrau“ nach Jerusalem ein. Den Pilgern wurde Fahrpreisermäßigung zugesagt, wenn sie mit der Eisenbahn über Refah—Lydda zur Landeshauptstadt fahren wollten, um am Feste der Gottesmutter teilzunehmen. Einige Schritte vom Regierungsgebäude entfernt steht die große neue Moschee, deren Minarett wir aus der Ferne erspäht hatten.

Mehr als das alles reizte das Leben und Treiben auf den Straßen



und Plätzen unsere Neugierde. Die Hauptstraße dient in ihrem untern Teil als Basar. Da liegen tausenderlei Gegenstände am Boden ausgebreitet oder hängen an Pfosten und Pfählen, minderwertiger Kitsch aus Europa, aber auch echte Erzeugnisse des Landes. Wolle, gesponnen und verarbeitet, in lebhaften Farben leuchtend, ist reichlich vertreten. Dazwischen schreiten selbstbewußt mit elastischem Schritt die Prachtgestalten der freigeborenen Söhne der Wüste. Am Gürtel tragen sie den Dolch und Krummsäbel mit kunstvoll geziertem Griff. Die Frauen „schmücken“ sich auf eigentümliche Weise: Das Gesicht ist nicht nur tätowiert, sondern fast ganz verdeckt durch Münzen, Perlen und Korallen oder ähnliche Dinge, die in dicken Strähnen vom Stirnband herabhängen. Manches wertvolle Stück aus altem Erbgut wird darunter sein.

Am lebhaftesten ging es in der Nähe der drei Brunnen zu. Ihnen verdankt ja Bersabee seinen Ursprung, seinen Namen und seinen Fortbestand seit vier Jahrtausenden. Abraham hat einen der Brunnen graben lassen und schloß daselbst feierlich ein Bündnis mit Abimelech, dem Fürsten von Gerara. Seither trägt der Ort den Namen Bersabee, d. h. Brunnen des Eidschwurs oder Brunnen der Sieben. Die Araber nennen die Stadt Chirbet Bir es-Saba, während die Schreibweise Bersabee aus der griechisch-lateinischen Bibel stammt. Bei dem Brunnen hat dann Abraham einen Baum gepflanzt und dem Herrn einen Altar errichtet. Später haben die Patriarchen Isaak und Jakob an dieser Stelle dem wahren Gott geopfert. Auch die beiden andern Brunnen sind uralt. Mehr als einmal haben sich blutige Kämpfe um ihren Besitz abgespielt. Wer sie besitzt, der beherrscht die wichtigen Karawanenwege, die hier von allen Seiten zusammenlaufen.

Das Knarren und Röcheln eines großen hölzernen Göpelwerkes drang von weitem her an unser Ohr, als wir uns dem Brunnen näherten. Ein Esel ging geduldig im Kreise herum und hielt das Schöpfrad in Bewegung, sodaß unaufhörlich Wasser aus der Tiefe heraufgezogen wurde und in große Steintröge floß. Aus ihnen wurde es zum Tränken der Tiere entnommen oder in Benzinkannen, Steinkrügen und Tiereschläuchen nach Hause geschafft. Hunderte von Kamelen lagerten in der Nähe oder standen auf dem Marktplatz zum Verkauf. Große Haufen von Getreide und Früchten waren aufgeschüttet. Mit Kennerblick musterten die kaufslustigen Beduinen die Tiere und Waren. Die wallenden Mäntel, die malerischen Keffije, die sonnenverbrannten Gesichter, alles klang zusammen wie ein Lied aus längst vergangenen Tagen und war doch lebendige Gegenwart.

Als ich eine Szene im Lichtbild festhalten wollte und den Apparat einstellte, drängten die Beduinen, die alten und die jungen, sich wie Kinder um mich herum und schauten so aufmerksam zu, daß ich wiederholt eine Lücke freimachen mußte, um überhaupt etwas auf die Platte zu bekommen. Ähnlich ging es einem Kollegen, als er sein Fernglas



benutzte. Alle wollten einmal hindurchgucken. Man mußte diese Naturkinder in ihrer Unberührtheit von moderner Kultur lieb haben. Sie waren freundlich und zutraulich zu uns Fremdlingen, weil sie sahen, daß wir nichts Böses im Schilde führten und nicht über ihre Eigenart lachten und spotteten.

Eine junge Frau schritt vorüber, den Wasserkrug auf der einen, ein Kind auf der andern Schulter tragend. Ich mußte unwillkürlich an Hagar denken und an Ismael. Hier bei Bersabee war es ja, wo Sara ihren Mann drängte, Hagar, die Magd und Nebenfrau, mit ihrem Knaben zu verstoßen, damit Isaak nicht bedroht sei. Oft hört man das Urteil, es sei herzlos und unmenschlich von Abraham gewesen, dem Drängen Saras nachzugeben und Mutter und Kind zu verjagen. Aber der hl. Text der Bibel berichtet auch, daß der Patriarch durchaus nicht sofort dem Verlangen der eifersüchtigen Gattin willfahrte, sondern erst auf Befehl Gottes hin handelte, wobei ihm Gott versprach, für Hagar und Ismael zu sorgen. Mit Brot und Wasservorrat versehen, trat dann Hagar, die Ausgewiesene, den schweren Gang durch die Wüste von Bersabee an. Gott löste sein Versprechen ein und rettete wunderbar Mutter und Kind vor dem Tode des Verschmachtens.

In der Wüste bei Bersabee irrte später der Prophet Elias umher, als der Haß der grausamen Jezabel ihn zwang, sein Leben durch Flucht zu retten. Einen Tagemarsch von Bersabee entfernt, packte ihn so sehr der Lebensüberdruß und die Erschöpfung, daß er unter einem Ginsterbusch sein letztes Stündlein erwartete. Aber statt des schrecklichen Todes in Durstqualen kam der Engel Gottes, um den Propheten durch Aschenbrot und Wasser zu stärken, sodaß er den weiten Weg von vierzig Tagen bis zum Gottesberge Horeb überstand. Wer vor Bersabee steht und den Blick nach Süden über die endlose Wüste schweifen läßt, ist glücklich, daß er nicht wie Hagar und Elias zu Fuß nach dieser Richtung weiter wandern muß, sondern nordwärts nach den Bergen Judäas zurückkehren darf. Was für eine Wohltat hat doch Abraham der ganzen Gegend erwiesen, indem er den Brunnen zu Bersabee grub und den heiligen Baum daneben pflanzte. Der Patriarch war damals etwa 100 Jahre alt. Fast könnte man glauben, Friedrich Wilhelm Weber habe an ihn gedacht, als er sein Gedicht „Eine Tat“ niederschrieb, worin er auch den Greis auffordert, vor dem Sterben noch eine Tat zu vollbringen:

„Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.  
Grab einen Quell aus dürrem Wüstenland,  
Pflanz einen Baum in ödes Heideland,  
Auf daß ein Wanderer, der nach vielen Jahren  
An deinem Born sich labt und Früchte bricht  
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:  
»Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren.«“



## Am Ort der Himmelsleiter.

In unserm ursprünglichen Plan war ein Ritt nach Bethel, der Stätte, wo Jakob im Traume die Himmelsleiter sah, vermerkt. Weil aber die Ausbesserung der Wege gute Fortschritte gemacht hatte, durften wir es wagen, uns auch für diese Fahrt getrost unsern Chauffeuren anzuvertrauen. Auf der Straße Jerusalem—Nablus hatten wir rasch El-Bire, das alte Beeroth, im Gebiete Benjamins erreicht. Unterwegs kostete es etliche Überwindung, an bedeutsamen Plätzen der heiligen Geschichte des Alten Testaments nur kurzen Halt machen zu können und uns mit einigen Erläuterungen unseres Führers begnügen zu müssen. Aber wer in Palästina beim ersten Besuch allen Spuren der Vergangenheit ein eingehendes Studium widmen möchte, würde wohl bis an sein Lebensende dort verweilen müssen und dürfte trotzdem das Alter der Patriarchen erreichen.

So freuten wir uns denn schon aufrichtig, links und rechts vom Wege in bunter Abfolge die wichtigsten Eindrücke in uns aufzunehmen. Da liegen beim „Bohnenhügel“ die Ruinen der Geburtsstadt Sauls, des ersten Königs von Israel. Ein Unstern waltete über Gibeon und seinem königlichen Sproß; denn die Erinnerungen, die sich an diese Benjaminitenstadt anknüpfen, sind ein trauriges Kapitel in der Geschichte des Volkes Israel. Fast der ganze Stamm Benjamin wurde ausgerottet, als die Bewohner Gibeas sich weigerten, das scheußliche Verbrechen der Mitbürger an der Frau des Leviten aus Ephraim zu sühnen. „Zu jener Zeit gab es keinen König in Israel; jeder tat, was ihn gut dünkte,“ so schließt der Verfasser des Richterbuches den Bericht über diese Schandtät und ihre Folgen. Aber auch, als Israel einen König hatte, geschahen in Gibeon und in seiner Nähe Dinge, die wenig ehrenvoll sind und davon Kunde geben, daß nicht die monarchische und nicht die demokratische Verfassung ein Land rettet, wenn nicht die ewigen Gesetze des Schöpfers vom Fürsten sowohl wie von den Untertanen beobachtet werden.

In geringer Entfernung von Gibeon, zu Anathoth, wurde einer der größten Männer des Alten Bundes, der Prophet Jeremias, geboren. Wie alle echten Freunde ihres Vaterlandes hat er wenig Dank für seine Liebe geerntet, weil er den Mantel nicht nach dem Winde hängen und den Leuten nicht sagen wollte, was sie gern hörten, sondern weil er ein Herold der Wahrheit und ein Mahner zu Zucht und Sitte war. Auf einem die Gegend beherrschenden Hügel von schöner Kegelform ist rechts von der Straße der Ort Maspha zu suchen. Samuel hat dort gewirkt als Richter in Israel und durch seine Besonnenheit manches Unheil von seinem launenhaften Volke abgewendet. Dort stand auch Saul unter seinen Landsleuten und überragte alle um Haupteslänge, als Samuel ihn als den von Gott bestimmten künftigen König vorstellte.



Bei El-Bire bogen wir von der Hauptstraße östlich ab, um auf einem Seitenweg das Hauptziel des Tages zu erreichen. Bis dahin waren wir dem Weg gefolgt, auf dem einst Maria und Joseph mit den Pilgern aus Galiläa heimwärts wanderten, während der Jesusknabe ohne Wissen der Eltern in Jerusalem zurückgeblieben war. Viele nehmen an, in El-Bire seien die Eltern auf das Fehlen des Knaben aufmerksam geworden. Eine Kirche zu Ehren der hl. Familie, in der Zeit der Kreuzzüge erbaut, ist in Trümmer gesunken. Die Ansicht, daß nicht hier in El-Bire, sondern in dem weiter nördlich liegenden El-Lubban der Jesusknabe vermißt worden sei, hat mehr Gründe für sich.

Ein armes Bergdorf, Betin genannt, nimmt die Stelle des alten Bethel ein, das eine so große Rolle in der Bibel des Alten Bundes spielt. Die niedrigen Lehmhütten erinnern an Samaria. Hart am schmalen Wege steht eine ehemalige christliche Kirche, jetzt Schule und Gebetsstätte der mohammedanischen Dorfbewohner. Über eine leichte Talfenkung hinweg gelangt man zwischen Gärten und Olivenbäumen hindurch zu einer Ruine, etwa ein Kilometer von Betin ostwärts entfernt. Darüber hinaus geht der Weg nach Hai. Die Ruine war ehemals ein christliches Gotteshaus. Die schön behauenen Steine sind stumme Zeugen vergangener Herrlichkeit. Daß dieses Heiligtum ein Trümmerhaufen ist, bedeutet eine schwere Anklage gegen alle, denen ein Ort wie dieser zu den ehrwürdigsten auf Erden zählen mußte. Wir stehen an der Stelle, von der es in der Genesis heißt: „Und Abram zog fort auf die Berge östlich von Bethel und schlug sein Zelt auf, so daß er Bethel im Westen und Hai im Osten hatte. Er errichtete daselbst dem Herrn einen Altar und pries den Namen des Herrn.“

Könnten die Steine der Trümmerstätte reden, sie wüßten zu erzählen, wie Abram später nach Bethel zurückkehrte, wie er sich dort mit Lot über die Verteilung der Weideplätze einigte; wie Jakob auf der Flucht vor Esau sein müdes Haupt auf einen dieser Steine legte und im Traume die Himmelsleiter sah; wie ihm Gott das Land weit und breit in der Runde als Erbe verhieß; wie dann Jakob am Morgen den Stein als heiliges Malzeichen errichtete und den Ort Bethel nannte, während er vorher Luz geheißen hatte. Bethel bedeutet Haus Gottes; denn so sprach Jakob: „Schauerlich ist dieser Ort! Hier ist wahrhaftig Gottes Haus und des Himmels Pforte.“ Bei der Rückkehr aus Mesopotamien starb Rebekkas Amme Debora zu Bethel, und Jakob erhielt hier seinen neuen Namen Israel, Gottesstreiter.

Wir mußten noch lange lauschen, wollten wir die Steine auf der Höhe von Bethel weiter berichten lassen von ihren Erlebnissen, von dem Stamme Benjamin, der sich eines solchen Heiligtums in seinen Grenzen wenig würdig zeigte; von der Richterin Debora; von Samuel und Saul; von der Bundeslade, die zeitweilig in Bethel stand; von den frechen Buben Bethels, die über den Kahlkopf des Propheten Elifäus



spotteten, bis zwei Bären aus dem nahen Walde kamen und 42 von ihnen zerrissen; von den Greueln des Götzendienstes, die in den Zeiten des Abfalls vom wahren Gott auf dieser Anhöhe sich abspielten. Heute ist allerdings von einem Wald nicht mehr viel zu sehen. Nur Oliven- und Feigenbäume stehen umher. Arme Fellachen aus Betin gaben sich redlich Mühe, uns einige Antiquitäten, besonders Münzen, zu verkaufen.

Ein Höhenweg führt in ungefähr einer halben Stunde weiter östlich nach Hai. Das Auge genießt während dieser Wanderung entzückende Fernsichten. Liegt doch Bethel 881 Meter über dem Meer, also etwa 100 Meter höher als Jerusalem. Greifbar nahe treten die Berge von Ephraim heran. Dort hat sich Jesus im letzten Winter seines öffentlichen Lebens aufgehalten, als seine Feinde wegen des Wunders an Lazarus seinen Tod beschlossen und einen Steckbrief gegen ihn erließen, „daß jeder, der von seinem Aufenthalt wisse, es anzeigen müsse, damit man ihn verhaften könne“ (Joh. 11, 57). Auf den Höhen von Ephraim hat einst Absalom große Schaffschur gehalten, wozu er alle Söhne Davids einlud. Beim Festmahl ließ er dann seinen Stiefbruder Amnon ermorden, um so für die seiner Schwester Tamar angetane Schmach blutige Rache zu nehmen.

Die Jordansenkung zieht einen tiefen Schnitt durch das Landschaftsbild, und wie eine Riesenschlange windet sich das grüne Band des dichten Uferbuschwerks durch die graue Fläche. Von dort herauf kam Christus, als er am Jordan die ersten Apostel gewonnen hatte und mit ihnen zur Hochzeit nach Kana ging. In der Nähe von Bethel, vielleicht auf unserm Pfad, muß es gewesen sein, wo Philippus seinen Freund Nathanael dem Meister zuführte, nachdem Nathanael in beleidigtem Lokalpatriotismus das Wort gesprochen hatte: „Kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ Er selbst stammte ja aus Kana und blickte verächtlich auf die Hinterwäldler aus Nazareth. Als er zu Jesus kam und hörte, wie dieser zu den andern sagte: „Da kommt ein echter Israelit, an dem nichts Falsches ist,“ da freute er sich so über diese richtige Einschätzung seiner Person, daß er den Groll auf alle Nazarener vergaß und ganz befriedigt fragte: „Woher kennst du mich?“ Die Antwort Jesu war eine neue Offenbarung seiner Allwissenheit und die Entgegnung Nathanaels ein herrliches Glaubensbekenntnis. Jesus aber schloß die Begrüßung mit dem tiefen Wort voll göttlichen Selbstbewußtseins: „Nur weil ich dir sagte, ich habe dich unter dem Feigenbaume gesehen, glaubst du. Noch Größeres als dieses wirst du schauen.“ Dann fuhr er fort: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, ihr werdet den Himmel offen und Gottes Engel auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn“ (Joh. 1, 50—51).

Immer schon hatte ich besondere Freude an der prachtvollen Charakterzeichnung der einzelnen Apostel, wie sie uns der vierte Evan-



gelist bei der Erzählung dieser ersten Begegnung Jesu mit seinen Jüngern entworfen hat. Aber erst dort oben auf den Höhen von Bethel ging mir das volle Verständnis für die Einzelheiten auf. Wie paßte da alles so vorzüglich in den Rahmen der Örtlichkeit! Dort, wo einst der Stammvater des Judentums den Namen Israel erhalten hatte, gewann das Lob Nathanaels als „echter Israelit“ besondere Klangfarbe. Und an der Stätte, wo einst der Patriarch im Traumgesicht die Engel auf der Himmelsleiter auf- und niedersteigen sah, war auch das kühne Wort Jesu am ehesten begreiflich, daß seine Jünger gleiches beim Menschensohn erleben sollten.

Fast ehrerbietig schritten wir zwischen den Felsblöcken des Höhenpfades gegen Hai hin in dem Gedanken, ob nicht damals der Meister mit den ersten Jüngern in umgekehrter Richtung zwischen denselben Steinen hindurchgeschritten sei, um zu Kana in Galiläa „den Anfang seiner Wunder zu machen und seine Herrlichkeit zu offenbaren“.

Von der Kanaaniterstadt Hai ist nur mehr ein Trümmerfeld zu sehen, worin der Spaten der Altertumsforscher nach Spuren der Vergangenheit sucht. Es war schon spät geworden, sodaß wir uns auf der gegenüberliegenden Anhöhe niederließen. Einer las das siebte und achte Kapitel des Buches Josue vor, worin erzählt wird, wie die Israeliten nach der Eroberung Jerichos zuerst vergeblich versuchten, die Bergfestung Hai zu erobern, bis der kluge Heerführer Josue durch geschickte Ausnutzung des Geländes die Bewohner aus der Stadt herauslockte, sodaß ein Teil seiner Truppen von der entgegengesetzten Seite her durch die offenen Tore eindringen und Hai in Brand stecken konnte. Wer den Bericht liest, ohne die Örtlichkeit zu kennen, findet darin allerlei Schwierigkeiten. Aber an Ort und Stelle kommt Leben in jeden Satz, und die Erzählung wird so spannend, als sehe man sich alles vor seinen Augen entwickeln.

Ähnlich ist es bei dem nahegelegenen Michmas, wo Jonathan mit seinem Waffenträger einen richtigen Husarenstreich gegen die Philister vollführte, indem er geschickt die Eigentümlichkeit des Geländes ausnutzte. Zum größten Leidwesen eines Kollegen, der sich auf die Besichtigung dieses Plätzchens besonders gefreut hatte, konnten wir nicht mehr dorthin wandern, sondern mußten nach Bethel zurückkehren, wo die Wagen auf uns warteten.

Der steinige Pfad war recht beschwerlich zu gehen, aber wiederholt bot sich unterwegs Gelegenheit zu einer lehrreichen Beobachtung. Wer das herrliche Gleichnis Jesu vom Sämann hört oder liest und nur unsere einheimischen Verhältnisse kennt, wird sich gewiß zifelnd fragen, wie es denn möglich war, daß von dem ausgestreuten Samen ein Teil auf den harten Weg, ein anderer auf Felsengrund, ein dritter unter die Dornen und endlich ein vierter auf gute Ackererde fiel? Auch in Palästina gibt es Gegenden, wo ebenes, ausgedehntes Ackerland



vorzügliche Weizenfelder bietet, z. B. in der Ebene Esdrelon und nach der Meeresküste hin im alten Philisterland. Aber in den Bergen Judäas, Samarias und Galiläas gibt es „Felder“, auf denen ganz dicht beieinander Felsengrund, Dornestrüpp und „guter Boden“ mit dunkelbrauner Ackerkrume zu sehen sind. Und mitten hindurch geht der hartgetretene Weg für Menschen und Tiere. Ob der Sämann will oder nicht, und ob er noch so sorgfältig achtgibt, er kann es gar nicht vermeiden, daß dem ausgestreuten Samen jenes wechselvolle Schicksal begegnet, das Christus so wirkungsvoll benutzt hat, um daran die verschiedene Aufnahme des Wortes Gottes zu veranschaulichen. Nirgendwo sah ich schönere Beispiele dieser Art von Ackerland wie auf der Höhe zwischen Bethel und Hai.

Einige Tage vorher war der Gewitterregen über die Gegend niedergegangen, der unsere Fahrt nach Jafa so hindernisreich machte, wie ich früher berichtete. Jetzt schon zeigten sich die Wirkungen. Über den Bergen lag nicht mehr der Staub des Sommers, als sei Palästina eine einzige Kies- und Sandgrube oder von einem riesigen Kalkofen überdeckt. Ein sanfter Schimmer jungen Grüns lag wie ein Duft darüber. Zwischen den Steinen reckten schon niedliche Blümchen die Köpfchen empor, und an den Dornhecken versuchten frische Blättchen aus den Knospen zu springen. Die armen Kinder der Natur! Die Ziegen- und Schafherden werden bald darüber herfallen, froh, endlich einmal etwas anderes als Stoppeln und dürre Blätter zu finden. Und wo sie nicht hinkommen, da wird die immer noch heiße Oktobersonne schon nach einigen Tagen den Boden wieder so ausgeglüht haben, daß die armen Blümchen und Blättchen sterben müssen, ehe sie recht zu leben anfangen. Wie wird einem da verständlich, was die Bibel an verschiedenen Stellen des Alten und Neuen Testaments sagt, wenn sie das Menschenleben und die irdischen Güter mit der Feldblume und dem Gras vergleicht. Jesaias hat das Bild im 40. Kapitel besonders schön gezeichnet. Ich zitiere die Worte nach der neuen Ausgabe von Paul Rießler:

Es spricht da eine andere Stimme: Kündel!

Was, frag ich, soll ich künden?

„Die ganze Welt ist Gras

und alle ihre Pracht

ist wie die Blume auf dem Felde.

Das Gras verdorrt,

die Blume welkt,

wenn sie der Hauch des Herren trifft.“

Ja wahrlich, Gras ist alles Volk.

Das Gras verdorrt,

die Blume welkt;

doch unfres Gottes Wort

bleibt ewiglich bestehen (Jf. 40, 6—8).



Was liegt doch für eine wunderbare Poesie in der Bibel! Aber auch von dieser Poesie gilt dies Wort: „Wer den Dichter will verstehen, — Muß in Dichters Lande gehen.“

### Ins Reich Abdullahs, des Beduinenfürsten.

Wer Palästina besucht und nur zu jenen Orten kommt, die das Programm eines Pilgerzuges aufweist, kann sich nur schwer eine richtige Vorstellung vom eigentlichen Volksleben machen. Der Orientale hält zwar sehr fest an den Sitten und Gewohnheiten der Väter, sodaß vieles so geblieben ist, wie es zur biblischen Zeit war. Aber an den von Fremden vielbesuchten Stätten herrscht eine Mischkultur, aus der nur ein geübtes Auge Echtes und Uechtes herausfindet. Abseits von der breiten Straße jedoch kann man noch oft das unversehrte alte Bild Palästinas, wie wir es aus der Bibel kennen, entdecken. Das hatten wir schon öfter auf unseren Streifzügen beobachtet.

In besonderem Maße gilt das vom Ostjordanland oder Transjordanien, wie das Gebiet heute heißt. Nach Osten und Süden hin schließt die arabische Wüste das Land ab, nach Westen hin zieht die tiefe Schlucht des Jordans und des Toten Meeres eine Grenzlinie, über die der Fremde bisher selten hinüberging. Ein Ritt in die Gebirge von Moab und ins Land der Ammoniter war nicht bloß mühsam und zeitraubend, sondern auch mit allerlei Gefahren verbunden, wenn nicht einige Mann der Polizeitruppe als Begleiter mitgingen. Die politischen Veränderungen im vordern Orient und vor allem der Siegeszug des Automobils haben nun auch dieses Land leichter zugänglich gemacht. Wer die nötige Zeit hat, sollte deshalb eine Fahrt von Jerusalem über den Jordan hinüber ins alte Ammoniterreich nicht versäumen.

Der Geschichtsfreund kommt dabei nicht weniger auf seine Kosten als der Kunstfreund; denn Städte wie Philadelphia oder Rabbath Ammon, Gerasa und Palmyra gehören zu den bedeutendsten Zeugen der hellenistisch-römischen Kulturperiode. Ihre Denkmäler sind in den abgelegenen Berggegenden viel besser erhalten geblieben als die gleichzeitigen Bauten im engern Palästina, wo im Kampf der Völker und Religionen vieles spurlos zugrunde gegangen ist.

Seit einigen Jahren achtet auch die Welt der Politiker und Diplomaten auf dieses aus langem Schlaf erwachte Dornröschen. Der Prinz, der es geweckt hat, ist Emir Abdullah, der Beduinenfürst. Er ist der Sohn Husseins, den England zum König des Araberreiches von Hedschas machte, aber als solchen nicht gegen den Nebenbuhler halten konnte. Abdullahs Bruder Feissal war zunächst nach dem Kriege zum König von Damaskus ausgerufen worden. Frankreich setzte ihn ab. Das war einer der vielen Fehlgriffe in der syrischen Politik. England gab dem von Frankreich aus Damaskus vertriebenen Feissal das Königreich Irak mit der Residenz Bagdad. Als dazu noch 1923 Feissals



Bruder Abdullah durch England die Anerkennung als Emir von Transjordanien erhielt, also unmittelbarer Nachbar der Druzen wurde, nahm Frankreich mit recht gemischten Gefühlen diese Entwicklung der Dinge hin. Wer heute den Orient besucht, tut gut, die neueste Geschichte vorher zu studieren. Er kann dann allerlei lehrreiche Beobachtungen machen. Das Reich Abdullahs legt für die weitschauende Politik Englands Zeugnis ab. Als Brücke nach dem Zweifströmeland und darüber hinaus hat es für die englische Machtstellung in Asien eine gewisse Bedeutung, ebenso Palästina. Sollte also die Entwicklung in Ägypten für England ungünstig werden, so hat es immer noch gute Trümpfe in der Hand. In seiner klugen Art läßt es dem Reiche jenseits vom Jordan ein solches Maß von Selbstverwaltung, daß das Volk frei zu sein glaubt. Abdullah hat eine Armee von 20 000 Mann. Es war eine Freude, diese strammen, gut gekleideten, ernstesten und doch nicht unfreundlichen Leute zu sehen. Der oberste Führer der Armee wird von England bestimmt. Die Fliegertruppe hat bei Tafa, also im englisch verwalteten Palästina, ihren Stand und kann von dort jederzeit ihre Streifen über den Jordan hinüber machen.

Als wir am frühen Morgen des 19. Oktober bei der neuen Jordanbrücke anlangten, wo Abdullahs Reich beginnt, waren wir gespannt, wie es da drüben aussehen möchte. Die Brücke trägt den Namen des siegreichen Führers der alliierten Truppen an der Palästinafront, des Generals Allenby. An der Westseite prüften englische Posten unsere Pässe, an der Ostseite die Leute Abdullahs. Er war der einzige Landesherr, der kein besonderes Visum für den Besuch seines Reiches forderte. In der Nähe der Brücke waren noch die Reste der Stacheldrahtverhaue aus dem Kriege zu sehen.

Der Bach Nimrin führt hier seine klaren Wasser dem Jordan zu. Beim Eingang des Bachtales ins Gebirge liegt Bet Nimrin, dahinter die Ruinen einer alten Siedlung und Befestigung des wichtigen Überganges. Nicht weit von hier müssen auch die Soldaten ihr Quartier gehabt haben, die einst zu Johannes dem Täufer kamen und ihn fragten, was sie tun mußten, um ins Gottesreich einzutreten. Was der Täufer ihnen sagte, war eine prächtige Standespredigt: „Übt keine Erpressung, betrügt die Leute nicht und seid mit eurer Löhnung zufrieden“ (Lk. 3, 14).

Über den Hütten wehte Abdullahs Flagge. Von weitem glaubte ich die weiß-grüne Rheinlandsfahne zu sehen, bis sich in der Nähe einige Fegen des vom Winde zerrissenen dritten Streifens in schwarzer Farbe zeigten. In Bet Nimrin schlägt der Beduinenfürst im Winter seine Residenz d. h. sein Zeltlager auf. Im Sommer ist's da unten ungemütlich heiß, sodaß es sich in den Bergstädtchen Es-Salt und Amman besser leben läßt.

Der Wadi Nimrin hatte auch zu dieser Zeit ziemlich viel Wasser,



sodaß die Fahrt durch das wild romantische Tal umso herrlicher wurde. Blühende Oleanderbüsche, baumhohes Schilfrohr, Sodomsapfel, Weiden und anderes Grün hoben sich prächtig von den fahlen Felswänden ab. Das Tal ist sehr eng, und die Straße windet sich höher und höher an den schroffen Abhängen hinauf. Allenthalben wurde daran gebaut. Bildet doch diese Straße die Hauptverkehrsader durch Transjordanien. England wird einiges Interesse daran haben, daß sie jederzeit für Kraftwagen fahrbar ist. Im Krieg muß es noch gefährlicher gewesen sein als jetzt, die steilen und scharfen Windungen zu nehmen. Im Talgrund lagen nämlich an verschiedenen Stellen die Trümmer abgestürzter Geschütze.

Auf den braunen Halden der Berge wächst ein guter Weizen. Schwarze Beduinenzelte waren darüber zerstreut. Große Herden von Fettschwanzschafen und Ziegen suchten sich kümmerliche Nahrung und warteten mit Sehnsucht auf den Frühregen. Ist er gefallen, dann ändert sich das Landschaftsbild in wenigen Tagen. Überall beginnt es zu sprossen und zu grünen, und der Fellsche beeilt sich, die Felder einzusäen.

Wie fruchtbar der Boden ist, zeigt sich mehr und mehr, je näher wir dem Hauptort Es-Salt kommen. Wohlgepflegte Gärten liefern saftiges Gemüse verschiedenster Art. Nirgendwo sah ich so üppige Feigenbäume. Die Bevölkerung war fleißig an der Arbeit. Sind doch die Bewohner Transjordanien als viel strebsamer und arbeitssamer denn die Araber Palästinas bekannt. In einem Beduinenzelt sah ich zwei Frauen damit beschäftigt, auf der Handmühle das Mehl für das tägliche Brot zu mahlen. Sie taten es genau so, wie es die Bibel im Alten und Neuen Testament beschreibt. Die Kinder spielten umher, und die Männer schauten zu. Die Frauen tragen in dieser Gegend keinen Schleier, vielfach aber Nasenringe und sind tätowiert.

Es-Salt ist reizvoll an die Talwände und auf die Höhen gebaut, da hier zwei Täler zusammenlaufen. Die Burg aus der Kreuzfahrerzeit macht einen trostlosen Eindruck. An geschichtlichen Erinnerungen und sehenswerten Denkmälern aus alter Zeit ist die Stadt ärmer als alle anderen Hauptplätze des Landes. Um dem Pfarrer der lateinischen Christengemeinde einen Besuch abzustatten, fehlte uns die Zeit. Wir fuhren gleich weiter.

Bis hoch hinauf wächst in den Bergen Moabs ein guter Wein. Die Weinstöcke waren aber noch weniger gepflegt als auf dem Libanon. Bald hatten wir den Sattel des Gebirges erreicht und genossen einen weiten Rundblick nach allen Seiten. Das tiefe Tal des Nahr es-Zerka oder Jabbok zeichnet seinen weiten Bogen in das Landschaftsbild. Einen eigentümlichen und anheimelnden Anblick bot ein großes Weizenfeld. Wie bei uns auf einer Herbstwiese, so standen da auf dem braunen Acker zwischen den Stoppeln und Steinen Tausende von lilafarbenen Herbstzeitlosen, als ob sie uns an die „Lilien des Feldes“ erinnern und



dafür entschädigen wollten, daß wir in dem zur Frühlingszeit mit Blumen übersäten Hl. Land noch so wenig Feldblumen gesehen hatten.

Abdullah hat eine sonderbare Methode erfunden, um die teure Hauptstraße seines Landes zu schonen. Überall nämlich, wo das freie Feld ein Weiterkommen der Kraftwagen gestattet, ist die Straße gesperrt gewesen, und der Verkehr wurde über die Felder und Steppen geleitet. Die armen Menschen, denen auf solchen Strecken ein Auto begegnete, wurden in undurchsichtige Staubwolken gehüllt. Zur Verbesserung der Straße zieht der Emir gründlich die Sträflinge heran, spart so Geld und bewahrt die Übertreter der Gesetze vor Langeweile.

Gegen 11 Uhr langten wir in Amman, der Sommerresidenz Abdullahs, an. Unter der Bevölkerung von etwa 15 000 Menschen fällt der hohe Prozentsatz des Militärs auf. Man darf sich die Hauptstadt Transjordaniens natürlich nicht europäisch vorstellen. Wir stiegen im „ersten Hotel-Restaurant“ ab. Unser Essen hatten wir zur Vorsicht in Körben von Jerusalem mitgebracht, ebenso einige Flaschen deutsches Bier, ähnlich wie bei der Fahrt nach Bersabee. Wir baten nur um Gläser, um das Bier nicht aus unsern Metallbechern trinken zu müssen. Aber der Wirt konnte nur drei oder vier Gläser herbeischaffen, und den Kaffee tranken wir in zwei Gruppen nacheinander, weil die Zahl der Tassen nicht reichte. An den Wänden hingen bunte Teppiche und allerlei Kartons von alten Abreißkalendern. Einer trug die deutsche Inschrift: „Fröhliche Weihnachten.“ Deutsche Soldaten werden ihn zurückgelassen haben.

In der Stadt wurde eifrig gebaut; auch das „Hotel-Restaurant“ erweiterte seine Räume. Die Ordnung und Sauberkeit auf den Straßen, die Haltung der Leute in Zivilleidung und Uniform, alles ließ erkennen, daß dieses Volk an seine Zukunft glaubt. Stolz schritten die Männer und Jünglinge daher, das Gewehr über der Schulter, die Pistole am Gürtel. So sah man auch draußen die Beduinen bei ihren Herden, während in Palästina das Waffentragen verboten ist, wohl mit Rücksicht auf die jüdischen Einwanderer, denen die Araber wenig hold sind. Abdullahs Reich ist den Zionisten versperrt.

Als wir uns gestärkt hatten, stiegen wir zur Akropolis von Amman hinauf, in der Mittagshize ein mühsames Beginnen. Diese Bergfestung ist eines der größten Ruinenfelder Palästinas. Da haben alle Jahrhunderte gebaut und zerstört. Gewaltige Höhlen im Berge dienten nicht nur als Grabkammern oder Zisternen, sondern auch als „Unterstände“ in Kriegszeiten. Ströme von Menschenblut sind an diesen steilen Hängen und auf dem Gipfel, der Raum für eine ganze Stadt bietet, geflossen. Als Zeugin der letzten Kämpfe im Weltkriege um den Besitz von Rabbath Ammon lag eine zerrissene Granate zwischen dem Steingeröll, und zahlreiche Hülsen von Infanteriegeschossen waren umhergestreut.



In der Geschichte Israels spielt die Stadt und ihre Burg eine traurige Rolle. David hatte seine Diener zu dem jungen Ammoniterkönig Chanun gesandt, um ihm sein Beileid zum Tode des Vaters auszusprechen. Die Ammoniter aber vermuteten Spionage hinter dem Beileidsbesuch, ergriffen die Leute Davids, rasierten ihnen den Bart auf einer Wange, schnitten ihnen die Kleider halb ab und schickten sie so zurück. Diese Beleidigung führte zum Krieg zwischen den Israeliten und Ammonitern. Während Davids Heer unter Joab bei Rabbath Ammon kämpfte, hat der König das größte Verbrechen seines Lebens begangen. Um es zu verheimlichen und das Weib des Urias heiraten zu können, hat er dann den schlimmen Uriasbrief an Joab geschrieben. Vor den Mauern der Festung, zu der wir hinaufkletterten, ist der treue Soldat für seinen schwachen König gefallen. Lange wurde dort das Grab des Urias gezeigt. Wir wissen, wie bitter David seine Sünde bereut hat. Heute noch bekennet er täglich seine große Schuld und preist Gottes Barmherzigkeit, wenn das Miserere gebetet wird.

Glorreiche Tage brachen für die Ammoniterstadt am Jabbok an, als Ptolemäus II. Philadelphus, der Herrscher über Ägypten, die Bauwerke Ammans prachtvoll erneuerte und der Stadt den Namen Philadelphia gab. Dieser Name kam zu neuen Ehren, als vor zwei Jahren der Kardinal von Philadelphia in Amerika der Mutterstadt in Transjordanien einen feierlichen Besuch abstattete. Das war wohl der erste Kardinal, den die Berge Moabs gesehen haben.

Zur Zeit Jesu gehörte Philadelphia zum Zehnstädtegebiet und hatte eine ganze griechische Kultur. Aber auch Rom hat zur Kaiserzeit, besonders unter Marc Aurel, in Philadelphia glänzende Beweise seiner Weltherrschaft erbracht. Auf dem riesigen Trümmerfeld der Akropolis liegen heute die stummen Zeugen verschwundener Pracht aus allen Zeiten, vom Alten Testament bis zur Türkenherrschaft.

Noch großartiger und viel besser erhalten sind die Ruinen im Tal. Das Amphitheater bot auf seinen Sitzreihen für 6000 Zuschauer Platz. Eine geringe Instandsetzung würde ausreichen, um es wieder benutzen zu können. Als wir uns auf den unteren Marmorsitzen niedergelassen hatten, um ein wenig auszuruhen, gerieten auf der vorüberführenden Straße, genau an der Stelle, wo ehemals die Schauspieler austraten, zwei Araber in ein Wortgefecht. Ihre erregten Gesten, die malerische Tracht, darüber der blaue Himmel, alles paßte so vorzüglich in den Rahmen des Bildes, daß wir uns vorkamen wie wirkliche Zuschauer eines beginnenden Spiels. Zugleich konnten wir feststellen, wie ausgezeichnet die Akustik dieses römischen Theaters war.

Schräg gegenüber liegt das Odeon, ein gedecktes Theater. Die Giebelwand weist bedeutsame Skulpturen in griechischem Stiel auf. Elf Säulen stehen neben dem Amphitheater, hart an der Straße. Auf sieben davon ruhen noch die Architravbalken. Sie werden zu einer großen





Philippusquelle am Wege nach Hebron (S. 157–158)



Hebron. Im Vordergrund ein mohammedanischer Friedhof (S. 159)





Beduinen in Bersabee (S. 165 – 166)



Am Brunnen zu Bersabee (S. 165 – 166)



Hauptstraße mit Basar in Bersabee (S. 165)



Halle gehört haben, in der die Theaterbesucher während der Pause lustwandelten. Rom ist eine geschickte Weltbeherrscherin gewesen. Es hat nicht nur die Völker zu besiegen und durch seine Legionen mit eiserner Faust im Zaume zu halten verstanden. Es hat nicht nur Steuern gefordert, sondern auch die unterjochten Völker an seinen Kulturgütern teilnehmen lassen. Darum hat es in so abgelegenen Städten der entferntesten Provinzen, wie hier in Rabbath Ammon, Theater, Thermen, Säulenhallen und Tempel gebaut, so herrlich, als gelte es, das Forum Romanum würdig zu schmücken. So hat Rom nicht nur die fremden Völker an sich gezogen, sondern zugleich Sorge getragen, daß seine Offiziere und Verwaltungsbeamten auf den weit vorgeschobenen Posten nicht allzuviel von den Annehmlichkeiten und Vergnügen der Hauptstadt zu entbehren hatten. Spätere Sieger sind in Rabbath Ammon größer im Zerstören als im Aufbauen gewesen.

Am Nachmittag machten wir einen Abstecher zur Quelle des Jabbok, der eigentlich die Stadt ihr Dasein verdankt. Dort sahen wir die männliche Schuljugend, wie sie unter Leitung ihrer Lehrer munterm Spiel und turnerischen Übungen oblag, ein Bild, wie wir es im Orient noch nicht gesehen hatten. Auch das war ein Zeichen, daß Abdullah weiß, was er will und wozu er sein freiheitsliebendes Volk zu erziehen beabsichtigt.

Zwischen den Häusern der Stadt ragen die Reste einer großen christlichen Kirche mit gut erhaltener Apsis empor. Rabbath Ammon war einst Bischofssitz. Der Islam hat das Christentum im Ostjordanland vernichtet. Nach und nach blühen wieder kleine Christengemeinden auf. Möge es den einheimischen Priestern aus dem von deutschen Benediktinern geleiteten Seminar zu Bet Dschala gelingen, reichere Früchte für Christus unter ihren Stammesgenossen zu erzielen.

### Letzte Fahrten im Heiligen Lande.

#### 1. Ein neues Forschungsinstitut in Jerusalem.

Am letzten Sonntag unseres Aufenthalts in Jerusalem fand eine für die lateinischen Katholiken bedeutsame Feier statt, die Grundsteinlegung einer Zweigstelle des Päpstlichen Bibelinstitutes. Draußen vor dem Safator in schöner Lage, am Wege von der Neustadt nach Bethlehem, konnte nach Überwindung vieler Schwierigkeiten ein geeigneter Bauplatz erworben werden.

Schon bald nach Errichtung des Hauptinstitutes in Rom hatte Papst Pius X. den Wunsch geäußert, es möge im Orient eine Zweigstelle der römischen Anstalt errichtet werden. Dort sollte dann den Schülern der Bibelwissenschaft Gelegenheit geboten werden, nach Abschluß des dreijährigen Lehrgangs zu Rom ein Jahr lang das Heilige Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man hat ja Palästina



„das fünfte Evangelium“ genannt, und die Kenntnis dieses Evangeliums ist für das Verständnis der ganzen Bibel von so großem Nutzen, daß sie durch Bücherstudien kaum ersetzt werden kann.

Bei dem Suchen nach einem geeigneten Ort für das Institut dachte man zuerst an Beirut. Dort hätte es sich leicht an die Universität der Jesuiten angliedern lassen; aber Beirut liegt zu weit vom eigentlichen Palästina entfernt. Auch das Vorhaben einer Gründung auf dem Karmel scheiterte. Jerusalem war der beste Platz, wenn auch die französischen Dominikaner dort schon lange eine blühende Hochschule für Bibelwissenschaft besaßen. Der Weltkrieg vereitelte die Ausführung des Planes, und die ersten Jahre nach der Kriegszeit waren für solche Unternehmungen wenig günstig. Erst am Feste des hl. Evangelisten Lukas, am 18. 10. 1925, konnte die Grundsteinlegung vor sich gehen. Als Vertreter des römischen Instituts, von dem unsere Studienfahrt ausging, durften wir der schönen Feier beiwohnen. Hatte doch der Führer unserer Karawane, Prof. Mallon S. J., bis dahin die Angelegenheit der Neugründung betrieben. Er freute sich am meisten, dem längerstrebten Ziele einen guten Schritt näher zu sein.

Die päpstliche Flagge wehte stolz über einem der beiden Zelte, die von den Zöglingen des Kollegs St. Peter auf dem Festplatz errichtet worden waren. Das Baugelände war durch Blöcke umgrenzt, und der erste Baustein harrete unter einem Gerüst der feierlichen Segnung durch den lateinischen Patriarchen von Jerusalem. Das war ein buntes Bild, als nach und nach die Vertreter der verschiedenen Orden und religiösen Anstalten sich unter den Olivenbäumen des Hügels Nisephorieh sammelten, als die städtischen und staatlichen Behörden sich einfanden und die katholischen Konsuln mehrerer Nationen kamen, um ihr Land bei dieser seltenen Feier zu vertreten. Der Himmel machte ein sehr trübes Gesicht, ganz gegen seine Gewohnheit. Wenigstens bei den Einheimischen rief das einen Widerstreit der Gefühle hervor, weil sie nicht gerne gesehen hätten, daß die Feier verregnete, bei der man den Patriarchen der Lateiner in vollem Ornat zu sehen bekam, weil sie aber zugleich aus tiefstem Herzen einen Regenguß herbeisehnten, nachdem der Himmel seit fast einem Jahr verschlossen zu sein schien. Als wollte er alle zum besten halten, so wirbelte der Gewittersturm dicke Staubwolken über den Platz, trieb sein mutwilliges Spiel mit der päpstlichen Flagge und jagte die schwarzen Wolken so durcheinander, daß sie ganz vergaßen, ihren Segen über das lechzende Judäa herabzugießen. So konnte sich alles ordnungsgemäß entwickeln, die schöne kirchliche Weihe des Grundsteins und seine Einsenkung in den heiligen Boden Jerusalems. Aus ihm soll ein Haus erwachsen, dessen Aufgabe es ist, „zur Verteidigung und Verbreitung der Offenbarungswahrheit nach Kräften beizutragen“.



## 2. In der Heimat Samsons.

Unter den biblischen Heldengestalten, die schon der kindlichen Phantasie reiche Nahrung geben und später dem erwachsenen Menschen anregend oder abschreckend vor der Seele stehen, spielt der Richter *Samson* eine wichtige Rolle. Eine Fahrt zum Schauplatz seiner guten und bösen Streiche gegen die Philister sollte den Abschluß unserer Ausflüge in die Berge Judäas bilden. Ein Besuch bei den Salesianern in Betgemal ließ sich unschwer damit verbinden.

Bis zum Brunnen *Jobs* blieben wir auf der Straße Jerusalem—*Tafa*, bogen dann südwärts ab und gelangten durch ein anmutiges Tal zur Bahnstation *Artuf*. Mehrere Hirten weideten ihre Schafe und Ziegen an den Abhängen. Bei der Heimfahrt gegen Abend beobachtete ich, wie drei Hirten ihre Tiere in eine gemeinsame Hürde trieben. Das erleichterte ihnen die Wacht während der Nacht und erinnerte an die Hirten auf den Fluren bei *Bethlehem*. Wenn dann am Morgen das neue Tagewerk beginnt, ruft jeder Hirt die zu seiner Herde gehörigen Tiere herbei, und sie ziehen hinter ihm her auf gute Weideplätze. Jedes Tier kennt die Stimme seines Hirten und folgt ihm zutraulich, während es vor dem Fremden scheu davonläuft. Viele haben eigene Namen, mit denen der Hirt sie lockt. Wie trefflich erläutert das die Worte Jesu auf dem Laubhüttenfest, da er von dem guten Hirten sprach: „Die Schafe hören seine Stimme. Er ruft seine Schafe beim Namen und führt sie heraus. Hat er alle, die sein sind, herausgelassen, so geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm; denn sie kennen seine Stimme. Einem Fremden jedoch folgen sie nicht, fliehen vielmehr vor ihm, weil sie die Stimme des Fremden nicht kennen. . . . Ich bin der gute Hirt. Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich“ (*Joh.* 10, 3 ff.). Auch der bildhafte Ausdruck von der Scheidung der Menschen beim Jüngsten Gericht, „wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet“, findet leicht seine Erklärung, wenn man an die Mischung der Herden aus Schafen und Ziegen denkt.

Auf der Station *Artuf* standen die Güterzüge, deren Tankwagen von hier das Wasser nach Jerusalem beförderten, über 30 Kilometer weit. Eine Viertelstunde von *Artuf* entfernt liegt am Wege eine einsame kleine Moschee ohne Minarett. Der Innenraum ist kahl und ohne architektonische Gliederung. Neben einer Nische standen ganze und zerbrochene Ölgefäße. Der Hofraum ist durch einige Arkaden wirkungsvoll belebt. Ein Feigenbaum wächst zwischen den Mauern und spendet angenehmen Schatten. Von außen sieht das Heiligtum wie ein Chan aus.

Diese einfache Moschee hielt die Überlieferung wach, daß in der Nähe einst die Stadt *Bethsames* gestanden hat. Seit 1913 sind auf dem gegenüberliegenden Hügel sehr bedeutsame Reste einer starken Festungsanlage und einer christlichen Kirche aus byzantinischer Zeit



freigelegt worden. Der Ort, wohl eine alte Kultstätte des Sonnengottes, wurde in israelitischer Zeit Priesterstadt und hat ein wechselvolles Schicksal als Grenzstadt durchgemacht, bis er ganz vom Erdboden verschwand.

Von der Höhe der Ausgrabungsstelle genießt das Auge eine weite Rundschau über ein in der Bibel des Alten Testaments oft genanntes Stück Land. Auf dem Weizenfeld bei Bethsames waren zur Zeit Samuels die Leute mit der Ernte beschäftigt, als die Bundeslade von den schwer heimgesuchten Philisterfürsten den Israeliten zurückgegeben wurde. Brüllend kamen die beiden Milchkühe daher und blieben mit dem Wagen und der heiligen Lade neben einem großen Stein auf dem Acker Josues von Bethsames stehen. Die Freude der Bewohner über die wiedererlangte Bundeslade nahm aber ein jähes Ende, als der Herr viele Männer der Stadt sterben ließ, bis die Lade Jahwes nach Kiriath Jearim gebracht wurde.

Gegenüber Bethsames liegt stolz auf der Bergeshöhe Sarea oder Zarea, die Heimat Samsons. Auf dem fruchtbaren Ackergrund, den wir auf der Fahrt überquerten, hat der Geist Gottes diesen gewalttätigen Richter seines Volkes und unversöhnliche Feind der Philister berufen. Wo man hinschaut in der Umgegend, überall leben die Erinnerungen an die eigenartigen Kraftleistungen Samsons auf. Seine sittlichen Taten sind wenig heldenhaft gewesen und liefern auch einen Beitrag zu dem Thema, daß ein Mensch noch kein Heiliger ist, wenn er noch so starke Muskeln hat.

Im nahen Timna, heute die Ruinenstätte Tibne, hat Samson seine erste Braut gefunden und den Eltern keine Ruhe gelassen, bis sie in die Mischehe einwilligten. Auf dem Wege dorthin zerriß er den jungen Löwen, in dessen Rachen dann ein Bienenschwarm sich einnistete. Das gab Anlaß zu dem berühmt gewordenen Hochzeitsrätsel, dessen Lösung die Gäste nicht erraten hätten, wenn die Braut nicht unter Schmolzen und Weinen sieben Tage hindurch ihrem Bräutigam immer wiederholt hätte: „Ich bin dir gleichgültig. Du hast mich nicht lieb,“ bis Samson ihr die Lösung mitteilte. Die untreue Braut aber verriet das Geheimnis, sodaß Samson die teure Wette um 30 Unterkleider und 30 Festgewänder verlor. Das kostete dann 30 Philistern das Leben, und Samsons Braut nahm einen andern Mann, obgleich die Hochzeit in Timna vierzehn Tage gedauert hatte.

In den Bergen der Umgebung gibt es mehrere große Höhlen. Bei Bet-Atab dürfte die Höhle zu suchen sein, in der Samson sich verbarg, nachdem er dreihundert Füchse paarweise mit den Schwänzen zusammengebunden, brennende Fackeln dazwischen gesteckt und die Tiere in die Getreidefelder der Philister gejagt hatte, wo sie alles in Brand steckten. Als seine feigen Landsleute ihn fesselten, um ihn den wütenden Feinden auszuliefern bei der Höhle von Atab, da zerriß der Held die



neuen Stricke wie Zwirnsfäden und erschlug, weil er keine andere Waffe hatte, mit einem Eselskinnbacken tausend Philister. Noch manchen Schwabenstreich Samsons erzählt das Buch der Richter. Erst der List der schönen Dalila gelang es, den gefürchteten Feind ihres Volkes seiner Kraft zu berauben, nachdem er zwanzig Jahre Richter über Israel gewesen war. Zwischen Sarea und Esthaol haben ihn seine Brüder begraben.

### 3. Bei den Salesianern in Betgemal.

Weithin ist die landwirtschaftliche Musterschule der Salesianer zu Betgemal zu sehen. Noch viel weiter reicht ihr Ruhm und ihr segensreicher Einfluß auf die Kultur des neuen Palästina. Mit ungekünstelter Herzlichkeit nahmen uns die Söhne Don Boscos auf, als wir von Bethfemes her auf ihrer lustigen Höhe ankamen. Die dort verlebten Stunden inmitten der frohen Jugend und ihrer Lehrer waren ein harmonisches Ausklingen all der erhebenden Eindrücke und Erlebnisse im Heiligen Lande. Alles atmete den Geist des großen Erziehers und Jugendfreundes.

Don Belloni hat die Ackerbauschule gegründet und sie 1891 den Salesianern Don Boscos übergeben. Seither ist die Höhe von Betgemal zu einer Oase frommen Betens, christlicher Erziehung und praktischer Kulturarbeit geworden. Die Zöglinge sind meist ganz arme Knaben aus Waisenhäusern. Gegenwärtig sind eine Reihe Armenier darunter, deren Eltern den Greuelthaten der Türken zum Opfer gefallen sind. Die Zufriedenheit und natürliche Fröhlichkeit der Jungen, nicht nur beim Spiel, sondern auch in der Schule und bei der Feldarbeit, bewies am besten, daß sie den Aufenthalt in Betgemal nicht als Freiheitsberaubung empfinden.

Das Gelände ist fruchtbar. Der Wein und das Öl von Betgemal haben einen guten Namen und sind gesuchte Artikel. Auf den Feldern und in den Ökonomiegebäuden lernen die Schüler den Gebrauch der modernsten Maschinen und Hilfsmittel der Landwirtschaft. Mit der Schule ist ein meteorologisches Observatorium, ein physikalisches und chemisches Laboratorium für die verschiedenen Zweige wissenschaftlichen Verständnisses der Landwirtschaft verbunden. Palästina wird ein anderes Antlitz bekommen, wenn die Zöglinge von Betgemal einmal im Geiste ihrer Lehrer im Lande arbeiten. Das weiß auch die Landesbehörde zu schätzen, und der englische General Money stellte bei einer Preisverteilung der Anstalt folgendes Zeugnis aus: „Als Chef der Landesverwaltung ist es meine Pflicht, öffentlich die wichtigen Dienste anzuerkennen, die Ihr Salesianer für Palästina geleistet habt und noch leistet. Ihr helft uns in mancher Weise; Ihr waret die ersten, eine Ackerbauschule zu gründen, die ersten, um Aufforstungen zu unter-



nehmen. Ihr liefert uns ein wohlgeschultes Personal für die landwirtschaftlichen und meteorologischen Dienststellen, und Eure jugendlichen Zöglinge werden durch Euch einen großen Einfluß auf die Zukunft ihres Landes haben und ihm Pioniere für seine landwirtschaftliche Auferstehung sein.“ Es ist gut, sich solcher Worte aus berufenem Munde über das Wirken katholischer Ordensleute zu erinnern, wenn von gewisser Seite verkündet wird, erst die Zionisten hätten im Lande ihrer Väter mit veralteten Systemen gebrochen und neues Leben geweckt. In der Umgebung von Betgemal sah man schon wieder einen richtigen Wald. Leider haben ihn die Türken im Krieg schonungslos abgeholzt. Aber die neuen Sprosslinge sprossen allenthalben empor und werden sorgfältig vor den schlimmsten Feinden der Aufforstung Palästinas, den Schaf- und Ziegenherden, behütet. Der Blick von der Terrasse über diese jungen Waldanlagen ist ein im Heiligen Lande seltener Genuß.

Betgemal birgt ein geschichtliches Kleinod von hoher Bedeutung. Schon früher wurde der Ort mit Raphar Gamala gleichgesetzt, jener Stätte, an der die Leiber des Erzmartyrers Stephanus, des greisen Rats Herrn Gamaliel, des hl. Nikodemus und Abibo beigelegt wurden. Im Hofe des Schulgebäudes ist nun der prachtvolle Mosaikboden einer altchristlichen Basilika freigelegt worden und darunter eine Grabanlage, die bis in die kleinsten Einzelheiten einer Beschreibung jener Gräber aus dem fünften Jahrhundert entspricht. P. Mauritius Gisler von Mariä Heimgang zu Jerusalem hat als Fachmann die Funde geprüft und ist überzeugt, daß in Betgemal endlich das Grab des ersten Glaubenszeugen gefunden worden ist. Er hat auch die Pläne entworfen, nach denen auf der Höhe von Betgemal ein würdiges Gotteshaus über dem alten Heiligtum erbaut werden soll.

Was verschlägt es, daß mehrere Orte sich bisher rühmten, das Grab des hl. Stephanus besessen zu haben, ehe dessen Gebeine neben denen des hl. Laurentius in S. Lorenzo zu Rom geborgen wurden? Was verschlägt es ferner, wenn für dieses oder jenes Geheimnis aus dem Leben Jesu oder aus der Offenbarung des Alten Bundes verschiedene Schauplätze in Palästina gezeigt werden? Müßte nicht auch der alte Homer siebenmal geboren sein, wenn alle Städte im Recht wären, die sich stolz rühmen, Geburtsort des „göttlichen Homer“ zu sein? Auch die Legende hat ihre Berechtigung. Sie ist wie immergrüner Efeu, der sich um ehrwürdige Mauern schlingt. Nur ein gemütsarmer Mensch wird sich darüber aufregen, weil er lieber die kahlen Steine zählen und den Mörtel auf sein Alter prüfen möchte. So möge der PalästinaPilger bei aller berechtigten Kritik und Liebe zur geschichtlichen Wahrheit auch hier und da der Legende ein Plätzchen gönnen und sich an ihrer Poesie freuen. Oft steckt mehr Wahrheit dahinter, als unser kurzsichtiger Verstand es ahnt. Die Legende fordert keinen unbedingten Glauben, und doch behält sie oft Recht. Kalte Wissenschaft verlangt selbstbewußt,



Daß sich jeder ihrem Urteil unterwerfe, und dennoch hat sie die „gesicherten Ergebnisse“ ihrer Forschung schon mehr als einmal an alten Legenden berichtigen müssen. „Was die Welt Torheit nennt, hat Gott auserwählt, um die Weisen zu beschämen. Was die Welt Schwäche nennt, hat Gott auserwählt, um die Starken zu beschämen“ (1 Kor. 1, 27).





Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit, die in der Geschichte der deutschen Literatur eine besondere Rolle spielt. Sie ist die Zeit der Romantik, des Realismus und des Naturalismus. In dieser Zeit haben viele bedeutende Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit der großen Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Romantik, die die Natur und das Innere des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auf der anderen Seite steht der Realismus, der die äußere Welt und die sozialen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellt. In dieser Zeit haben viele Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit der großen Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Romantik, die die Natur und das Innere des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auf der anderen Seite steht der Realismus, der die äußere Welt und die sozialen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellt. In dieser Zeit haben viele Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden.

Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit der großen Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Romantik, die die Natur und das Innere des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auf der anderen Seite steht der Realismus, der die äußere Welt und die sozialen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellt. In dieser Zeit haben viele Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit der großen Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Romantik, die die Natur und das Innere des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auf der anderen Seite steht der Realismus, der die äußere Welt und die sozialen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellt. In dieser Zeit haben viele Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden.

Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine Zeit der großen Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Romantik, die die Natur und das Innere des Menschen in den Mittelpunkt stellt. Auf der anderen Seite steht der Realismus, der die äußere Welt und die sozialen Verhältnisse in den Mittelpunkt stellt. In dieser Zeit haben viele Autoren ihre Werke geschaffen, die bis heute gelesen werden.